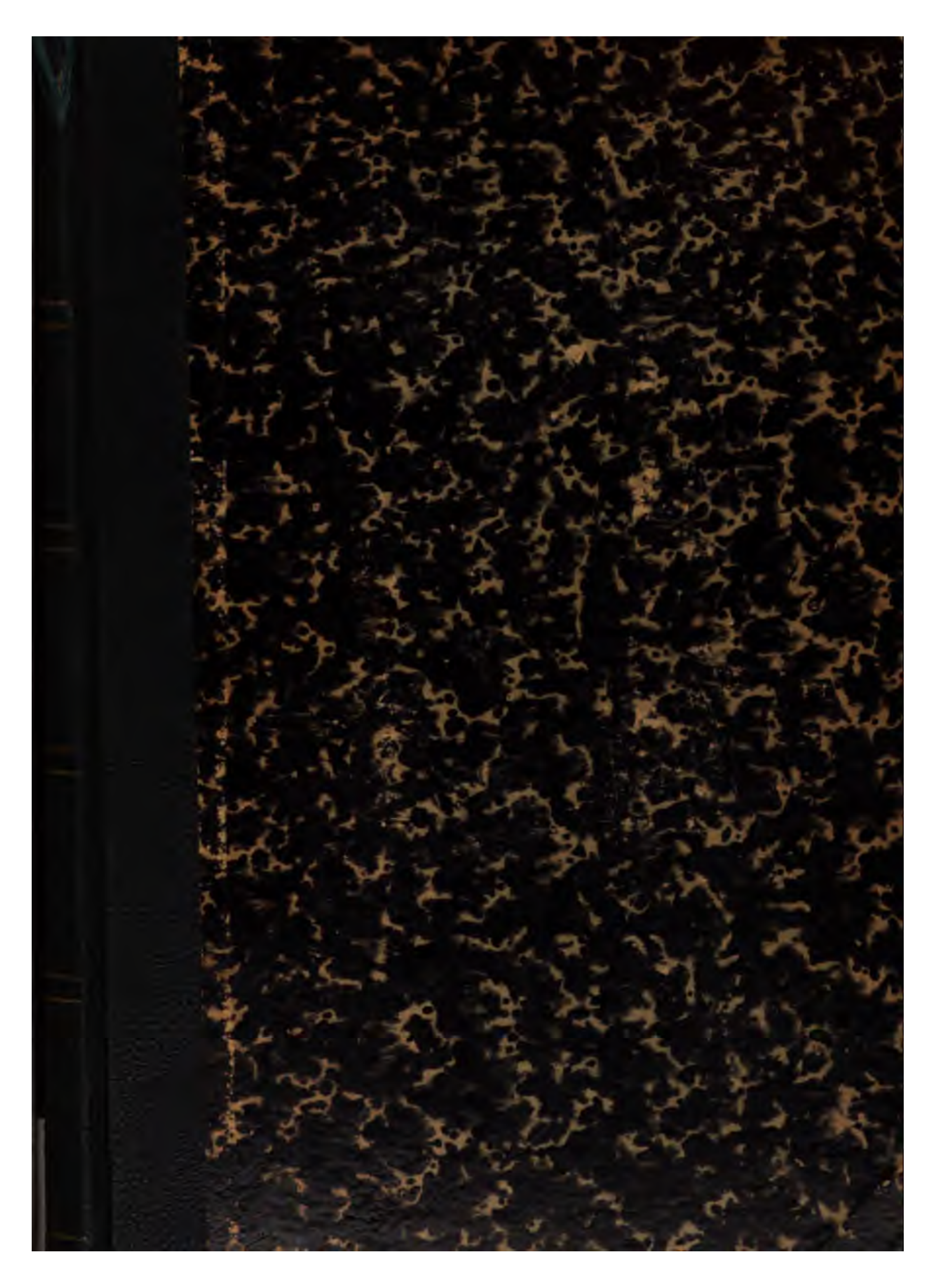


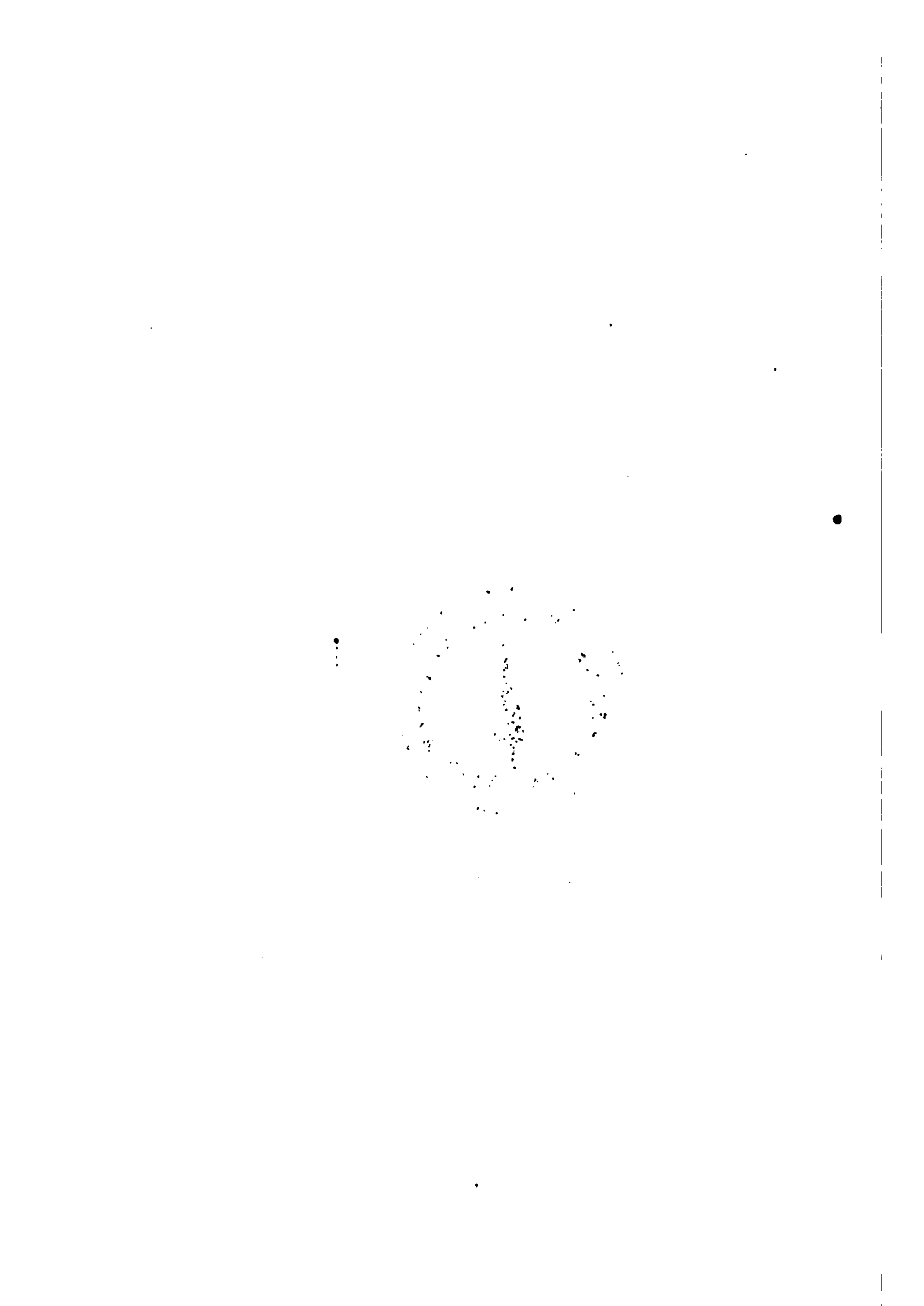


5 Hefte in 1 Bd.

(6) L.

Stockfleckig, Papier gebräunt

[illegible]



# Bilder

aus der

# Geschichte von Basel

von

Abel Burckhardt.

## Erstes Heft.

Bischof Haito. — Bischof Burchard. — Das Erdbeben von 1356.



Basel 1877.
Verlag von Felix Schneider.
(Adolf Geering.)

# Vorwort.

Die Schrift deren erstes Heft ich hier dem Druck übergebe macht keinen Anspruch, ein Werk eigentlicher Geschichtsforschung zu sein. Dem Kenner unsrer vaterländischen Geschichte wird sie kaum noch unbekannte Funde und neue Ergebnisse zu bieten vermögen. Sie schließt sich vielmehr dankbar an das an was Bessre und Kundigere als ich schon zu Tage gefördert haben. Nur eine für Jedermann faßliche und wahrheitsgetreue Schilderung einzelner beachtenswerther Gestalten, sprechender Zustände, hervorragender Begebenheiten aus der Vergangenheit von Basel möchte ich mit dieser Arbeit aus dem Ruhestande dem Freunde unsrer Vaterstadt und ihrer Geschichte in die Hand geben. Zu dem Ende blieb und bleibt aber dennoch das Zurückgehen auf die ursprünglichen Quellen und das eigene Schöpfen daraus durchaus nöthig. Der Geschichtsschreibung ist eben so wenig als der Forschung willkürliches Sichergehen im Gebiete der ausmalenden Phantasie erlaubt. Das Anschauliche und Lebendige muß ihr aus den Anschauungen womöglich der Zeitgenossen selber kommen. Frühere Arbeiten von mir, die ich auch fernerhin hie und da mit in diese Bilderreihe aufnehmen werde, haben immer diese Forderung im Auge gehabt. So lange Gott Leben, Kraft und Gedeihen schenkt, gedenke ich, dem ersten von Zeit zu Zeit ähnliche Hefte nachfolgen zu lassen, und die Reihenfolge dieser kleinen historischen Monographien bis auf die uns näher stehenden neueren Zeiten fortzusetzen.

Der Verfasser.

# Bischof Haito.

# Bischof Haito.

Zur Zeit Karl's des Großen lebte in unsrer Vaterstadt der treffliche, allgemein verehrte Bischof Haito, bei späteren Geschichtsschreibern Hatto oder Hetto (jetzt sprechen wir: Otto) genannt. Unsere Stadt verdankt ihr erstes Emporkommen ihren Bischöfen. Sie war eine bischöfliche Stadt, und an der Macht dieser ihrer ersten Herren ist sie, wie eine unsrer Chroniken sagt, emporgewachsen gleich dem Epheu das an einer Mauer hinaufwächst. Bischof Haito ist aber nicht nur der erste Basler Bischof von dem wir mehr als den bloßen Namen wissen: er war es auch um deßwillen unter den damaligen Städten des Reichs der Name Basels ein Name guten und gewichtigen Klanges wurde. Er gehörte zu den edlen, frommen, hochgesinnten Vorstehern der Kirche die in den bedeutsamen Zeiten Kaiser Karl's, im Sinn und Geist dieses größten Regenten der Christenheit, die Träger einer neuen Ordnung und Gesittung unter den Völkern deutschen Stammes geworden sind.

---

## 1. Die vorhergehende Entwicklung der Dinge in unseren Landen.

Es waren in unsern Landen im Verlauf von vier Jahrhunderten gewaltige Veränderungen vorgegangen. In den Schreckenszeiten der Völkerwanderung waren unter den ver-

heerenden Einfällen der benachbarten kriegerischen Alamannen, eines mächtigen Bundes deutscher Völkerschaften, die früheren keltischen Bewohner der Gegenden zwischen dem Rhein und den Alpen gänzlich untergegangen; so ganz, daß auch ihre Sprache und alle ihre geschichtlichen Erinnerungen wie unter den Fluthen einer allgemeinen Ueberschwemmung vom Erdboden weggefegt worden und verschwunden sind. Von der Bildung und Gesittung welche die Herrschaft der römischen Cäsaren dem Lande gebracht hatte war nichts mehr übrig geblieben als Trümmer und Schutthaufen, die von der untergegangenen Herrlichkeit nur ein dürftiges Zeugniß ablegten. Die einst mit wohlgefügten Mauern umgebene, mit goldbedachtem Tempel und einem stattlichen Theater geschmückte Augusta Rauracorum, die dritte Hauptstadt im alten Helvetien, hielt mit Mühe noch eine Zeit lang den Namen eines raurachischen Kastrums aufrecht. Die viel unbedeutendere römische Basilia hat zwar ihren alten Namen in die künftigen Zeiten hinüber zu retten vermocht, doch nicht ohne daß eine gleichzeitige Nachricht uns meldet, Basel liege jetzt auch in Schutt und in Trümmern. Im vierten und fünften Jahrhundert aber unsrer christlichen Zeitrechnung hatten sich in dem herrenlosen, vielfach zur Einöde und waldigen Wildniß heruntergebrachten Lande die Alamannen angesiedelt. Sie wohnten jetzt da, nicht wie ihre Volksgenossen und Nachbarn, die Franken und die Burgunder, in einem Land wo die überlegene Bildung, wo vor Allem der Christenglaube der Besiegten auch den Siegern zuletzt zu einer Macht wurde, der sie sich allmälig beugen mußten. Nach ihrer alten, eigenen, deutschen Art und Sitte hausten die alamannischen Einwanderer in der neuen Heimath, die sie nach langem Suchen und Drängen gefunden hatten: der freie Landmann mit Weib und Kind, von den Wohnungen seiner Knechte und Hörigen umgeben, auf seinem Hof, rings darum her die Aecker und Felder die die

Gemeine zur Benützung ihm zutheilte, und die Weideplätze auf denen er seine Viehheerde gehen ließ; die Edeln des Volks auf ihren stattlicheren Landsitzen, wo sie in gewohnter Gastfreiheit die Männer ihres Gefolges bewirtheten und, wenn sie nicht der alten Lust zu Kriegszügen sich hingeben konnten, ihre Kraft im Kampf gegen das Wild, gegen die Wölfe, Wildschweine und Bären des Waldes übten. Ein derbkräftiges, trotziges, freiheitsstolzes Geschlecht, das nur allmälig und mit Widerwillen zum Wohnen hinter Stadtmauern sich bequemte, das aber in seinem angestammten Sinn für Recht und Sitte des Hauses und der Gemeine, in seiner ehrenhaften Treue gegen die eigenen Oberen ein nicht unergiebiger Boden war für eine bessere, göttlich begründete und segensreichere Gestaltung ihres Lebens, wie sie der Christenglaube ihnen nun bringen sollte.

Um diesen Segen hatten sie sich freilich zur Zeit ihrer Einwanderung bis vielleicht auf wenige schwache, nur sehr vereinzelte Ueberreste selber gebracht. In ihrer heidnischen Unwissenheit und wilden Zerstörungswuth hatten sie damals alle christlichen Kirchen und Gotteshäuser im Lande niedergebrannt und niedergerissen. Erst unter der Oberherrschaft der fränkischen Könige, der Alamannien sich hatte unterstellen müssen, fand der wohlthätige Einfluß christlicher Erkenntniß und Lebenssitte von dem christlich gewordenen Frankreich her allmäligen Eingang bei dem nur schwer von der Art und dem Glauben der Väter weichenden Geschlecht. In den unter königlicher Begünstigung neu emporkommenden Städten, wenn auch nicht mehr in den völlig zu Schutt und Asche zerfallenen größeren Römerkolonien, bildeten sich, wie in unserem Basel, unter einem Bischof alamannische Christengemeinen. Auf dem Lande siedelten sich, auf einer waldigen Rheininsel oder mitten im dichten Urwalde an einer stillen fischreichen Stelle des rauschenden Wildbachs, fromme Mönche an, die ein wundersamer Eifer trieb, im fernen

fremden Lande, wo man nichtige Götzenbilder anbetete, dem Herrn dem sie ihr Leben geweiht hatten ein Heiligthum aufzurichten. Ihre Axt lichtete den Wald, um eine Waldkapelle her bauten sie ihre Zellen, pflanzten Garten und Feld an, sangen bei Tag und Nacht ihre feierlichen Gesänge, besuchten in der Umgegend die Hütten und Häuser der Nachbarschaft, predigten am Sonntag und an den Festen der Kirche dem Volk das zu ihnen herkam, waren weithin die Zuflucht der Armen und Kranken des Landes. So, in der Weise wozu damals in der Christenheit der allgemeine Zug der Zeit hingieng, und wie es für ein noch im Kindesalter befindliches Geschlecht am anschaulichsten und eindrücklichsten sein mochte, gewährten sie dem staunenden Volke den ergreifenden Anblick eines Lebens, wie sie noch nie eines gesehen hatten: eines Lebens in gottgeweihter Andacht, in lebendigem Gottvertrauen, in rüstiger Arbeit und Tüchtigkeit, in freudiger Pflege löblicher Kenntnisse zugebracht. Ihre Niederlassungen wurden, nachdem sie zu geregelten Klöstern herangewachsen waren, für die ganze Gegend Pflanzstätten christlicher Erkenntniß, Bauschulen für den Bau einer christlichen Kirche im Lande. In unserer Gegend hatte schon zur Zeit des ersten Frankenköniges ein Mönch, der aus einem Kloster in Frankenland kam, Fridolinus mit seinen Gefährten, zum Bau des Klosters Seckingen den ersten Grund gelegt: ein Anfang und Grund zur Stiftung vieler Kirchen in unsern Landen. Für ganz Alamannien aber sind einfache, ernsthafte, gottselige und in der Schrift wohlbewanderte Gottesmänner aus dem brittannischen Irland, unter ihnen vor Allem St. Gallus, der Stifter des nach ihm benannten hochberühmten Klosters, ein weithinscheinendes, reichen Segen verbreitendes Licht geworden. Dem Allem konnten und wollten die alamannischen Einwohner unseres Landes in die Länge nicht widerstehn. Um die Mitte des achten Jahrhunderts war es ent-

schieden: die alten Götter mußten der Erkenntniß des lebendigen Gottes, dem Worte von der Erlösung Jesu Christi weichen. Die Leute erzählten sich: wenn die Glocken der neuen Kapellen und christlichen Kirchen im Lande ertönen, rufen die alten Geister der Landschaft, die Riesen auf ihren Felsenhäuptern einander über die Thäler zu, es sei ihnen unheimlich geworden in der Gegend. Es hieß, man habe den Flußgott am Wasser bitterlich weinen hören, daß er nicht auch selig werden könne, und der Fährmann am Ufer sei in der Nacht durch Klopfen geweckt worden, seine Stimmchen hätten begehrt über den Fluß gesetzt zu werden; bei der Ueberfahrt habe er vernommen, wie die Bergmännlein zusammen flüsterten und sich beklagten, der Glockenklang des neuen Glaubens verscheuche sie aus ihrem heimathlichen Gebiete.

Nachdem nun aber allenthalben in deutschen Landen der neue Glaube und Gottesdienst Eingang gefunden, kam die Zeit wo's die zweite nicht weniger wichtige, noch mühsamere Arbeit an die Hand zu nehmen galt: die der Sicherung des Gewonnenen, die der Einführung des christlichen Glaubens in die Herzen und Sitten des Volkes. Es war das die Zeit, da der große Kriegsherr und Weltregent, Kaiser Karolus, die deutschen Völkerschaften unter seinem gewaltigen Scepter zu einem Reiche vereint hatte und nun allen Eifer seines Willens daran setzte, seinen Völkern die Wohlthat guter Ordnung und erfreulichen Gedeihens, das Lob edler Kenntnisse und das Leben zierender Künste, vor Allem den Segen lebendigen Gottesdienstes, christlicher Erkenntniß und Lebensordnung zuzuwenden. Damals sah man unter seinem Schutz alle besseren Vorsteher und Würdeträger der Kirche mit freudigem Eifer in die Reihe treten, um an den Bemühungen zu besserer Erziehung des Volks Antheil zu nehmen. In dieser Zeit hat Bischof Haito gelebt und gewirkt.

---

## 2. Haito's erste Lebenszeit in der Reichenau.

Auf einer reizenden Insel des schönen Untersee's bei Konstanz, einst der sumpfigen Wohnung giftiger Schlangen und unheimlichen Gewürmes, stand seit beinahe hundert Jahren das berühmte Benediktiner-Kloster, um dessentwillen später das Eiland den Namen der Reichenau erhalten hat. Es war zur Zeit Karl Martell's von einem fränkischen Manne, Sanct Pirmin, erbaut worden: einem Manne der, mit dem Apostel der Deutschen Bonifazius wetteifernd, zur Verbreitung christlichen Glaubens und zur Begründung christlicher Zustände im Lande unermüdet thätig gewesen. Dieses Kloster durfte sich der Gunst der vornehmen Geschlechter in der Nachbarschaft in besonderm Grade erfreuen. Die neuen fränkischen Herrscher, Karl Martell, Pipin und Karl beschützten und beschenkten es, als eine Stütze ihrer Herrschaft im Alamannenlande, zuerst mehr als seine ältere Schwester St. Gallen. So gelangte es schneller als dieses zu Wohlstand und Ansehn.

Hier hat Haito von früher Kindheit an bis in das reifere Alter die erste und meiste Zeit seines Lebens zugebracht. Seine Aeltern, einem vornehmen alamannischen Geschlechte angehörig, hatten ihn schon als fünfjährigen Knaben nach der Reichenau gebracht, daß er dort zum Klostergeistlichen und würdigen Diener der Kirche sich heranbilde. Unter der Pflege und Zucht ernster und kenntnißreicher Lehrer wuchs der begabte, gesittete, fromme Knabe heran, von seinem achtzehnten bis dreiundzwanzigsten Jahre der beste und liebste Schüler Waldo's aus St. Gallen, eines Lehrers der, angehaucht vom hochstrebenden Geiste der Glaubensboten aus Irland, die Beschäftigung mit guten und erbaulichen Büchern für rühmlicher hielt als die Stellung eines Konstanzer Bischofs. Bei ihm lernte der junge Haito was zu

jener Zeit nur zu lernen war. Damals galt es vor Allem, das edle Erbe menschlicher Bildung und Kunst, welches das römische Alterthum den folgenden Zeiten hinterlassen hatte, und das noch köstlichere Erbe der göttlichen Erkenntniß aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche neuerdings anzutreten. Haito lernte nicht nur das Latein, die Sprache der Gebildeten und der Kirche, wohl verstehen und handhaben; er scheint auch des Griechischen, der Grundsprache des neuen Testamentes, nicht unkundig geblieben zu sein. Er wurde in der Kenntniß der hl. Schrift alten und neuen Bundes trefflich bewandert. Er übte sich getreulich in Beobachtung der überlieferten Ordnungen des Gottesdiensts. Er erlernte von seinem Meister, der ein gewaltiger und ausgezeichneter Schreiber war, die Kunst, in zierlichen, zum Theil in Gold und Silber prangenden Buchstaben die Schriften früherer Zeiten zum Gebrauch für spätere Geschlechter dem Pergamente anzuvertrauen.

Als Waldo von den Brüdern auf Reichenau zu ihrem Vorsteher und Abt ernannt worden, stand Haito als kundiger Lehrer und Lesemeister den Schulen des Klosters vor. Die Schüler der innern Schule, die bereits das ehrenvolle Kleid künftiger Klosterbrüder trugen und zur Aufnahme in den Orden sich vorbereiteten, führte er als ein milder und ernster Zuchtmeister in alle Pflichten und Obliegenheiten des klösterlichen Lebens ein; die der äußeren Schule bildete er zu tüchtigen Weltgeistlichen, zu Priestern der neuen Gemeinden des Landes. Viele Söhne edler Familien strömten herbei, um an dem Vorzug preiswürdiger, den Geist und das Leben veredelnder Kenntnisse auch ihrer Seits Theil zu nehmen. Diese Klosterschulen waren übrigens nicht nur Pflanzstätten gelehrter und wissenschaftlicher Bildung. Es sollten da auch Gemüth und Herz für die Segnungen der Erkenntniß Gottes geöffnet und zu heilsamer Zucht des Gehorsams angehalten werden. „Der edle

Same, der in die Furchen gestreut wurde, sollte nicht in ein mit Disteln und Dornen verunreinigtes Feld fallen." Haito hat eben so sehr, wie durch seine für jene Zeit ungewöhnlichen Kenntnisse, so auch durch seinen frommen, würdigen, sittenreinen Wandel, durch seine liebreiche Milde, durch seine erzieherische Einsicht einen unverkennbaren segensreichen Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt. Seine Schüler Erlebald und Tatto haben später als Lehrer und geachtete Aebte auf der Reichenau, Grimald als Abt von St. Gallen ihren väterlichen Lehrer und Erzieher jeder Zeit hoch in Ehren gehalten.

In den Jahren, da Haito als allgemein hochgeschätzter und berühmter Lesemeister zu Reichenau wirkte, stand dieses Kloster in einer Reihe mit den Klöstern St. Gallen und Fulda als eine der drei berühmtesten Stätten der Bildung für die künftigen Diener und Würdeträger der Kirche und des Reichs; ja zu seiner Zeit schritt es darin dem hochberühmten St. Gallen, das noch mehr mit äußeren Hindernissen zu kämpfen hatte, rühmlich voran. Es ist noch ein Verzeichniß der Bücher der Reichenauer Bibliothek, von der Hand des unermüdlichen Bücherabschreibers, des gelehrten Reginbert, aus dem Jahr 824 vorhanden. Es zeigt uns nicht nur, daß die Büchersammlung an die vierhundert Bände zählte; wir finden auch darin neben den nöthigsten Werken theologischen und gottesdienstlichen Inhalts noch manche andere Schriften: Rechtsbücher, Bücher der Arzneikunde, Schriften alter classischer Schriftsteller, sogar solche die auf das Verständniß deutscher Sprache und Dichtung Bezug hatten.

---

## 3. Haito als Bischof zu Basel und als Abt in der Reichenau.

Bis weit über sein dreißigstes Lebensjahr hinaus hatte Haito auf der Reichenau in stiller freudiger Pflichterfüllung seines Lehramtes gewartet; für ihn wohl die glücklichste Zeit seines Lebens. Da sollte er auf einen weitern, noch offenkundigeren Schauplatz seines Wirkens berufen werden. Es mag ungefähr um das Jahr 800 gewesen sein, als Kaiser Karl ihn auf den Bischofssitz des Bisthums Basel erhob. Wir wissen, wie dieser große und weitsehende Herrscher bemüht war, den Völkern die er unter seinem Scepter zu einem mächtigen Reiche vereint hatte, vor Allem würdige, pflichttreue und mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstete Kirchenvorsteher zu setzen, die geeignet wären, ihn in seinem rastlosen Eifer für eine neue bessere Ordnung der Dinge in seinen Landen zu unterstützen. Die kleine Geschichte, die des Volkes Mund nach hundert Jahren noch von ihm erzählte, ist bekannt: wie er einmal beim Besuch der Knabenschule seines Hofes, nachdem er die Schriften und Aufsätze der jugendlichen Schüler durchlesen hatte, zu den fleißigen Knaben vom Mittelstand und von niedriger Herkunft, deren Arbeiten mit Verstand und Weisheit gewürzt waren, voll huldreicher Freundlichkeit sprach: „Habt Dank, meine Söhne, daß ihr euch Mühe gebt, meinem Befehle nachzukommen; bemüht euch jetzt, zur Vollendung vorzudringen, und ich werde euch Bisthümer und prachtvolle Klöster geben, und immer werdet ihr ansehnlich sein vor meinen Augen" — wie er aber den Söhnen der Edeln, welche sich auf Geburt und Vermögen verlassen und ihre Zeit mit Pracht und Spiel in Müßigang zugebracht hatten und deren Schriften nur ungewaschenes Zeug enthielten, einen flammenden Blick des Zornes zuwarf und sagte: „Beim König

des Himmels! ich mache mir aus euerm Adel und euern schönen Kleidern nichts; das sollt ihr sonder Zweifel wissen, wenn ihr nicht die bisherige Trägheit durch ernstlichen Fleiß wieder gut macht, so werdet ihr vom Karl nie etwas Gutes erlangen." Als ihm sein Freund, Abt Alkuin, einst viel von der Gelehrsamkeit der frommen Kirchenväter Hieronymus und Augustinus erzählte, brach er in die sehnsüchtige Klage aus: „o, daß ich doch nur zwölf solche Geistliche in meinen Landen hätte!" So können wir uns nicht wundern, wenn Karl, der ein offenes Auge für Alles hatte und seine Leute wohl kannte, dem gelehrten, einsichtsvollen Lehrmeister von Reichenau die Führung und Leitung des zwar kaum sehr umfangreichen, aber um seiner Lage an der Schwelle des Alamannenlandes willen nicht unwichtigen Bisthums Basel übertrug. Er mag schon vor Jahren, als er 780 auf einer Reise nach Rom mit seiner geliebten Gattin, der alamannischen Hildegard, auf der Reichenau Herberge nahm, auf den vielversprechenden, damals siebzehnjährigen Jüngling aufmerksam geworden sein. Jedenfalls war ihm die Klosterschule Reichenau's, die herrlich aufblühende Pflanzstätte der Frömmigkeit und der Wissenschaft für das endlich beruhigte und seiner Herrschaft völlig gewonnene Alamannien, längst ein Gegenstand seiner freudigen Theilnahme und Gunst.

Karl hat auch seine Bischofswahl niemals zu bereuen gehabt. Der Mann welcher nun während mehr als zwanzig Jahren der Kirche von Basel vorstand, war keiner von den Bischöfen die durch ihre Unwissenheit und ihren unwürdigen Wandel dem Kaiser oft so viele Noth machten, an die er die ernstliche Mahnung richten mußte, daß sie doch wenigstens einmal des Jahres in der Hauptkirche ihres Bisthums dem Volke das Wort Gottes predigen sollten, die er mitunter über ihren Geiz und eiteln Prunk hart und streng zu schelten sich genöthigt sah. Bischof Haito von Basel war ein Mann der ganz in die großen

Gedanken, die Karl über den Völkern seines Reiches hegte, eingieng. Der berühmte Walafried Strabo, sein jüngerer Zeitgenosse, schildert in einem seiner ersten jugendlichen Dichterversuche sein segensreiches Wirken. Er hatte als ein Schüler Reichenau's täglich Gelegenheit, aus dem Munde der älteren Klosterbrüder seinen Ruhm zu vernehmen. Seine hochbegeisterte Schilderung läßt uns in diesem Vorsteher der Kirche Christi „einen treubesorgten Hirten erkennen, der als er seine Heerde „großentheils fern von dem Thale in welchem Christus seine „Schafe weidet in der Irre gehen sah, den durch ungöttliches „und weltliches Treiben der Geistlichen fast bis auf den Grund „zerstörten und zerfallenen Schafstall neu wieder aufrichtete und „durch heilige Ordnungen und Schranken die innern Schäden „zu heilen, die äußeren Einrichtungen zu bessern bemüht war." Er beschreibt ihn uns, wie er „als ein guter Säemann in die Furchen des bisher noch unbebauten Erdreichs den heiligen Samen streute." Er rühmt es, wie der verehrte Mann, den er selbst auch noch beobachten und bewundern konnte, „in der „ganzen Welt als ein helles Licht leuchtete, was für ein ge„lehrter, kenntnißreicher und kunstverständiger Mann er gewesen, „ein freigebiger Freund der Armen, ein gerecht urtheilender „Richter, ein Vater seiner Untergebenen, der durch seinen reinen „unsträflichen Wandel und seinen liebreichen Sinn noch mehr „als durch seine Einsicht hervorragte."

Es hat sich bis auf unsere Tage von der Wirksamkeit Bischof Haito's ein merkwürdiges Denkmal erhalten. Wir besitzen von ihm ein bischöfliches Capitulare, eine Anweisung zu besserer Einrichtung und Ordnung der Dinge in dem seiner Fürsorge untergebenen Kirchsprengel. Es reiht sich ähnlichen Verordnungen Karl's und bischöflichen Erlassen aus dieser Zeit in würdiger und unverkennbar selbstständiger Weise an. Dieses Capitulare läßt uns lehrreiche Blicke thun in die Aufgabe die

damals einem treumeinenden Vorsteher der christlichen Kirche in unsern Landen oblag.

Bischof Haito's erste Sorge geht dabei auf eine bessere Ausrüstung der Geistlichkeit zur Unterweisung des noch unwissenden Volks und auf Heranbildung desselben zu mehr selbstständiger Theilnahme am Gottesdienste der Kirche. Denn es standen jetzt wohl in immer mehr anwachsender Zahl Christenkirchen im Lande, ihre Glocken riefen in allen Thälern das christliche Volk zum Gottesdienste herbei, und dieses kam ehrerbietig, die Gebete und Gesänge welche die Priester Gott darbrachten zu hören. Aber es genügte dem getreuen Vorsteher der Basler Kirche nicht, daß die Gemeinde bei dem nach allgemeiner Uebung in lateinischer Sprache gehaltenen Gottesdienste sich kaum zu betheiligen vermochte und die Priester selbst vielleicht oft ohne Verständniß die vorgeschriebenen Gebete, und diese nicht einmal vollständig, herlasen. Die Wenigsten unter ihnen mochten in einer Schule, wie die zu Reichenau war, zu ihrem Amt vorbereitet worden sein. Es gab in damaliger Zeit Priester denen das Lesen noch große Mühe machte. Man konnte hochgestellte Geistliche antreffen die, wenn man sie auf die Kanzel stellte, nicht einmal nur ein kurzes Wort der Ermahnung zum versammelten Volke zu reden im Stande waren. Darum begehrten die Ordnungen Haito's vor Allem, „es solle „auf den Glauben und die Lehre der Priester wohl geachtet „werden; es solle ihnen eine Anleitung in die Hand gegeben werden, wie auch das schwache Geschöpf könne zu einer, „sei's auch nur unvollkommenen Erkenntniß seines Schöpfers „gebracht werden. Ein Jeder im Volke müsse wenigstens das „Gebet des Herrn und das apostolische Glaubensbekenntniß, „die beiden Hauptstücke christlichen Lebens und Glaubens, sowohl lateinisch als deutsch auswendig wissen, damit was sie „mit dem Munde bekennen auch mit dem Herzen geglaubt und

„erkannt werde. Auf die Begrüßungen und Anreden des „Priesters müsse das ganze andächtige Volk mit einmüthiger „Stimme, nicht etwa nur die Geistlichen und die gottgeweihten „Frauen, die üblichen Antworten zu geben wissen. Die Priester „aber sollen die zur rechten Uebung des Gottesdienstes erfor„derlichen Kirchenbücher besitzen; ein Jeder müsse das Homilarium," eine auf Karl's Geheiß für ungeübte Prediger veranstaltete Sammlung von Musterpredigten bewährter Kirchenväter, „zur Hand haben. Ueber das was die heilige Taufe „und das Sakrament des Leibes und Blutes des Herrn sei, „sollen die Lehrer der Gemeinde die rechte Einsicht haben: wie „in diesen heiligen Handlungen die sichtbare Gestalt zwar mit „Augen gesehen, das unsichtbare Heil aber der Seele zum ewigen „Leben dargereicht werde", das Heil von dem Haito lehrt, „es „werde allein durch den Glauben ergriffen." Man sieht, Haito hat sich in seinen Anforderungen noch auf ein sehr bescheidenes Maaß beschränken müssen. Es braucht zur Heranbildung unmündiger Kinder ganze Jahre des menschlichen Lebens. Zur Umbildung der Anschauungen und Begriffe noch unmündiger Völker bedarf es oft langer Jahrhunderte. Aber unverkennbar ist, wie es Bischof Haito angelegentlich um die Pflege einer besseren und werthvolleren Gottesverehrung zu thun war. Ihm lag dabei die ernstliche Warnung des Evangeliums auf seinem Herzen: „Wenn ein Blinder den andern leitet, fallen sie Beide in die Grube."

Nicht weniger war der Wandel der Geistlichen seines Sprengels ein Gegenstand seiner Sorge. Unter dem früheren Herrscherhause des Frankenreichs war eine arge Verweltlichung und Verwilderung der Sitten unter einem großen Theile der Geistlichkeit eingerissen. Wird uns doch gemeldet, daß selbst Bischöfe einander beim Mahle am königlichen Hofe ihre Unzucht und ihre falschen Eidschwüre vorwarfen, ja sogar thät-

lich sich aneinander vergriffen. Vom alamannischen Volke aber ist bekannt, wenn es auch in Manchem noch unverdorbener geblieben war, wie tief und allgemein die damals noch rohe Lust der Jagd, die Lust an Trinkgelagen und Würfelspiel in seinen Gewohnheiten eingewurzelt war, also daß auch das Priestergewand davon nicht immer abgehalten haben mag. Hat doch selbst noch zwei Jahrhunderte später der hochgebildete Notker von St. Gallen auf dem Sterbebette beschämt und reuig bekannt, wie er als Jüngling einmal im Mönchskleide auf die Jagd gegangen sei und einen Wolf erlegt habe. Haito bringt daher in seinen Verordnungen, bei aller seiner sonstigen Einsicht und Milde, mit strengem und entschiedenem Ernste „auf Vermeidung alles Dessen, was im Hausstande der Geistlichen zu „Aergernissen führen und bösen Verdacht erwecken könnte." Er will nicht, „daß sie je ein Wirthshaus betreten, auch dann „nicht, wenn sie auf einer Reise seien; sie mögen dann sich das „Nöthige durch Andere holen lassen und es mit Danksagung „genießen." Er erlaubt nicht, „daß sie sich Jagdhunde oder „Falken und Sperber halten." Er verbietet ihnen „das Spiel „und den Besuch weltlicher Schauspiele: ihnen müsse genügen, „daß sie Lust haben am Gesetz des Herrn und reden von „seinem Gesetze Tag und Nacht." Es war in diesen Lebensregeln für die Träger christlichen Sinnes in ihrem Lande etwas von dem entschlossenen und tapferen Geist der ersten Zeiten, in denen das Christenthum als eine neue Macht unter den Völkern deutscher Zunge auftrat. Haito war sichtlich davon durchdrungen, „die Diener Gottes müssen bedacht sein, durch „stete Wachsamkeit in ihrem Wandel die Kirchen denen sie vorstehen zu zieren." Ihm lag das Wort des Apostels im Sinne: „Kein Kriegsmann flicht sich in anderweitige Händel, daß er dem gefalle der ihn in seine Dienste genommen hat."

Die meisten Verordnungen Haito's zeigen uns übrigens den einsichtigen Gesetzgeber, der eine bessere festere Ordnung der Dinge im Gebiet seines bischöflichen Sprengels einzuführen bedacht war. Auf strenge Ahndung des argen Mißbrauchs, das geistliche Amt mit Geld und durch Geschenke zu erkaufen, auf Vermeidung unordentlichen Umherziehens der Geistlichen aus einer Diözese in die andere, auf Einheit des Gottesdienstes, auf gleiche und unparteiische Uebung der Bußzucht in der gemeinsamen Kirche des Abendlands wird in dem Capitulare Bischof Haito's gedrungen. Er will, daß Niemand, vielleicht in nicht lauterer Absicht, seinem ordnungsgemäßen Beichtiger und Seelsorger sich entziehe. „Selbst die welche nach Rom zu „den Schwellen der hl. Apostel wallfahrten sollen vorher zu „Hause ihre Sünden bekennen und sich von ihrem eigenen Bischof „oder Priester die Absolution ertheilen lassen." Seine Bestimmungen über den Zehnten, welcher zum Dienst der Kirche entrichtet wurde, seine Anschauungen über das was im Handel und Wandel sich zieme, die Anweisungen die er in Betreff verbotener Ehen ertheilt, zeigen uns den Ordner des Volkslebens welcher, immerhin ein weises Maaß der Billigkeit übend, die strengen Ordnungen einhält die in der römischen Kirche sich festgesetzt hatten. Einfache Völker bedürfen und lieben eine feste, bestimmt ausgesprochene, einheitliche Ordnung. Vielerlei verschiedene Uebungen und Gebräuche verwirren sie. Sie wissen gerne, wo sie daran sind mit dem was für gut und recht gelten soll. In den Regeln die Haito aufstellt sehen wir überall den Mann welcher den Segen eines durch festes Gesetz geordneten Lebens für ein erst zu erziehendes Volk nicht verkennt. Darum aber ist es nicht ein blinder ungeistlicher Anhänger der Hierarchie, den wir hier walten sehn, sondern ein Vorsteher der Kirche der hohe Gedanken hat „von dem wahren priesterlichen Sinne derer welche die Sünden ihres Volkes sollen auf

betendem Herzen tragen", ein Freund des Volkes dem es angelegen ist, daß die Leute verstehen lernen was, wie er sagt, „die Werke der Gnade seien mit ihren Früchten, durch die „man zum Leben eingehe, und was die Werke der Un„gerechtigkeit mit ihren Folgen, die zur linken Seite hin „ins Verderben führen."

Die Sorge Haito's auf geistlichem Gebiet sollte sich übrigens nicht nur auf die Angelegenheiten seines Bisthums erstrecken. In jenen Zeiten, da die Klöster so eine hervorragende Bedeutung hatten, war es nichts Seltenes, die bischöfliche und die Abtswürde auf demselben Haupte vereinigt zu sehn. Im Jahre 806 versetzte Kaiser Karl den Abt Waldo von Reichenau in das Kloster des hl. Dionysius bei Paris, und die Reichenauer Brüder wählten den um ihr Gotteshaus so wohlverdienten Haito zu ihrem Abte. Er hat auch jeder Zeit seine besondere väterliche Sorgfalt dieser Stätte seiner Jugend, seinem liebsten Heim das er auf Erden hatte, zugewendet. Er brachte es bei Kaiser Karl dahin, daß „das Kloster auf der Aue", wie es damals hieß, vor den gewaltthätigen Uebergriffen eines gräflichen Schirmherrn geschützt und ihm das Vorrecht gewährt wurde, seinen Schirmvogt fürderhin selber zu ernennen. Er erbaute an der Stelle der von Pirmin einst errichteten allzu schmucklosen Kirche eine neue schönere auf, seinem Eifer für Reichenau und seiner Kunstliebe eine gleich hohe Freude. Im Jahr 816 konnte er sie selber als Bischof feierlich einweihen. Einiges an dem gegenwärtigen Bau, namentlich der untere Theil des uralten Thurms bis zu den Schalllöchern mit den rothen Mauerbändern von Sandstein aus unserer Gegend, scheint noch aus seiner Zeit herzurühren. Als es sich 817 unter Karl's Nachfolger darum handelte, die Klöster des Reichs auch innerlich zu erneuern und in denselben die neu wiederhergestellte Ordensregel des hl. Benedictus einzuführen, wie sie der zweite

Benedictus dieses Ordens in seinem Musterkloster zu Aniane im Langued'oc eingeführt hatte, war Haito der Ersten Einer, diese Wohlthat seiner Reichenau zuzuwenden. Er schickte zwei der besten Männer des Klosters nach Aniane und ließ sich durch sie eine genaue Abschrift dieser Regeln, von der Hand Benedict's selber geschrieben, für die Brüder in der Reichenau bringen.

---

## 4. Haito in Staatsdiensten Karl's des Großen.

Die Theilung der Arbeit auf dem Gebiete des Staats und der Kirche konnte damals, in den Zeiten des Heranreifens der Dinge in der abendländischen Christenheit, noch nicht so genau und streng, als es sonst gut gewesen wäre, durchgeführt werden. Kaiser Karl fand die tüchtigsten Werkzeuge zur Ausführung seines großartigen Regentenplans unter dem besseren Theile der Würdeträger der Kirche. Unter den Freunden und Genossen, mit denen er gerne gelehrten Umgang pflog, an deren lehrreichen Gesprächen, an deren schriftstellerischen und dichterischen Arbeiten er sich ergötzte, waren großentheils durch Bildung, Wissen und Kunst ausgezeichnete Bischöfe und Aebte. Wer seinen königlichen Hof zu Ingelheim oder zu Aachen besuchte, sah dort im Vorzimmer zwischen bewährten Männern des Kriegs, zwischen den reich gekleideten Höflingen priesterliche Gelehrte in der weißen Dalmatica, angelsächsische Mönche in der Tracht des heiligen Benedict, auch Schottenmönche aus Irland mit rohen Sandalen an den nakten Füßen stehn. Seine Rathgeber in Angelegenheiten des allgemeinen Wohls, seine Staatsbeamten, seine Abgesandten an fremde Höfe suchte er sich unter den mit der Ueberlegenheit geistiger Bildung und höherer Einsicht Ausgerüsteten aus. So ist es begreiflich, wenn ein Mann von

Bischof Haito's Geschick und Gaben bei Karl in hohem Ansehn stand und mehrmals mit ehrenvollen Aufträgen in seinen königlichen Diensten betraut wurde. Im Jahre 802 ward er ersehn, um die Söhne sächsischer Großen, die Karl als Pfänder der Unterthänigkeit von den Sachsenstämmen empfangen hatte, aus dem Lande der Alamannen, wo sie zu besserer Ausbildung und Erziehung untergebracht worden waren, nach Mainz zu bringen und sie dort dem Kaiser vorzuführen. Als Karl drei Jahre vor seinem Tode über seinen Hausschatz, seine Leibsangehörden und die kostbaren Geräthe seines königlichen Hauses seinen letzten Willen aufsetzen ließ, waren dabei als Zeugen sieben Erzbischöfe, vier Bischöfe, vier Aebte und fünfzehn Grafen des Reichs gegenwärtig und mußten das Testament unterschreiben. Unter den Namen der Bischöfe findet sich der Name: Hetto von Basel. Das höchste Vertrauen aber erwies ihm der Kaiser, als er ihm 811 eine Gesandschaft an den griechischen Kaiser übertrug.

Es handelte sich darum, zwischen den beiden Kaiserreichen des Morgen- und Abendlands einen festen und dauernden Frieden herzustellen und zu dem Ende auf dem Wege glimpflicher Unterhandlung allerlei Mißhelligkeiten, die sich über die Gränzen in Italien erhoben hatten, zu beseitigen. Kaiser Karl sandte deßwegen den weisen und einsichtsvollen Bischof Haito mit den Grafen Hugo von Tours und Ajo von Frejus, einem Langobarden, übers Meer nach Konstantinopel, und Haito nahm auf die weite Reise seinen geliebten Schüler Erlebaldus von der Reichenau mit sich. Sie schifften in Venedig sich ein, erlitten aber auf der Hinreise Schiffbruch und kamen nur mit Verlust des Schiffs, unter großer Schädigung ihrer Habe, am Orte ihrer Bestimmung an. Daselbst trafen sie die Dinge auch nicht in günstiger Lage. Der griechische Kaiser war auf einem Kriegszuge gegen die Bulgaren von Einigen der Großen

seines Reichs in seinem Zelte ermordet worden. Die Beruhigung des Landes verzog sich bis in den Spätherbst des Jahres. Endlich empfieng der neue Kaiser Griechenlands — Michael hieß er — Karl's Gesandte. Die Verhandlungen konnten beginnen. Bischof Haito legte Karl's Bedingungen vor, und es gelang, die Vereinbarung über die letzten streitigen Punkte glücklich zu Ende zu bringen. Der Kaiser von Konstantinopel ließ mit der zurückkehrenden fränkischen Gesandschaft ebenfalls Einen seiner Bischöfe und zwei Befehlshaber seiner Leibwache als Gegengesandtschaft an Kaiser Karl abgehn, und im Jahr 812 wurde zu Aachen in der dortigen St. Peterskirche der Friede zwischen den beiden Kaiserreichen förmlich und feierlich bestätigt. Die griechischen Gesandten empfiengen Brief und Siegel von Karl darüber, und sie anerkannten ihn in ihrer Gegenantwort als den Kaiser und König des weströmischen Reichs.

Diese Gesandtschaft Bischof Haito's nach Konstantinopel machte in fränkischen und alamannischen Landen viel von sich reden. Es war für Karl und seine Deutschen keine geringe Genugthuung, daß die feinen, bildungsstolzen und hochfahrenden Byzantiner sich endlich herbeiließen, den deutschen Kaiser hoch zu halten und zu ehren. Der Name Haito's wurde dadurch ein im ganzen Abendlande bekannter und gefeierter Name. Seine Reisebeschreibung, in der er seine merkwürdigen Erlebnisse berichtet hat, scheint unter den gelehrten Männern des damaligen Zeitalters lange noch ein viel gelesenes Buch gewesen zu sein. Die mündliche Sage des Volkes aber hat namentlich über die Ehre, die ihm am Schluß seiner Reise geworden, wunderliche Dinge zu erzählen gewußt. Die Chronik eines Mönchs im Kloster St. Gallen, der etwa siebenzig Jahre später die Thaten Karl's des Großen beschrieben hat, berichtet uns, wie die Hofleute des Byzantiner's zuerst den einfach und bescheiden auftretenden Bischof von Basel ganz geringgeschätzt und ihn verächtlich

behandelt hätten, und wie nun Kaiser Karl dafür den griechischen Abgesandten, als sie bei ihm an seinem Hofe zu Aachen erschienen, eine verdiente Zurechtweisung und Beschämung habe zukommen lassen. Als sie, so erzählt der alte Chronist in behaglicher Ausführlichkeit, nach der beschwerlichen Reise über die Alpen in ziemlich armseligem Aufzuge in der königlichen Pfalz angekommen, hätten sie im ersten Gemache den königlichen Marschall in der Mitte seiner Diener, im zweiten den Pfalzgrafen von vornehmen Männern umgeben, im dritten den Truchsessen unter einer glänzenden Dienerschaft thronen sehn, und in der Meinung, sie ständen vor dem Kaiser, nach morgenländischer Sitte sich jedes Mal auf ihr Angesicht zur Erde niedergeworfen. Zu ihrem Erstaunen aber seien sie zu dreien Malen von den Dienern emporgerissen und mit Backenstreichen fortgestoßen worden: das sei ja der Kaiser nicht, sie müßten weiter in das Innere des Palastes hinein! — bis sie endlich auf ihre demüthige Bitte der Großkämmerer und die Seinen vor das Angesicht Karl's selber führten. „Da stand, heißt es, der ruhmvollste der Könige, „Karolus, an einem hellerleuchteten Fenster, strahlend von Gold „und Edelgesteinen, wie die Sonne glänzt bei ihrem Aufgange, „und lehnte den Arm an Bischof Haito's Schulter. Um sie her „sah man, als wären es die Heerschaaren des Himmels, die drei „jungen Söhne Karl's, seine Mitregenten, und mit der Mutter „alle seine Töchter, nicht weniger mit Weisheit und Schönheit „als mit köstlichen Halsketten geschmückt. Eine Menge von „prächtig und würdevoll aussehenden Bischöfen, von adeligen und „heiligen Aebten und Herzoge, jenem Fürsten über das Heer „Gottes gleich, der Josua im Lager zu Gilgal erschien, umringten sie von allen Seiten". Als aber die griechischen Gesandten diese Majestät des Kaisers und den von ihnen einst geringgeschätzten Hetto in so hohen Ehren erblickten, da seien ihnen vor Schaam und Schrecken alle ihre Sinne und Gedanken

entschwunden; wie Todte seien sie zur Erde gestürzt; wie Verzweifelte hätten sie sich auf dem Boden umhergewälzt, und Karl hatte genug zu thun, ihnen Muth einzusprechen und sie mit einem theuren Eidschwure zu versichern, es solle ihnen kein Leid widerfahren.

---

## 5. Haito's letzte Lebensjahre.

Nach Karl's Tode (814) hat Haito unter Kaiser Ludwig dem Frommen noch sechs Jahre lang dem Reich und der Kirche unermüdlich seine Dienste geleistet. Wir finden ihn auch an Ludwig's Hofe als den Mann der durch seine Gesinnung und sein Thun die Achtung und Verehrung Aller sich erwarb. Als der Kaiser eines Tages, nach seiner Vorliebe für Werke der Mildthätigkeit, eine reiche Spende von Kleidern an eine große Menge von Dürftigen veranstaltete, wetteiferte Keiner so sehr mit ihm, wie Haito, der milde Freund der Armen und Geringen des Volks. Einer der umstehenden Hofleute, der Ludwig um dieses Tages willen selig pries, rief: „Glücklicher Ludwig! außer Haito hat heute kein Mensch in Europa so viele Nakte gekleidet, als du!"

Bischof Haito hatte nun sein sechzigstes Lebensjahr erreicht. Eine schwere Krankheit überfiel ihn. Es war ihm eine Mahnung, daß sein Tagwerk auf Erden zu Ende gehen solle. Er wollte, wie in jenen Zeiten nach einem viel bewegten Leben viele um ihr ewiges Heil besorgte Gemüther zu thun pflegten, die noch übrige Zeit seines Lebens ganz in köstlicher Stille und Abgeschiedenheit zubringen. Im Jahr 823 legte er seine Aemter und Würden alle nieder, zog sich in sein geliebtes Reichenau zurück und lebte von nun an daselbst als einfacher Mönch unter den Klosterbrüdern. Sein ehemaliger Schüler und

lieber Freund Erlebald wurde sein Vorsteher. Unter ihnen Beiden, dem ehmaligen und dem jetzigen Abte, herrschte das herzlichste Einverständniß. Erlebald that und ordnete nichts, ohne seinen verehrten Vater Haito vorher zu berathen. Ein bedeutsames Traumgesicht, das im zweiten Jahre seines Ruhestandes Einer der Mönche, der gelehrte Wettin, ebenfalls sein früherer Schüler, ganz kurz vor seinem Sterben hatte, machte auf ihn und alle Brüder im Kloster einen unvergeßlichen Eindruck.

Wettinus hatte Tags vorher sich unwohl gefühlt und einen Trank genommen, der ihm Besserung bringen sollte. Es war ihm aber nur noch viel übler geworden. Am Abend des folgenden Tages mußte er sich, während die Brüder speisten, in seine Zelle zurückziehen. Als er dort halb wachend, halb schlafend auf seinem Bette lag, beunruhigten ihn bedenkliche Träume von bösen Geistern, die ihn umgaben, und einem Engel, der ihn gegen sie zu vertheidigen suchte. Er bat zwei dienende Brüder, die bei ihm waren, daß sie für ihn beten und ihm den Anfang des vierten Buchs der Dialoge des heiligen Gregor, des Papstes, vorlesen möchten. In der Nacht aber schien ihm im Schlafe, derselbe Engel sei wieder da und führe ihn in die andere Welt, an den Ort der Läuterung, der nach dem Glauben seiner Kirche der Dahingeschiedenen wartet, ins Fegfeuer. Da zeigte ihm, so war ihm, sein Führer die Seelen ihm bekannter und unbekannter Verstorbener, welche um der Sünden und Fehltritte willen, die sie im früheren Leben gethan hatten, nun Pein und Qualen erduldeten. Er sah da Priester und Mönche, die sich vor Geiz und böser Lust nicht rein erhalten, er sah der vornehmen Grafen nicht Wenige, welche Raub und Unrecht verübt hatten. Er sah zu seinem Schrecken den verstorbenen Bischof Adalhelm, ihren eigenen frühern Abt Waldo, er sah selbst den Kaiser Karl vor dem Gott bei dem kein Ansehen der

Person ist seine Fehltritte büßen. Darnach führte ihn der Engel an den Ort der Seligen, wo ihm der allerlieblichste Anblick entgegentrat. Sie sagten ihm dort, am folgenden Tag werde er sterben. Sein Begleiter aber ertheilte ihm noch dringende Mahnungen für die auf Erden Zurückbleibenden, für Kloster- und Weltleute, und ermahnte ihn, was er gesehen habe nicht zu verschweigen. Früh Morgens ließ er nun die Besten des Klosters herbeirufen. Es standen um sein Bette her der alte Bischof Haito, Abt Erlebald, der Lesemeister Tacens, der greise Thegaumar, der Beichtvater der Brüder, und Tatto, der aus einem Diener des königlichen Hofes ein Mönch geworden, der Lehrer des jungen Walafried Strabo. Diese Alle hörten der Erzählung des Sterbenden tief erschüttert zu und verzeichneten sein Gesichte in Wachstafeln. Der ehrwürdige Haito aber hat diese Vision, zur Mahnung und Warnung für Viele, in Schrift verfaßt. Diese Schrift Haito's, die großes Aufsehen machte, ist bis auf den heutigen Tag erhalten worden. Sie zeichnet sich vor vielen Büchern aus dieser Zeit durch reinere und bessere Schreibart aus. Ein merkwürdiges Seitenstück aus deutschen Landen zur Dichtung des größten Dichters von Italien, der Divina Comedia von Dante.

Haito brachte noch dreizehn Jahre seines Lebens, von den ältern und jüngeren Brüdern hoch geehrt und geliebt, auf der Reichenau zu. Am 17. März 836 entschlief er in einem Alter von dreiundsiebenzig Jahren. Er wurde in der von ihm erbauten Kirche beerdigt. Die Stätte wo sie ihn hingelegt haben ist nicht mehr zu finden.

# Bischof Burchard.

# Bischof Burchard von Hasenburg.

Nahezu drei Jahrhunderte später als Bischof Haito, in den Jahren 1072 bis 1107, nahm Burchard von Asuel (in deutscher Umwandlung des Namens: Burchard von Hasenburg) den Bischofsstuhl zu Basel ein. Es ist allerdings eine ganz andre Gestalt als die seines Vorgängers aus der Zeit Karls des Großen, welche uns in Bischof Burchard vor Augen tritt. Die Stellung eines Bischofs der Kirche Christi im deutschen Reiche war unterdessen eine andre geworden. Die Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, die längst in der Kirche des Abendlands heimisch war, hatte seitdem auch bei uns bedeutende Fortschritte gemacht. Die bischöfliche Regierung Burchards bietet nicht mehr das fromme friedliche Bild eines Kirchenhirten der alten Zeit, in dessen Hand nur der geistliche Hirtenstab christlicher Zucht und Ermahnung zu sehen war und zu dessen Füßen die Heerde Christi im Frieden sich lagern durfte. Der Bischofsstab den er in der Hand trägt ist ein Herrscherstab weltlichen Regiments. Zu unserm Erstaunen sehn wir ihn, das Schwert statt des Friedenstabs in seinen Händen, hoch zu Pferd, vom Haupt bis zum Fuße gerüstet und gewappnet, die Seinen zum Kampf und Streite führen. Kein Vorbild eines christlichen Kirchenvorstehers, wie wir es in unsern besser

unterrichteten Zeiten uns ausdenken würden. Und doch in ihrer Art eine stattliche, edle und anziehende Gestalt: ein Vorbild ausharrender, goldener Pflicht- und Diensttreue in einer Zeit, da solche Treue selten zu finden war, das Musterbild eines geachteten und geliebten Schutz- und Schirmherrn der Seinen, der sich bis auf späte Zeiten hinaus um das bürgerliche und geistliche Wohl unsrer Stadt wohl verdient gemacht hat: ein Bischof aus den Zeiten in denen man zu sagen pflegte, es sei gut wohnen unter dem Krummstabe.

---

## 1. Die Stellung eines Bischofs von Basel in damaliger Zeit.

Im Jahr 1072 wurde durch den Hinschied Bischof Beringers der Bischofsstuhl zu Basel erledigt. Das Kapitel der Domherren wählte an des Verstorbenen Stelle den Chorherrn von Eichstädt und Kämmerer am Erzbisthum Mainz, Burchard von Asuel, den Sohn eines im schweizerischen Burgund und im Gebiete des uns benachbarten Jura hochansehnlichen, reich begüterten Geschlechts. Sein Vater war Graf Udalrich von Fenils am See von Nugerol (dem heutigen Bieler See), der Stammvater der Grafen von Welsch-Neuenburg. Von ihm hatte sein Sohn Burchard die Burg Asuel, ein Schloß das zwischen Delsberg und St. Ursitz in einem Bergthal des Jura lag, zum Erbtheil überkommen. Es ist später der Stammsitz eines der bekanntesten Adelsgeschlechter derselbigen Gegend, der Freiherrn von Hasenburg, geworden. Bei der Wahl Burchards zum Bischof unsrer Stadt scheint die Gunst und der Wille des jungen Königs Heinrichs IV. das Meiste gethan zu haben. Er hatte bei der Besetzung der Bisthümer seines Reichs je und je gerne die entscheidende Stimme und gab sie seinen

Freunden und Anhängern. Zu seinen eifrigsten Anhängern zählten die Angehörigen des Geschlechts aus dem Burchard stammte. Und, nach dem was wir sonst wissen, mochte der Chorherr eines oberdeutschen bischöflichen Stiftes und der Hausbeamte des Erzbischofs Siegfried von Mainz von Anfang an zu den dem jugendlichen Könige nahe stehenden persönlichen Freunden gehören. Der Erzbischof von Besançon ertheilte nach uraltem Herkommen dem Neugewählten die kirchliche Weihe zu seinem Amt, und König Heinrich belehnte ihn, nach der im deutschen Reiche zu Recht bestehenden Ordnung, als sein weltliches Oberhaupt mit Ring und mit Stab.

Damit war der von Hasenburg nicht nur der Vorsteher seines Bisthums in geistlichen Angelegenheiten, er war zugleich auch der gebietende Herr und Regent unsrer Stadt und einer der Fürsten des deutschen Kaiserreiches geworden. Wir finden zu selbiger Zeit den Bischof von Basel nicht ganz mehr wie früher, da er, die gottgeweihten Brüder des Domstifts an seiner Seite, als das geehrte väterliche Haupt seiner geistlichen Familie unter den Seinen wohnte, von keinem andern Schirm geschützt als dem des Kirchenfriedens, den die Nähe der Hauptkirche des Bisthums ihren Anwohnern und Angehörigen gewährte. Hinter Thurm, Mauer und Graben sitzt und haust er jetzt in seiner bischöflichen Pfalz und Burg, nach der Weise hoher fürstlicher Herren umringt und umgeben von den Dienern seiner Hofhaltung, dem Schenk und Truchseß, die seine Tafel, dem Marschall und Kämmerer, die Stall und Haus ihm besorgen. Um ihn her sind seine übrigen bischöflichen Beamten, sind seine ihm zum Waffendienste verpflichteten Reiter und Dienstmannen. Zu seinen Füßen breitet sich die seiner Oberhoheit unterworfene Stadt mit ihren Bürgern und Einwohnern aus, den persönlich freien Leuten die ihm schutzpflichtig geworden, den in seiner Stadt seßhaften Zinsleuten und den Hörigen seiner Herrschaft. Er

ist der Grundherr der Stadt. Er übt über seine Unterthanen je nach Maßgabe ihres besseren oder geringeren Rechts durch Vogt und Schultheiß beschränktere und unumschränktere Gerichtsbarkeit. Er empfängt von seiner Stadt Grundzins, Frohndienst und Steuer und hält über ihren Gewerken und ihrem Geschäftsverkehr ordnende polizeiliche Aufsicht.

Dazu besaß er auch außerhalb des Stadtgebiets, in der nähern und weitern Umgegend, im Juro, Elsaß und Breisgau nicht ganz unbeträchtliche, ehemals königliche Güter, Nutzungen und Herrschaften: die alte reiche Abtei Münster in Granfelden, deren Besitzungen bis an den Bieler See und ins St. Immerthal sich erstreckten; die an Hirschen, Wildschweinen und Bären reiche Elsäßer Hardt, die vom Birsig bis gegen Ensisheim reichte; Silberbergwerke bei Badenweiler und anderswo in der Grafschaft Bertholds von Zäringen; auch die grafschaftlichen Rechte im alten Augstgau und Sisgau. Und manche der Edelleute, die auf ihren Schlössern und Burgen im Birsthal und im Gebiet des heutigen Baselbiets hausten, mochten damals schon Lehens- und Dienstleute des Gotteshauses zu Basel geworden sein. Zwar der Basler Bischof gehörte nicht zu den mächtigen, in Pracht und Herrlichkeit lebenden Kirchenfürsten seiner Zeit. In Urkunden aus den Zeiten der letzten Vorgänger Burchards ist noch von der Armuth seines Hochstifts, von dem allzudemüthigen und geringen Stand seines Bisthums die Rede. Doch nahm er allerdings, sei's auch nur in bescheidenem Aufzuge, neben den deutschen Erzbischöfen und Bischöfen, neben den mächtigen Herzogen und Grafen seine Stellung ein unter den angesehenen Fürsten des Reichs, die dem königlichen Oberlehnsherrn in wichtigen Reichsangelegenheiten als seine Rathgeber und Dienstpflichtigen zur Seite gestellt waren.

Wir dürfen es nicht blos und allein dem weltlichen Sinne, der Habsucht und dem Ehrgeiz der Vorsteher der Kirche zu-

schreiben, wenn die Bischofsstühle allenthalben zu Sitzen bürgerlicher Herrschaft geworden waren. Es hatte sich das durch den Willen Aller allmälig wie von selber also gemacht. Die ganze Anschauung, wie die gesammten gesellschaftlichen Zustände einer Zeit welche noch in den Knabenjahren der Entwicklung stand, trieb und drängte dazu. Seit alten Zeiten galt es für ziemlich, daß ein Bischof nicht nur an einem geringen und unansehnlichen Orte seinen Wohnsitz haben solle. Die Könige glaubten nichts Löblicheres und Gottgefälligeres thun zu können, als wenn sie die hohen Würdeträger der Kirche freigebig mit Gütern der Krone und königlichen Rechtsamen ausstatteten. Der fromme Eifer größerer und kleinerer Grundbesitzer wetteiferte in freiwilligen Stiftungen zu Ehren und zu Besserstellung der Kirche ihres Bisthums. Es war eine Zeit immer höher steigender, immer mächtiger anwachsender Gewalt der großen Herren und Fürsten. Die kaiserlichen Oberherrn des Reichs sahen, wie die Macht der fürstlichen Häuser ihnen über das Haupt wachsen wollte, und suchten ihnen im Ansehn der Bischöfe und ihrer Städte einen Damm entgegen zu setzen. Die Kleineren unter den Grundeigenthümern des Landes vermochten der Bedrückungen von Seiten der hohen Herren sich nicht länger mehr zu erwehren und kamen gerne, ihr Eigen einem vertrauenswürdigen geistlichen Herrn zu Lehen zu geben und als seine Schutzpflichtigen unter seinem mildern Regimente zu wohnen.

Auch war die Herrschaft der Bischöfe für ihre Stadt eine Wohlthat und ein erster Schritt zur Befreiung. Nur eine kurzsichtige Beurtheilung der Dinge hält jede Macht die einem höher Gestellten gegeben ist einem Unrecht und einer Unterdrückung gleich. Zu jeder Zeit ist dasjenige Regiment das vorzüglichste, unter welchem der Einzelne und das gemeinsame Wohl am besten gedeiht und am freudigsten sich entwickelt. Im eilften Jahrhundert, an dessen Schluß die Regierung Burchards

fällt, hob sich namentlich in den Städten die unter Bischöfen standen der Wohlstand, die Tüchtigkeit, der persönliche Rechtsstand ihrer Einwohner und Bürger. Wir sehn sie in überraschend schnellem Wachsthum aus halben Dörfern mit dazwischen liegendem Acker- und Rebland zu Städten mit enge zusammen gedrängten Straßen und Häusern werden. Auf dem freien Platz vor der Domkirche des Bisthums entwickelt sich an den hohen Kirchenfesten ein reger Handels- und Marktverkehr für die Umgegend. Unter dem Schutz und der gesicherten Ordnung welche die bischöfliche Herrschaft gewährte blühen Handel und Gewerbe empor. Die Kaufleute der Stadt genießen als Schutzbefohlene des Bischofs weit im Reiche umher die Zollfreiheiten, die Könige und Kaiser ihren Herren bewilligten. Sie erwerben sich vom Herrn der Stadt, der sie gerne begünstigte, freies Eigenthum und treten in die Reihen der Bürger welche auf eigenem Erbe und im Hause das nach ihrem Geschlecht benannt wurde wohnen. Die ursprünglich Unfreien und Hörigen fanden hier reichlichen Anlaß ihre Kraft und Kunst im Handwerk zu üben und gelangen zu Besitz und zu besserem persönlichem Rechte. Die Anwesenheit des bischöflichen Hofes brachte den Hof- und Heeresdienst leistenden Dienstmannen Ehre und Ansehn; sie steigen zu Mitberathern des Bischofs und des Domstiftes, zu einem den Edeln des Landes gleichstehenden städtischen Adel empor. Unser Basel, ohnehin schon durch seine Lage am Rhein begünstigt, zählte zur Zeit Bischof Burchards zu den bedeutenderen Städten in Deutschland. Eine Urkunde aus dieser Zeit rühmt, wie es wegen der ehrbaren Sitten und wegen des Reichthums seiner Bürger wohlbekannt und berühmt sei. Und konnte auch damals kaum schon von der stattlichen Schaar der „fünfzig Ritter von Basel" gerühmt werden, „welche nie, bevor sie gesiegt, zu Weib, Kind und Gesinde zurückkehrten", wie wir's in einem altdeutschen Gedichte lesen: so haben

doch seine ritterlichen Dienstmannen unter Burchards Anführung in den entscheidungsvollen Kämpfen die damals in der abendländischen Christenheit geführt wurden redlich das Ihre gethan.

---

## 2. Bischof Burchard's Theilnahme an den Nöthen und Kämpfen des deutschen Kaiserreichs.

Es war Bischof Burchard von Hasenburg wenig vergönnt, zu Hause in Frieden und Ruhe seines bischöflichen Amtes zu warten. Seine Regierung fiel in eine Zeit der höchsten Unruhen und Partheiungen im deutschen Kaiserreich, bei denen Keiner unbetheiligt zu bleiben vermochte. Die Stellung die er als Reichsfürst einnahm, und die persönliche Anhänglichkeit an seinen königlichen Herrn und Freund hat ihn zum viel geübten und geprüften Theilnehmer an den Kämpfen, den Demüthigungen und Nöthen des unglücklichen Kaisers Heinrichs des IV. gemacht. Kein Bischof unsrer Stadt wurde so viel wie er in die großen Welthändel verflochten, von denen zu seiner Zeit Reich und Kirche bewegt waren.

### Der sächsische Krieg.

Nicht viel mehr als ein Jahr war seit der Erhebung Burchard's zur Bischofswürde verflossen, als die bedrängte Lage seines königlichen Oberherrn ihn bewog, sich ihm in den Kämpfen die er um seine Obmacht im Reiche zu bestehen hatte in getreuem Diensteifer zur Seite zu stellen. Ganz Sachsen und Thüringen hatte sich in offener Empörung gegen den jungen dreiundzwanzigjährigen König erhoben. Die sächsischen Fürsten

und die Stände des auf seine alten Freiheiten und Rechte eifersüchtigen Sachsen-Volks waren durch die unbesonnene Willkür und Rücksichtslosigkeit, womit Heinrich seine Oberhoheit in ihrem Lande geltend zu machen suchte, gewaltig gegen ihn aufgebracht worden. Sie sahen die vielen Burgen und Schlösser, die er auf den waldigen Höhen des Landes baute, mit großem Mißtrauen; sie ertrugen den schnöden Uebermuth, den seine ritterlichen Besatzungen rings umher übten, mit steigendem Unwillen. König Heinrich, vom unvermutheten Aufstande überrascht, auf seinem Herrschersitze, der Harzburg, nicht länger mehr sicher, hattemit wenigen Getreuen, auf geheimen Wegen durch dichte Waldungen einen Ausweg suchend, entfliehen müssen. Als er die übrigen Fürsten des Reichs, seine Herzoge in Oberdeutschland, um Hilfe wieder die aufrührerischen Stämme angieng, ließen ihn Diese, mehr auf die Mehrung ihrer eigenen Hausmacht als auf das gemeinsame Wohl des Reiches bedacht, treulos im Stiche. Sie grollten ihm, daß er, statt von dem Rath der hohen Reichsfürsten sich leiten zu lassen, mit Günstlingen von wenig vornehmer Abkunft, den leichtsinnigen Genossen seiner Jugend, sich umgab. Der junge, zwar kräftige und tüchtige, aber noch unbändige König hatte durch sittenlosen Wandel schweres Aergerniß gegeben. Der Partheieifer dichtete ihm dazu noch die allerunglaublichsten und unerhörtesten Uebelthaten an.. Obgleich sich wohl geziemt hätte, mit seiner übelgeleiteten Jugend Mitleiden zu tragen, zumal er sich für die Stimme ernster Ermahnung nicht unempfänglich zeigte: hieß es doch, er habe des königlichen Namens sich gänzlich unwürdig erwiesen. Die Fürsten des Reichs brüteten unter dem Schein, als wollten sie die aufständischen Sachsen wieder mit ihm versöhnen, heimlichen Verrath wider ihn. Man sprach bereits davon, ihn auf einem Fürstentage zu Mainz förmlich zu entsetzen und Herzog Rudolf von Schwaben, seinen Schwager, an seiner Statt zum Könige

zu machen. Heinrich mußte sehn, wie, wohin er sich wenden wollte, Alles sich von ihm kehrte. Die Bürger von Worms waren die Einzigen welche, im dankbaren Gefühl, daß ihre Stadt durch königliche Gunst und Bevorzugung zu Kraft erwachsen war, dem bedrängten Reichsoberhaupt hinter ihren schützenden Mauern, in der Mitte ihrer zu seiner Vertheidigung bewaffneten Schaaren Zuflucht und Sicherheit anboten.

Da hat auch Bischof Burchard von Basel sich aufgemacht, seinem königlichen Herrn und Gebieter in seiner verlassenen Lage als sein ergebener Freund und Anhänger zur Seite zu treten. Nur Wenige unter den Fürsten wagten es, als Heinrich zu Worms das Weihnachtsfest feierte, altem Herkommen gemäß an seinem königlichen Hof zu erscheinen. Es war nur ein kläglicher Hofhalt, den er um sich hatte; es fehlte gänzlich an der bei solchem Anlasse sonst üblichen Pracht; es mangelte an der glänzenden Umgebung von weltlichen und geistlichen Herren welche mit ihrem zahlreichen Gefolge um das geehrte königliche Haupt des Reiches sich sammelten. Aber Burchard von Hasenburg säumte nicht, unter den Wenigen sich einzufinden die, sei's auch nur zu persönlicher Begrüßung, zu Heinrich nach Worms kamen. Es trieb den treuen Mann, seinem geliebten Herrn, der eben doch um seiner königlichen Gaben und Eigenschaften willen bei seinen nähern Freunden je und je große Anhänglichkeit fand, die gebührende Anerkennung und Ehre nicht zu versagen und dem geschmähten, gebeugten, schier von Allen verlassenen Könige frei und offen vor aller Welt seine Huldigung darzubringen. In einer Urkunde die bis auf den heutigen Tag zu Worms aufbewahrt wird, darin König Heinrich IV. dieser Stadt für die Hilfe die sie ihm in seiner Noth geleistet seinen freigebigen Dank ausgesprochen hat, ist neben den Namen von vier dabei als Zeugen anwesenden treugebliebenen Bischöfen als fünfter der Name Burchards von Basel zu lesen.

Auch hat es späterhin im weitern Verlauf der sächsischen Kriege Heinrich's unserm Burchard nicht an Gelegenheit gefehlt, seinem Lehnsherrn die Diensttreue in noch wirksamerer Weise mit der That zu beweisen. Denn im Sommer 1075, da sich die Stimmung im Reiche wieder geändert hatte, da Alles darob empört und entsetzt war, wie das trotzige Sachsenvolk dem Könige seine schöne Kirche auf der Harzburg verbrannt und die Ueberreste seines verstorbenen Bruders, seines erstgebornen Söhnleins höhnend aus dem Grabe gerissen hatte: ließ er ein allgemeines Aufgebot an alle seine Lehnsleute und Reichsfürsten zu einem Kriegszuge wider die Sachsen ergehn. Es durfte auch von den geistlichen Landesherrn, von den Bischöfen und Aebten des Reiches, Keiner fehlen. Der greise, kranke, vom Schlage gelähmte Abt von Fulda ließ sich herbeitragen, daß er seine Leute zum gewaltigen Reichsheere heranführe. Da galt es auch für den bischöflichen Herrn von Basel, an der Spitze seiner berittenen Dienstmannen und Reisigen, in Waffen die seiner Geburt geziemender waren als seiner geistlichen Würde, für die Sache seines Oberlehnsherrn und Königes zu Felde zu ziehn. Und in der blutigen Schlacht an der Unstrut, in welcher Heinrich über die Sachsen den Sieg gewann, stritten, wie ausdrücklich berichtet wird, die Herren aus Schwaben, der Schweiz und den übrigen oberdeutschen Landen mit ihren Reitern und Lanzenträgern nach altalamannischem Recht in der vorderſten Reihe.

## Der Streit mit Gregor VII.

Doch der jugendliche Erbe des Kaiserreichs und sein ihm warm ergebener Anhänger sollten noch in einen ungleich schwereren, für sie Beide folgereichern Streit hineingezogen werden. Seit dem April 1073 saß ein gewaltiger, eiserner Mann, nach seinen Gaben und seiner Gemüthsart eine Herrschernatur ohne

Gleichen, der berühmte Gregor VII., auf dem Stuhle des hl. Petrus zu Rom. Gregor gehörte längst, da er noch als Cardinal Hildebrand die Seele der päpstlichen Regierungen mehrerer seiner Vorgänger war, zur entschiedenen Reformparthei in der abendländischen Kirche, deren Ziel und Streben auf Wegräumung der Aergernisse unter der Geistlichkeit und auf Befreiung der Kirche von den Einmischungen der weltlichen Gewalt gerichtet war. Er hat es mehr als einmal gegen vertraute Freunde ausgesprochen, wie sein Herz bekümmert sei über dem tief heruntergekommenen und herabgewürdigten Zustande der Kirche; wie nur die Hoffnung, es werde ihm dennoch gelingen, ein gottgefälligeres Leben unter der Geistlichkeit herzustellen ihn bewegen könne, noch länger in seiner arbeits- und mühevollen Stellung zu bleiben. Oft schon, so schrieb er dem verehrten Abt Hugo von Clugny, habe er gefleht, daß Jesus ihn von der Welt abberufen möge; oft spreche er zu ihm: eile und zögre nicht weiter, befreie mich von der Last die ich zu tragen gezwungen bin. Von dem an, daß er die Oberleitung der Kirche des Abendlands übernommen hatte, setzte er sich mit wachsendem Ernst dem schnöden Mißbrauche des Kaufs und Verkaufs der kirchlichen Aemter entgegen und drang auf Entfernung der Hirten die durch diese unrechte Thüre in die Heerde Christi eingedrungen seien. In seinem Eifer um ein ganz von der Welt geschiedenes Leben der Geistlichkeit verordnete er, bei den Vorstehern der christlichen Gemeinde mehr das Gepräge mönchischer Frömmigkeit als das von Vorbildern der Heerde suchend, daß kein Priester Gottes mehr ein Eheweib haben dürfe, und gieng gegen die verheiratheten Glieder des Klerus mit immer strengeren, rücksichtloseren Verboten und Maßregeln voran. Ja, auf der Fastensynode, die er 1075 nach jährlicher Uebung im Laterane zu Rom hielt, sprach er sein kühnstes, stärkstes Wort der weltlichen Macht und ihren Mißbräuchen gegenüber aus.

Er erklärte die Belehnung der Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab durch den weltlichen Oberlehnsherrn für einen unerlaubten Eingriff der untergeordneten bürgerlichen Macht in die Freiheit der Kirche, in das Recht der höhern und allein göttlichen Gewalt des Nachfolgers Petri auf Erden.

Gregor war zuerst nicht feindlich gegen König Heinrich gesinnt. Er hoffte an ihm einen Gehilfen und Vollstrecker für seine Reformideen, einen gehorsamen Sohn der Kirche, der ihm seine hochgespannten Kirchengedanken einführen helfe, zu gewinnen. Und Heinrich war den Bestrebungen zu Besserung der kirchlichen Zustände, selbst in der mehr klösterlichen Weise auf welche der Zug der Zeit immer mehr hindrängte, zuerst nicht ganz entgegen. Er schrieb sogar, als er in der Noth war, einen ungemein demüthigen Brief an den Papst, darin er eingestand, er habe der kirchlichen Gewalt nicht immer ihr gebührendes Recht gelassen, und über die Sünden seiner Jugend sich sehr reumüthig äußerte. Aber der König hatte eben auch seine hohen und selbstbewußten Gedanken von der Stellung und Würde des weltlichen Oberhauptes der Christenheit. Als Gregor Etliche seiner nächsten Freunde und Räthe wegen Verkaufs kirchlicher Aemter an Unwürdige und wegen willkürlicher Aneignung kirchlicher Güter mit dem Kirchenbanne belegte, wollte Heinrich deswegen den Umgang mit den von der Gemeinschaft der Christenheit Ausgeschlossenen nicht meiden und achtete es seiner königlichen Ehre unangemessen, seine treusten Anhänger undankbar aufzugeben. Am wenigsten wollte und konnte er von seinem Rechte lassen, auch die geistlichen Würdeträger des Reichs, die Land- und Herrschaftsrechte von seiner Hand zu Lehen trugen, als die Vasallen seiner Krone mit Ring und Stab zu belehnen. Im Bewußtsein seiner unumschränkten königlichen Machtvollkommenheit nahm er keinen Anstand, dem Papste zum Trotz, ins Erzbisthum Mailand statt des durch kirchliche Wahl Ge-

wählten einen Mann seiner Parthei willkührlich einzusetzen. Gregor's Sinn hingegen stand gegen Heinrich seit geraumer Zeit, wie er's mehrmals in Briefen an Freunde ausgesprochen hat: „Höret er auf unsre Ermahnungen, die ihn auf das „weisen was zum Wohl der Kirche und zur Ehre seiner könig„lichen Würde dienen wird, so soll unsre Freude über sein Heil „nicht geringer als die über unsre eigene Seligkeit sein; höret „er uns nicht, so soll das strenge Wort des Propheten: ver„flucht sei, wer sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut ver„gieße! und das richtende Wort des Apostels: wenn ich noch „Menschen gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht! uns „nimmermehr treffen." Er that jetzt den letzten Schritt zu einer noch möglichen Aussöhnung. Sein letztes Schreiben das er an den König richtete warf ihm die Widersprüche seiner Worte und Handlungen vor und mahnte ihn dringend, die Freiheit der Kirche nicht länger zu hindern. Die nähern Erläuterungen welche die Ueberbringer des Briefes mündlich beifügten giengen dahin: Heinrich solle Buße thun über die ihm zur Last gelegten Sünden und Laster, er solle die von der Kirche gebannten Räthe entlassen und deutliche Beweise seiner Sinnesänderung geben. Wo nicht, so werde er ihn nach dem Worte Jesu für einen Zöllner und Heiden halten und, nach der Macht die ihm von Gott gegeben sei zu binden und zu lösen auf Erden, die Strafe der Ausschließung aus der Gemeinschaft der Kirche und des Sakraments und der Entsetzung von seiner königlichen Würde über ihn verhängen.

Ueber solcher Sprache des römischen Bischofs gegen den Träger der obersten Gewalt in der Christenheit brach in der Umgebung des Königs die höchste Wuth und Entrüstung aus. Es eiferten nicht nur die nähern Freunde und Anhänger für die gekränkte Ehre und die gefährdete Krone Heinrichs. Die Rathgeber geistlichen Standes fanden auch nachgerade, dieser

Hildebrand sei ein gefährlicher Mensch, der den Bischöfen der christlichen Kirche nur nach seinem Gefallen gebieten zu können vermeine. Die unerbittliche Härte womit der starrsinnige Mönch seine schriftwidrigen Neuerungen durchzusetzen begehre sei eine unerträgliche Tyrannei. Man warf ihm vor, er habe sich selber auf unrechtem Wege durch Geld und Bestechung auf den apostolischen Stuhl erhoben. Die blinde Partheiwuth gab ihm den Vorwurf eines lasterhaften Lebenswandels, den er wider den König erhoben, zurück. Die Umgebung Heinrichs drang auf die Entsetzung dieses herrschsüchtigen Ruhestörers der Christenheit. Und König Heinrich, stolzen, heftigen, leicht entzündbaren Gemüths wie er war, versammelte schnell im Jänner 1076 zu Worms ein deutsches Nationalconcil, das in seinem Beisein das Urtheil der Absetzung über Papst Gregor aussprach.

Unter Denen aber die am entschiedensten für den König Parthei nahmen war unser Burchard von Asuel. Er war zwar nicht von Anfang ein Gegner Gregor's gewesen. Hatte sich Dieser doch, nicht viel mehr als ein Jahr vorher, noch in einem brüderlichen Schreiben freundschaftlich an ihn gewendet und ihn mit der Schlichtung eines Streites um die Schirmvogtei eines benachbarten Klosters beauftragt. Aber Burchard gehörte von jeher zu den ergebensten Freunden des Königs. Heinrich setzte großes Vertrauen auf seine Rathschläge. Ohne seinen Rath pflegte er nicht leicht etwas zu unternehmen. Und sein nächster leiblicher Vetter, der ritterlich kühne, kräftige Bischof Burchard von Lausanne, der nach apostolischer Erlaubniß in rechtmäßiger Ehe lebte, war ein hervorragender Gegner der Neuerungen des Papstes. Möglich, daß auch Burchard von Basel jetzt schon, eben so wie der Bischof von Lausanne, als Einer der vertrauten Räthe des Königs unter dem Banne des Papstes war, welcher je und je mehr als ein strenger Gesetzgeber denn als ein evangelischer Hirte der Heerde auftrat. Als nun

zu Worms im Namen der daselbst versammelten Bischöfe ein Schreiben abgefaßt wurde, darin sie dem „Bruder Hildebrand“, wie sie ihn nannten, förmlich erklärten, sie kündigen ihm fürderhin jeden Gehorsam auf und werden ihn nimmermehr für einen rechtmäßigen Inhaber des apostolischen Stuhles halten: zögerte der über die Angriffe Gregor's gegen die königliche Person seines Herrn und gegen die selbstständige Würde der Bischöfe der christlichen Kirche entrüstete Burchard von Hasenburg nicht, der mit sechsundzwanzig erzbischöflichen und bischöflichen Namen bedeckten Absetzungsurkunde mit entschlossener Hand den seinigen beizufügen. Noch mehr, er übernahm in seinem Diensteifer ein noch größeres Wagstück. König Heinrich richtete seinerseits ein noch heftigeres Schreiben an den „falschen Mönch Hildebrand“, worin er ihm befahl, von dem mit Unrecht eingenommenen apostolischen Stuhle herabzusteigen. Und die Bischöfe Hußmann von Speier und Burchard von Basel brachten die beiden Briefe als Boten und Abgesandte nach Italien hinüber, theilten ihren Inhalt auf einer zahlreichen Versammlung den geistlichen Würdeträgern der Lombardei mit und erlangten, daß sie Alle nicht nur mit schriftlicher Beistimmung, sondern selbst mit einem theuern Eidschwur sich verbanden, den Gregor nimmermehr als Papst anzuerkennen. Zwei Boten, ein Kanoniker Roland und ein weltlicher Diener des Königs, überreichten sodann auf der jährlichen Synode zu Rom die drei Schreiben dem Papst und riefen im Angesicht einer Versammlung von mehr als hundert und zehn Bischöfen und Aebten aus Italien, Frankreich und Hispanien dem vorsitzenden Oberhaupte der Christenheit zu: „Steige herab! Der König und die Bischöfe gebieten dir: steige herab von deinem Stuhl, den du nur unwürdig einnimmst!“

## Canossa.

König Heinrich und seine Rathgeber hatten nicht genugsam erwogen, ob sie's auch, um mit einer Vergleichung der heiligen Schrift zu reden, unternehmen dürften, dem der mit zwanzig Tausenden über sie kommen konnte mit blos zehn Tausenden zu begegnen. Sie kannten die Geistesmacht des Mannes nicht den sie so kühn und keck herausforderten. Gregor, ob er wohl nach der Anschauung jener Zeit Göttliches und Menschliches arg untereinander mengte, war sich doch bewußt, im Dienste einer ihm heiligen Sache zu stehn. Er zeigte bei der Schmach die ihm von den königlichen Boten angethan wurde eine großartige Fassung und Ruhe. Er deckte sie gegen die allgemein ausbrechende Wuth mit seinem eigenen Leibe. Des andern Tages aber, nachdem er die Briefe des Königs und der Bischöfe hatte verlesen lassen, und die Synode einstimmig das Urtheil der Verdammung über sämmtliche Urheber derselben ausgesprochen hatte, stand er auf und wandte sich in einem glühenden Gebet an den heil. Petrus, den Apostelfürsten, in welchem er diesen seinen himmlischen Schirmherrn feierlich zum Zeugen aufrief, wie er gegen seinen eigenen Willen genöthigt worden sei, den apostolischen Stuhl zu besteigen, und sein festes, zuversichtliches Vertrauen gegen ihn aussprach, daß es **sein** Wille gewesen, es solle ihm als seinem Stellvertreter das christliche Volk anvertraut sein und gehorchen. „Darum", so schloß er, „zur Ehre und Vertheidigung deiner Kirche, im Namen des „dreieinigen Gottes, kraft der mir von dir verliehenen Gewalt, „untersage ich dem König Heinrich, Kaiser Heinrich's Sohne, „der sich mit unerhörtem Stolz wider deine Kirche erhoben hat, „die Regierung des gesammten deutschen und italischen Reichs, „und entbinde Alle des Diensteides den sie ihm geleistet haben. „Dagegen lege ich ihn, den Ungehorsamen, der verachtet hat

„Gott gehorsam zu sein und sich durch meine Ermahnung zur „Umkehr bewegen zu lassen, an deiner Statt in die Bande des „Bannfluches, damit alle Völker wissen und erfahren, daß du „Petrus bist und der Sohn Gottes auf diesen Fels seine Kirche „gebaut hat.“ Zugleich mit Heinrich wurden sodann auch alle die Bischöfe welche aus eignem, freien Willen den Absagebriefen ihren Namen beigefügt hatten mit der Strafe der Ausschließung aus der Gemeinschaft der christlichen Kirche belegt. Denen aber die es nur ungern und gezwungen gethan wurde noch eine Frist zur Zurücknahme ihres Unrechtes gesetzt. So stellte Gregor dem gebietenden Ansehn des obersten Gewaltherrschers im Reiche das noch stolzere und gebietendere Ansehn des römischen Stuhles entgegen.

Heinrich und seine Freunde mußten nun zu ihrem Schrecken erfahren, wie sehr sie den gewaltigen Einfluß ihres Gegners in ihrem kecken Trotz unterschätzt hatten. An der Macht von Ueberzeugungen die im Glauben und Gewissen des Volkes wurzeln haben die drohenden Kundgebungen der Staatsgewalt je und je einen ihr überlegenen Widerstand gefunden. Zwar, es billigten nicht Alle das Verfahren des Papstes. Es erschien namentlich als eine noch nie erhörte Anmaßung, daß der römische Bischof den Erben des Kaiserreichs entthronen und die höchste Entscheidung auch in weltlichen Dingen sich zueignen solle. Aber der Bann der heiligen Kirche, der nun auf Heinrich und den Seinen lag, machte bei einer Christenheit der längst die Gebote der Priesterschaft an die Stelle der Gebote Gottes getreten waren einen überwältigenden Eindruck. Es hieß: einem Könige der mit der Strafe des Bannes belegt sei könne nimmer gehorcht werden. Die Furcht, wegen des Umgangs mit den Gebannten der Kirche selber auch von ihren Gnadenmitteln ausgeschlossen zu werden, brachte den Muth Vieler der Bischöfe zum Schwanken. Manche fielen von der Parthei Heinrichs

wieder ab und schrieben entschuldigende Briefe nach Rom. Die alten Feinde und Gegner des Königs regten sich wieder. Sachsen ward unruhig und der Aufstand brach dort von Neuem aus. Die hohen Fürsten des Reichs benützten gerne den Anlaß und kamen auf ihre früheren Klagen wider Heinrich zurück. Als im October des Jahrs die sächsischen und oberdeutschen Herzoge und Fürsten zu Tribur am Rhein zusammentraten, um über den gefährdeten Stand des Reichs sich zu berathen, und Heinrich auf dem gegenüber liegenden Ufer zu Oppenheim mit seinem Anhang in Angst und Bekümmerniß des Ausganges der Sache wartete: mußte er zu seinem Schrecken sehn, wie drüben alle höhern Fürsten des Reichs standen und nur einige wenig bedeutende weltliche Herren bei ihm blieben. Die wenigen Bischöfe die ihm zugezogen waren vernahmen die entmuthigende Nachricht, zu Tribur lassen sich die dort anwesenden Erzbischöfe und Bischöfe, Einer um den Andern, eilends durch den päpstlichen Legaten in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufnehmen. Es war nahe daran, daß Heinrich des Reiches entsetzt wurde. Die Schiffe waren jenseits schon bereit, auf denen man am nächsten Morgen übersetzen und mit überlegener Heeresmacht ihn angreifen wollte. Da schlug der hohe Trotz Heinrichs in Verzagtheit um. Es blieb ihm nichts mehr übrig, als in die harten Bedingungen der gegnerischen Parthei sich ungern und nothgedrungen zu fügen. Es wurde ausgemacht: auf Lichtmeß des folgenden 1077sten Jahrs solle zu Augsburg ein allgemeiner Reichstag gehalten werden; Heinrich solle sich dort zur Verantwortung wegen der über ihn erhobenen Anklagen stellen; man werde den hl. Vater zu Rom einladen, daß er sich daselbst einfinde, und seinem Urtheil solle die Entscheidung überlassen werden, ob Heinrich noch länger König sein dürfe. Der König mußte die Herren die ihm zu Hilfe gezogen waren Alle wieder entlassen und in die Stadt

Speier sich zurückziehn, um dort, in Ausübung seiner Regierung völlig stillgestellt, mit nur geringer Dienerschaft, bis zum künftigen Reichstag seine Tage in der Stille zuzubringen. Die Bischöfe aber von Cöln, von Babenberg, Straßburg, Basel, Lausanne, Zeiz und Osnabrück, die bei ihm ausgeharrt hatten, nahmen Abschied von ihrem Herrn, ließen ihre Mannen die in den Dörfern um Oppenheim gelagert waren aufbrechen und kehrten wie Besiegte ein Jeder in das Seine zurück.

Bei dieser so viel als hoffnungslosen Lage der Dinge entschloß sich Heinrich, nicht ohne Vorwissen seiner mitbetheiligten Freunde und Rathgeber, zu der allertiefsten und herbsten Demüthigung seines Lebens. Heinrich IV. war ein kluger und scharfsichtiger Herr, wenn's nöthig war, großer Zurückhaltung und Selbstbeherrschung fähig. Die Lossprechung vom Banne war für ihn das einzige Mittel, um der ihm zu Augsburg bevorstehenden Entthronung zu entgehen. Er beschloß, dem Papste zuvorzukommen und durch Leistung der strengsten kirchlichen Buße ihn zu seiner Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Kirche zu nöthigen. Nach geheimer Verabredung mit seinen vertrautesten Freunden entwich er den Aufsehern, die zu Speier seine Schritte bewachten, und zog mit seiner treuen Gattin Bertha und seinem dreijährigen Söhnlein, von Wenigen nur begleitet, seinen Weg durch Burgund nehmend, über den Mont-Cenis nach Italien. Es war mitten im härtesten Winter der seit Langem gewesen war. Nur unter den größten Beschwerden und Gefahren konnte der Weg durch den tiefen Schnee, über das Eis des Gebirges gefunden werden. Auf andern Pfaden suchten die vom Banne noch nicht befreiten Freunde und Genossen, unter ihnen auch Burchard von Basel, durch die Engpässe der Alpen, die allenthalben von den Gegnern verlegt waren, mit Mühe den Weg. Der Eindruck der verzweifelten Lage Heinrichs hatte auch ihren Muth darniedergebeugt.

Gregor war nicht mehr in Rom. Er befand sich seit einigen Tagen auf der Burg zu Canossa bei seiner eifrigen Verehrerin, der Markgräfin Mathilde von Toskana. Er war schon auf dem Wege nach Augsburg und hatte sich, unsicher, was ihm die Ankunft des Königs in Italien bedeute, in diese mit dreifacher Ringmauer geschützte unbezwingliche Feste zurückgezogen. Vor Heinrich her waren schon Mehrere der übrigen Gebannten zu ihm gekommen und hatten von ihm Verzeihung erlangt, doch nicht, ohne daß er zuerst eine Probe der Aufrichtigkeit ihrer Reue ihnen auferlegt hatte. Als nun Heinrich vor Canossa anlangte, beinahe ohne Gefolge, ließ er die Gräfin Mathilde zu sich bitten, damit sie mit seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid, und dem Grafen Ezzo von Este Fürsprache beim Papste für ihn thun möge. Papst Gregor war in großer Verlegenheit was er thun solle. Der Schritt König Heinrichs durchkreuzte ihm seine Gedanken gewaltig. Viel lieber als ihn um die Lösung des Kirchenbannes flehen zu sehn, hätte er auf dem Tage zu Augsburg den Streit zwischen dem König und den Reichsfürsten als oberster Richter entschieden. Nur ungern, nur nach längern Unterhandlungen willigte er ein. Heinrich mußte aber geloben, er werde zu jeder Frist, die Gregor bestimme, den abgefallenen Fürsten nach dem Urtheil des Papstes entweder Genugthuung geben oder nach des Papstes Wunsch sich mit ihnen vergleichen. Am 25sten Jänner erschien Heinrich baarfuß und im wollenen Büßerkleid vor dem Burgthore von Canossa. Vom Morgen bis zum Abend stand er, frierend vor Kälte und fastend, im Burghof zwischen der äußersten und der mittleren Mauer, und flehte um Einlaß. Noch den zweiten und dritten Tag mußte er so als ein Büßender vor dem verschlossenen Thore ausharren. In diesen Tagen tiefster Demüthigung standen ihm, seine Schmach theilend, fünf Bischöfe, auf bloßem Leibe das härene Büßergewand, zur

Seite. Seine Vielgetreuen, die beiden Burcharde von Lausanne und Basel, waren unter ihnen und riefen mit ihm den stolzen, strengen Handhaber der Strafzucht um Erbarmen an; bis selbst die Freunde Gregor's, die Gräfin Mathilde und der würdige Abt Hugo von Clugny, seine Härte ihm vorzuwerfen begannen. Am vierten Tage endlich that die Pforte sich auf. Heinrich trat mit den fünf Bischöfen ein. Unter einem Strom von Thränen warfen sich die Büßenden vor Gregor nieder und bekannten reumüthig ihre Schuld, sich gegen die Verordnungen der heiligen Kirche und ihr Oberhaupt versündigt zu haben. Alle Umstehenden weinten laut. Dem eisernen Manne selber traten die Thränen des Mitleids und des Erbarmens in seine Augen. Er hob sie vom Boden auf und grüßte sie väterlich mit dem Kuß der Versöhnung. Dann führte er sie in die Schloßkirche, las selber am Altare die Gebete der Messe und feierte mit ihnen das heil. Abendmahl. Nachher zog er sie allesammt zur Tafel und besprach sich guten Rath ertheilend mit dem König. Dieser ritt nach dem Essen wieder von dannen. Die Bischöfe scheint der Papst zu Ertheilung weiterer Ermahnungen noch eine Weile bei sich behalten zu haben.

## Die Kriegsjahre in Deutschland und Italien.

Es war ein gewaltiges Eingeständniß der überlegenen Macht ihres Gegners das Heinrich und seine Freunde zu Canossa ablegten. Für einen Augenblick schien es, als habe Gregor jetzt seine höchsten und stolzesten Ansprüche vor seinen Augen sich verwirklichen sehn. Der Streit sollte aber nun auf einem andern Gebiet als dem blos kirchlichen weiter geführt werden. König Heinrich hatte eben doch, bei aller Demüthigung unter die strengste Bußzucht der Kirche, nicht darein gewilligt, daß sein von den Vorfahren überkommenes königliches

Recht in Frage gestellt werde, — Gregor, bei dem Versprechen das er Heinrich gab, sich seiner Sache vor den deutschen Fürsten anzunehmen, die Hoffnung auf eine großartige Erweisung der Oberherrlichkeit des römischen Stuhls über alle Königreiche der Erde nicht aufgegeben. Als nun die beiderseitigen Partheien ihre Führer an Härte und Leidenschaftlichkeit noch übertrafen; als die lombardischen Bischöfe, wüthend über das was zu Canossa geschehen, dem Papst seinen Legaten gefangen nahmen, und Heinrich es nicht zu hindern vermochte; als in Deutschland die Fürsten, unbekümmert um das was in Canossa vorgegangen, auf dem Fürstentage zu Forchheim Herzog Rudolf von Schwaben zum deutschen Könige wählten, und Gregor's Legaten mehr als stillschweigend ihre Beistimmung dazu gaben: so hielten auch Heinrich und Gregor sich nicht mehr an die Vereinbarung von Canossa gebunden. Heinrich umgab sich ungescheut mit seinen alten Anhängern und Freunden und wollte dem Papst kein freies Geleite mehr nach Deutschland gewähren. Gregor beschloß den Dingen in Deutschland ihren Lauf zu lassen und verhandelte unter der Hand freundschaftlich mit den Widersachern des Königs. Es kam, als Heinrich im Mai 1077 nach Deutschland zurückkehrte, zum Ausbruch des unvermeidlichen Bürgerkriegs. Auf lange Jahre hinaus entbrannte zwischen Heinrich IV. und seinen Gegnern ein heftiger, unerbittlicher, beinahe endloser Kampf. Bald in Baiern, Franken und Schwaben, bald wieder in Thüringen und an den sächsischen Grenzen befehdeten sich in heißen, blutigen Schlachten die beiden Könige mit ihren Schaaren. Ihre Partheien stritten mit auf- und niederwogendem Glücke um die Oberhand in den verschiedenen deutschen Gauen und den dazu gehörigen Gebieten. Die Angehörigen desselben Stammes, desselben Herzogthums und Bisthums waren in den entgegengesetzten feindlichen Lagern. Der Krieg wurde nach der ungeordneten und

wilden Weise damaliger Zeiten unter entsetzlichen Verheerungen des Landes, mit Feuer und Schwert, mit Plünderung und Gewaltthat selbst gegen Wehrlose geführt. Es war eine Zeit unsäglichen Elendes und endloser Zerrüttung im unglücklichen deutsch-römischen Reiche.

In vorderster Reihe traf da den königlich gesinnten Bischof von Basel das Loos, die Waffen im Kampf für seinen Herrn und Gebieter zu erheben. Unbeirrt von dem Verbote, das der Papst an die Bischöfe Lothringen's und der Rheinstädte ergehen ließ, daß ihrer Keiner es mit dem König Heinrich halten dürfe, brach er der Ersten Einer mit seiner Kriegsmannschaft auf, dießmal in ganz anderm Aufzuge, als er vor Gregor zu Canossa gestanden: im Panzerhemd und nicht mehr im demüthigen Hemde des Büßers. War doch auch damals nicht seine Meinung gewesen, über seinem Festhalten an seiner Dienst- und Lehenspflicht Reue und Leid tragen zu wollen. Die zwei nächsten Jahre vor Allem wurden für ihn zu Jahren beständiger Kriegszüge und unaufhörlicher Kämpfe. Während im Sommer und Herbst 1077 Rudolf in Oberdeutschland den Schaaren König Heinrich's sich entgegen stellte, durchzogen unterdessen die Bischöfe von Basel und Straßburg mit Burchard von Lausanne die burgundischen Gegenden auf unserer Seite des Jura. Der Herzog Rudolf, von Geburt ein Graf von Rheinfelden, hatte hier seine meisten Besitzungen und Erbgüter; hier hatte er als Verweser des Reichs eine nicht unbedeutende Machtstellung sich erworben. Die andern Herren dieses Gebiets, die Grafen von Oltingen im Oberaargau, von Fenils am Bieler und Neuenburger See, von Greyerz in den Freiburgerbergen erhoben sich mit den drei Bischöfen wider den ohnehin ihnen mißbeliebigen Rheinfelder. Sie berannten und brachen ihm seine Burgen, verheerten ihm seine Besitzungen, nahmen ihm seine Güter weg. Seine Gemahlin Adelheid, eine Schwester der Königin Bertha,

erlitt, über ein halbes Jahr lang in einem Schloße des Waadtlandes eingeschlossen, große Noth und Bedrängniß. Schier das ganze Land auf der rechten Seite der Aare, von der Birs bis an den Genfer See wurde für die Sache König Heinrich's gewonnen. Doch gelang es nicht, auch jenseits des Rheines in den alamannischen Gegenden, in gleicher Weise zu verfahren. Zweimal wurde ein Einfall der burgundischen Schaaren in das Gebiet des alten Berthold von Zäringen versucht und wieder zurückgeschlagen.

Noch mehr sollte im 1078sten Jahre der in der Sache seines Königs so rüstige Burchard von Hasenburg die Unsicherheit des Kriegsglückes erfahren. Im Elsaß wüthete den ganzen Sommer hindurch mit allen seinen Verheerungen und seinem Elende der Kampf zwischen den Anhängern der feindseligen Partheien. Markgraf Berthold, des alten mächtigen, reich begüterten Zäringer's Sohn, war, indeß Heinrich und Rudolf in Deutschland aufs Neue gegen einander rüsteten, aus dem Breisgau über den Rhein ins Elsaß eingefallen. Der Straßburger Bischof und der von Basel traten ihm mit aller Streitmacht die sie zusammenbringen konnten entgegen. Da ihrer berittenen Reisigen nur Wenige waren, wurde, nach altem, im Grunde schon außer Uebung gekommenen Rechte des Königs, der Heerbann des Reichs nach Grafschaften aufgeboten. Burchard führte die freie Bauernschaft seines Bisthums mit ihren Söhnen und Knechten zum Schutz des Landes heran. Aber das schlechter bewaffnete Fußvolk vermochte dem gewaltigen Andrang des Zäringers und seiner Ritterschaft nicht Stand zu halten. Sie wurden niedergeworfen. Die bischöfliche Reiterei wurde zersprengt. Es entstand ein entsetzliches Blutbad. Die stolzen Ritter Berthold's übten vorab an den Verwundeten der verachteten Bauern grimmige und schändliche Rache. Bischof Burchard und sein Verbündeter entkamen kaum auf eiliger Flucht dem Loos der Gefangenschaft oder des Todes.

So wurden dem kampffertigen Fürstbischof von Basel die bittern Erfahrungen davon was der Krieg ist nicht erspart. Zwar von eigentlicher Noth und Verwüstung welche seine Stadt in diesen Zeiten der Unruhe und des wechselnden Waffenglücks je hätte erdulden müssen, wird uns nirgends gemeldet. Der einträchtige Sinn in dem zu Basel der Bischof und die Bürgerschaft zu einander standen, scheint für die Stadt eine gute Wehr in schlimmer Zeit geworden zu sein. Doch mußte der um das Wohl seines Bisthums besorgte Vorsteher der Basler Kirche zu seinem Leidwesen sehn, wie sein mächtiger und tüchtiger Nachbar, der Zäringer allmälig alle Güter der Freunde Heinrich's im Breisgau und um den Schwarzwald her in seine Gewalt bekam, und dadurch sein Hochstift an Besitzungen und Einkünften großen Schaden erlitt, beinahe ganz herunterkam und der Verarmung entgegen gieng. Der wackere Mann ließ indeß darum im Eifer seiner Pflichttreue nicht nach. Ihm galt „die Treue gegen den König auch für einen in der Schrift gebotenen Gottesdienst.“ Er wollte, wie es eine Urkunde Heinrich's in bewegten Worten rühmt, „lieber die Zerrüttung seiner Güter erdulden, als seinen Willen in den Willen der Feinde seines Gottgeordneten Oberhaupts zu ergeben.“ Als Papst Gregor nach längerem Zaudern auf der Fastensynode 1080 zum zweiten Mal seinen Bannstrahl gegen Heinrich und Alle die ihn für einen König halten würden schleuderte, wurde er nur um so mehr ein entrüsteter Gegner des Kirchenhaupts das ihn von der Treue gegen seinen König abbringen wollte. Er stand eifrig zu den Beschlüssen der Gegensynode zu Brixen, durch welche Gregor förmlich verurtheilt und abgesetzt und an seiner Stelle der Erzbischof Wybert von Ravenna zum obersten Bischof der christlichen Kirche ernannt wurde. Und als Heinrich, nachdem der Gegenkönig Rudolf in der Schlacht an der Elster gefallen war, den Kampf nach Italien hinübertrug und nun

Gregor selber in seinem Rom bekriegte, hat auch Burchard dabei nicht nur ein kalter Zuschauer aus der Ferne bleiben wollen. Wenigstens als Heinrich endlich nach dreijähriger Belagerung in die Stadt eindrang in der die deutschen Könige aus der Hand der Päpste die Kaiserkrone zu empfangen pflegten, so fehlte Burchard von Hasenburg bei diesem Triumph seines Herrn über den gewaltigen Gegner nicht. Unter dem Geleite mit welchem am 20. März 1084 Heinrich und seine Gemahlin in die kaiserliche Pfalz zu Rom einritt, unter den Zeugen der Kaiserkrönung die am darauf folgenden Ostertag, Angesichts des in der Engelsburg eingeschlossenen Gregor, in der Peterskirche zu Rom durch Papst Wybert vollzogen wurde, finden wir neben den Bischöfen von Mailand, von Straßburg und Utrecht auch den Bischof Burchard von Basel, jetzt freudigen und stolzen Herzens an der Ehre seines Herrn, wie früher an seiner Schmach, Theil nehmend.

Freilich der Bürgerkrieg in Deutschland dauerte noch immer in alter Weise fort, da nun ein neuer Gegenkönig, Hermann von Luxemburg, dem Kaiser Heinrich die Herrschaft streitig machte. Es scheint aber, daß von da an der Herr unsrer Stadt nur auf die nöthige Sicherung und Vertheidigung des Seinen bedacht sein mußte. Brach doch nun schwäbisches Kriegsvolk über den Rhein und die Aare sengend, plündernd, Alles verheerend in das burgundische Helvetien ein. Und im Jahr 1085 war Bischof Burchard gerade auf einer großen Synode zu Mainz gegenwärtig, um den Bischöfen von der Gegenparthei das Anathem, das sie über ihn und alle ihm gleichgesinnten Würdeträger der deutschen Kirche ausgesprochen hatten, mit gleichem Verdammungsurtheil zu erwiedern, als ihm die Botschaft kam, er solle eilends nach Hause zurückkehren, ein abermaliger Raub- und Kriegszug der Feinde bedrohe neuerdings seine in großer Gefahr stehende Kirche. Wir können

fernerhin nur noch von einem persönlichen Dienste der Liebe melden, den er seinem Herrn und Gebieter erwies, wohl dem größten Freundesdienste den er je ihm geleistet hat. Es war im Jahr 1095, als Heinrich in Obertalien war, und er das Bitterste erleben mußte: daß sein eigener neunzehnjähriger Sohn, durch Gregor's Nachfolger und die Gräfin Mathilde überredet, sich gegen ihn wandte. Der unglückliche Kaiser war damals von fast allen lombardischen Städten aufgegeben. Alles jauchzte dem liebenswürdigen jungen Konrad zu. Alles war für den mächtigen Prediger des ersten Kreuzzuges, Urban II., begeistert. Einsam, machtlos, beinahe von Jedermann verlassen, von aller Verbindung mit seinen Getreuen im deutschen Heimathland abgeschnitten, hielt sich Kaiser Heinrich ganz in der Stille zu Verona und zu Padua, in tiefster Niedergeschlagenheit, der Verzweiflung hingegeben. Da waren es einzig der Erzbischof von Bremen und der alte bewährte Diener Burchard von Hasenburg, welche von Deutschland her als tröstende Freunde in der Noth sich bei ihm einstellten. Kaiser Heinrich hat nicht umsonst von dem Hirten der Kirche zu Basel geschrieben: „Dieser hat uns geliebt und begehrt, uns Treue zu halten."

---

### 3. Bischof Burchard's Fürsorge für das Gedeihen seiner Stadt und seines bischöflichen Gebiets.

Wir würden uns von der Regierung Burchard's eine irrige Vorstellung machen, wenn wir uns denken wollten, er habe über der eifrigen Theilnahme an der Sache seines kaiserlichen Oberhaupts der näheren Pflichten eines Herrn unsrer Stadt und eines Hirten seines bischöflichen Sprengels völlig vergessen. In den ersten Jahren zwar nöthigten ihn die krie-

gerischen Züge und Unruhen, Gedanken welche sein unternehmender Geist hegte noch bei Seite zu lassen. Ja, er ließ sich mitunter im Eifer des Partheigeistes zu Schritten hinreißen die ihm von Seiten der streng kirchlichen Gegner schwere Vorwürfe zuzogen. Aber nach und nach erschöpften sich die Kräfte des Landes zu weiterer Fortsetzung des Kriegs; man wurde der langwierigen, beiden Theilen gleich unheilvollen Zwietracht müde; die Friedensgedanken gewannen die Oberhand. Hermann von Luxemburg zog sich zurück; der oft besiegte und doch immer wieder unermüdlich sich emporrichtende Heinrich IV. war in der Schule des Unglücks milder und versöhnlicher geworden und vertrug sich mit seinen Gegnern, den freiheitsstolzen Sachsen, dem eigennützigen Herzog Welf von Baiern, dem billig und edel denkenden Berthold von Zäringen. Und Bischof Burchard wandte nun, je mehr es um ihn her wieder ruhiger wurde, seine ganze Fürsorge der Hebung und Förderung der Angelegenheiten in seiner eigenen Herrschaft zu. Er zählt zu den Bischöfen denen die Stadt Basel nicht Geringes, was zu ihrem äußerlichen und innerlichen Gedeihen diente, zu verdanken hatte.

So verhängnißvoll für mehrere Städte Deutschlands die Zeiten waren in welche die Regierung Burchard's von Hasenburg fällt: für Basel, das die Gesinnung seines Oberherrn theilte, waren es, bei allen Anforderungen die an seine Bürger und Einwohner gestellt wurden, viel mehr Zeiten des Wachsthums und des Emporkommens als des Zurückbleibens und des Verfalls. Der allgemeine Zug der Zeit gieng auf Hebung des Stadtlebens. Zahlreiche Einwanderungen führten im eilften Jahrhundert den Städten neue Einwohner zu. Die Verheerungen des offenen Landes während des Krieges mußten diese Einwanderungen vermehren. Sie scheinen namentlich in unserer Stadt beim verständigen Oberherrn begünstigende Aufnahme gefunden zu haben. Früher waren die Grenzen der Stadt nur

bis an den Birsig gegangen, der zu den Füßen der Anhöhe fließt worauf die Bischofsburg stand. Jetzt siedelte sich am jenseitigen Abhang von Jahr zu Jahr in überraschender Zunahme die handwerktreibende Bevölkerung an. Sie wohnte, wie zuerst in allen Städten des Mittelalters, noch außerhalb der ältesten Thore und der Zugänge die über die Brücken und Stege des Birsig führten. Diese Vorstadt der Handwerker lag einstweilen, einem offenen Dorfe gleich, den Angriffen kriegerischer und räuberischer Horden beinahe schutzlos und wehrlos bloßgestellt. Kaum daß am Fuße des Abhangs vielleicht etliche Thürme und Befestigungen, daß oben auf der Höhe hölzerne Pfähle (Spalen) die feindlichen Ueberfälle nothdürftig abzuhalten vermochten. Was aber zuerst ein schweres Hinderniß des Gedeihens ist, es kann auch dem Tüchtigen ein Anlaß und Sporn zu rühmlicher Unternehmung werden. Bischof Burchard wurde durch die Gefahr, in der er während der Kriegsunruhen seine Stadt sah, bewogen ein großes Werk zu unternehmen, das seiner Stadt für alle künftigen Zeiten Schutz und Sicherheit gewähren sollte; eine nöthige Bedingung für das Gedeihen ihres Wohlstandes. Bevor noch der Krieg in Deutschland völlig zu Ende gegangen, war es ausgeführt. Eine stattliche Ringmauer mit Thürmen und einem Graben davor gieng im Halbkreise vom Rhein bis wieder zum Rhein um die gesammten Ansiedelungen auf beiden Seiten des Birsig her. Fünf Thore mit Fallbrücken schlossen des Nachts den Zugang. Das ältere Geschlecht unter uns hat diese Graben zum Theil noch mit Augen gesehn. Es sind viele unserer Häuser auf diesen alten Stadtmauern gebaut, und die Namen der Straßen die um die nun ausgefüllten Stadtgraben giengen geben uns noch immer Zeugniß von ihrem frühern Vorhandensein. Wir sind selber noch oft unter den alten Schwibogen, von denen einer noch jetzt steht, aus- und ein gegangen. So ist Bischof Burchard von Hasen-

burg in die rühmlichen Fußstapfen seines gleichnamigen Vorbilds, des trefflichen Burchards von Worms, der hundert Jahre vorher Worms zur blühenden Stadt machte, getreten.

Und noch ein ander Werk, das noch in höherem Sinne zur Zierde der Stadt und zu ihrem Gedeihen dienen sollte, unternahm, auch darin seinem edeln Vorbilde nacheifernd, Bischof Burchard von Basel nun auszuführen. Als im Jahr 1083 der Krieg in Deutschland sich zur Ruhe zu legen schien und die Kirche von Basel aus ihrer Verarmung wieder ein wenig sich zu erheben anfing, „begann er sein Gemüth von den „weltlichen Geschäften zu den heiligen Anliegen des inwendigen „Menschen, vom Dienste des irdischen Herrn zu dem seines „himmlischen Königs hinzulenken.“ Er gründete damals in der unmittelbaren Nähe der Stadt, noch innerhalb ihrer Bannmeile ihr ältestes Kloster, das er dem Erlöser, seiner Mutter Maria und dem heiligen Albanus weihte. Schon längst wurde beklagt, daß, während andre Städte drei und mehrere solcher Gotteshäuser besaßen, die ansehnliche Stadt Basel, außer allenfalls den Mitgliedern des Domstifts, noch keine Männer die zu einem gemeinsamen Leben der Andacht vereint waren in ihrer Umgebung barg. Man empfand es als einen unsrer Stadt unwürdigen Mangel, „als wäre die reiche Stadt Basel nur irgend einem armen Dorfe gleich“. Bischof Burchard begehrte, diese Vernachläßigung welche Basel von seinen Vorfahren widerfahren war wieder gut zu machen. Er hatte dazu auch noch einen dringendern Beweggrund. Er wollte ein Unrecht das er in der Leidenschaft des Partheigrolls und Bürgerkriegs an dem Kloster Münster in Granfelden begangen hatte, so gut er's vermochte, wieder sühnen. Wir wissen, daß in dem Streite zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. die Klöster meistentheils zu den entschiedensten Gegnern des Kaisers gehörten. Aus den Klöstern giengen namentlich in unsern Landen eifrige,

für Gregor's Reformideen begeisterte Prediger aus, welche die Gewissen des Volks wider Heinrich und alle seine Anhänger als wider Abtrünnige und Feinde der Kirche Gottes zu stimmen wußten. Heinrich verfuhr oft gewaltig durchgreifend gegen diese ihm ungünstigen Klosterleute. Und Burchard von Hasenburg, seinen Groll theilend, hatte ihn vermocht, die Benedictiner Mönche der Abtei von Granfelden aus dem altehrwürdigen Wohnsitz, den sie seit den Zeiten des heiligen Märtyrers Germanus bewohnten, zu vertreiben und an ihrer Stelle ein bloßes Stift von Chorherren daselbst einzusetzen. Als der Oberherr des Klosters und seiner Besitzungen hatte er zu dieser Gewaltthat selber die Hand geboten. Nun aber reuigen Sinnes, beschloß er ein neues Kloster ihres Ordens für die ausgetriebenen Klosterbrüder von Granfelden zu bauen, und in frömmerem Eifer als dem des Partheihasses stattete er es aus seinem eigenen und seiner Kirche Besitz mit reichlichen Gütern und Rechten aus. An einer besonders malerisch gelegenen Stelle der nähern Umgegend von Basel, am Fuße des Abhangs den das linke Rheinufer bildet, wo oberhalb der Stadt beim Ausflusse des Birskanals etliche Mühlen standen und von Weinbergen, von Wiesen und Aeckern und dem nahen Walde umgeben ein kleines Dorf lag, erhob sich durch die Sorge des auch in Werken des Friedens wohl kundigen Vorstehers der baslerischen Kirche der neue Bau des Benediktiner Klosters des hl. Alban. An der Stelle einer alten Kapelle dieses Heiligen stieg die neue Kirche empor. Daran sich anschließend standen im Viereck die Zellen der Klosterbrüder, die Wohnung des Priors, die andern Gebäulichkeiten für den gemeinsamen Haushalt. Ein schöner einfacher Kreuzgang, im Baustyl damaliger Zeit mit kleinen Rundbogen geschmückt, von dem noch eine Seite bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat, umgab den stillen Kirchhof. Da zogen nun nach der Anordnung Bischof Burchard's zwölf der

ehemaligen Mönche von Münster ein, damit hier „zu allgemei„ner Erbauung an ruhiger Stätte der Andacht Gott geweihte „Männer bei Tag und bei Nacht dem Herrn dienten mit Bitte, „Gebet, Fürbitte und heiligen Lobgesängen." Der bischöfliche Pfleger der geistlichen Anliegen seines Volkes übergab ihnen für den ganzen ältesten Theil der Stadt auf der rechten Seite des Birsig die Sorge der Seelen, daß durch sie die Kranken besucht, die Lebenden zurechtgewiesen, die Sterbenden getröstet und zum ernsten Gang in die Ewigkeit vorbereitet würden. Ueber den ganzen Theil des Stadtbannes der in der Umgegend vom Thore bis an die Birsbrücke sich ausdehnte, setzte der Bischof den Prior von St. Alban zum selbstständigen Grund- und Gerichtsherrn, und gab ihm zu Schirmvögten für die Besitzungen seines Gotteshauses, diesseit des Rheines den Grafen von Honberg, jenseits den Herrn von Röteln. In den innern Ordnungen ihres Klosterlebens aber unterordnete er den Prior und die Brüder des Hauses der Aufsicht des allgemein verehrten Abtes Hugo von Clugny in Burgund und seiner Nachfolger, den Vorstehern des einflußreichsten und nach der strengsten Regel der Benedictiner lebenden Klosters damaliger Zeit. So suchte er was er mit allzu rascher Hand früher zerrissen hatte am Schluß seines Lebens wieder zusammenzuknüpfen.

Aber auch auf die Sicherung und Wiedererhebung des gesammten ihm übergebenen Bisthums waren die Bestrebungen des tüchtigen Mannes gerichtet. Hatte seine Treue gegen den Kaiser dem Hochstifte welchem er vorstand schweren Schaden gebracht, so wandte sie ihm auch wieder die freigebige Gunst seines dankbaren Gebieters zu. Die Grafschaft Herchingen im Buchsgau, die Herrschaft Rappoltstein im Elsaß, für eine Zeit sogar die ansehnliche Abtei Pfäfers im St. Gallischen wurde der Kirche der hl. Maria in Basel um der treuen Dienste ihres Bischofs willen zu Theil. Er hat ihr durch das Ansehn seiner

Rechtschaffenheit und durch seine Bemühungen manchen stattlichen Herrensitz in den Jurabergen erworben. Manche feste Burg, wodurch die Grenzen seines bischöflichen Gebiets besser geschützt wurden, hat er erbaut. Mit einer Reihe von ihm zugehörigen Herrschaften zwischen dem Thale von Delsberg und dem Neuenburger See beschenkte er seine Kirche, um ihr die erlittenen Verluste ersetzen zu helfen. Sein eigenes Stammschloß, die Hasenburg, gab er ihr zum Eigenthum und ließ seinen Erben, den Sohn seiner Schwester, Hugo von Charmouille, als ihren Lehenträger daselbst wohnen. Nach den wilden Zeiten der Verheerungen des Kriegs, in denen auch die heiligen Stätten der Anbetung oft grausam verwüstet worden waren, kam über Hohe und Niedrige im Lande ein ernster Geist der Buße, der sich nach den Anschauungen damaliger Zeit besonders in einer wachsenden Begeisterung für das klösterliche Leben und für Erbauung neuer Klöster kund that. Auch im Gebiete des Bisthums Basel wurde damals durch die edeln Grafen von Egisheim, von Saugern und von Froburg, und den Herrn von Hasenburg die Benedictiner Abtei Ossanwiler (Beinwyl) errichtet. Bischof Burchard war bei diesem frommen Werke auch mit betheiligt. Hat er auch den Bau nicht selbst mehr erlebt, die Verpflichtung dazu hatten die Erbauer Kraft eines Vertrags den er mit ihnen schloß übernommen. Und als nach 1103 sein Bruder Cuno, damals Bischof zu Lausanne, auf dem Erbe ihres Vaters zu Erlach am Bieler See die Abtei St. Johann zu erbauen begonnen hatte und mitten im Bau gestorben war, übernahm Burchard von Basel die Vollendung dieser andächtigen Stiftung, erbaute die noch fehlende Kirche und setzte daselbst Brüder aus der Schwarzwälder Abtei zu St. Blasien ein. Zum Schutze des im offenen Lande liegenden Gotteshauses baute er noch statt des nur geringen väterlichen Wohnsitzes von Fenils das stattliche und feste Schloß von

Erlach. Es waren diese dem väterlichen Erbe gewidmeten Werke wohl die letzten seines thätigen Lebens. Oft können wir sehn, wie gegen das Lebensende hin die Gedanken des Menschen wieder zur Stätte seiner Kindheit zurückgelenkt werden.

Seinen alten Herrn, den Kaiser Heinrich, hat Burchard nicht lange überlebt. Der bis ans Ende von seinem schweren Geschick verfolgte, nun auch noch von seinem zweiten Sohn hart darniedergebeugte Heinrich IV. starb auf der Reise zu Lüttich, ehe er zur Vertheidigung seiner Krone seine alten Freunde noch einmal um sich sammeln konnte, am 7. August 1106; gebrochenen Herzens, aber in erbaulicher, christlicher und versöhnlicher Fassung des Gemüths. Im gleichen oder dem darauf folgenden Jahre schloß auch sein treuer Freund und Diener, Burchard von Hasenburg, seine Augen.

---

# Das Erdbeben

von

# 1356.

Ein Rink mit sinem Dorn,
Drü Roßisen userkorn,
Ein Zimmerax, der Krügen Zahl:
Do verfiel Basel überal.

Das alte Bilderräthsel, das einst an der Mauer unseres Kaufhauses zu lesen war, bringt uns eine Jahrzahl in Erinnerung die in der Geschichte von Basel zu jeder Zeit eine unvergeßliche bleiben wird. Als vor zwanzig Jahren der bedeutsame Jahrestag des Basler Erdbebens im Lauf der Jahrhunderte zum fünften Mal wiederkehrte: sah man, ein halbes Jahrtausend noch nach dem für unsre Stadt verhängnißvollen Ereignisse, Bürgermeister und Rath und alle Männer der Bürgerschaft von Basel unter dem Geläute aller Glocken der Stadt in ernstem Zuge nach der Kirche des Münsters ziehn, um in ergreifender gottesdienstlicher Feier das Gedächtniß des Lukastages ein tausend drei hundert sechs und fünfzig unter uns zu erneuern. Und alljährlich wieder wird bei uns, in Erinnerung an das Ereigniß dessen die Gedächtnißverse gedenken, auf diese Zeit des Jahres das „Luxentuch", wie es früher genannt wurde, an die armen Schüler vertheilt. So darf auch unter den Bildern aus der Geschichte von Basel, die in gegenwärtiger Schrift neben einander gereiht stehen, die Schilderung des großen Erdbebens von 1356 nicht fehlen, in welchem, wie eine Chronik jener Zeiten aus weitentfernter Gegend sich ausdrückt, „Basel am Rhein, die herrliche Stadt „beweget ward, daß sie beinahe zumal umfiel." Zwar diese

Schilderung wird uns diesmal nicht wie sonst ein erhebendes Vorbild der Tüchtigkeit und Tugend unsrer Vorfahren vor Augen führen, damit wir lernen mögen, woraus unsrer Stadt von jeher ihre beste Kraft und Blüthe erwachsen ist. Vielmehr ist es ein erschütterndes Bild menschlicher Ohnmacht und Hinfälligkeit, was dieselbe uns vorhalten wird. Das ernste Walten und Eingreifen einer höhern Hand in das Thun und Treiben der Menschenkinder wird sie uns sehen lassen. Aber die Geschicke der Städte und Länder werden eben aus Beidem, dem menschlichen und dem göttlichen Thun, geflochten und gewoben. Und es ziemt sich, daß wir auch der Mahnungen und Lehren erwägend gedenken, die von oben her an unser Basel ergangen sind.

---

## 1. Wie unsre Stadt zu damaliger Zeit aussah.

Wenn wir uns das Basel welches damals in Schutt und Staub zerfiel vorstellen wollen, so müssen wir uns allerdings in Vielem sein Aussehn anders als es jetzt ist denken. Doch würde es darum nicht einen weniger belebten und anziehenden Anblick uns gewährt haben. Der berühmte florentinische Dichter Petrarca, der unsre Stadt nur wenige Tage vor dem Erdbeben gesehen hat, rühmt es ausdrücklich, was für eine „schön und fest" gebaute Stadt sie gewesen sei. In der Gegend des Münsterplatzes, des „Stiftshofs", wo der Herr der Stadt, der Bischof, und die reichen üppigen Domherren ihren Sitz hatten, um den her die Höfe und Gesetze des ritterlichen Adels sich ausdehnten, stand manch ein ansehnliches Gebäude, das wohl nicht so regelrecht gebaut war, wie die bequeme fensterreiche Wohnung die jetzt seine Stelle einnimmt, das aber, nach der

freiern mehr burgähnlichen Bauart jener Zeiten mit Zinnen, Thürmen und vorspringenden Erkern versehn, einen nur um so stattlicheren Eindruck machen mochte. Es hatten da die Herren der umliegenden Burgen und Schlösser und die höhern Dienstmannen des Bischofs, die edlen Geschlechter die durch Waffenthaten sich auszeichneten, ihre Höfe und Häuser. Die Freiherrn von Ramstein, die Edeln von Eptingen, die Grafen von Pfirt und von Thierstein pflegten hier, wenn sie die Ausübung eines Ehrenamtes das sie am bischöflichen Hofe bekleideten, oder wenn bei festlichen Anlässen auf dem Hofe des Stifts die Pracht und Lust eines Turniers sie in die Stadt rief, wenigstens einen Theil des Jahres ihren Sitz aufgeschlagen. Es hatten hier im vornehmen Stadtquartier das Geschlecht der längst zur Ritterbürtigkeit erhobenen Marschalke, das der berühmten die höchsten Aemter der Stadt bekleidenden ritterlichen Schaler ihre Wohnsitze. Zwischen diese Häuser des höhern Adels sahst du hie und da friedlich und ernst eine Kapelle und Kirche gelagert, welche die Vorübergehenden zur stillen Sammlung der Gedanken und zur Andacht einlud. Wo's gegen der alten Pfarrkirche von St. Martin führte, mahnten die Klostermauern der Augustiner-Eremiten und jenseits der Kirche von St. Ulrich Ordenshaus und Kapelle der Deutschritter die umwohnenden Herren und Edeln des Einen Nothwendigen nicht zu vergessen. Im Mittelpunkte aber dieser Gotteshäuser und herrschaftlichen Höfe erhob sich, hoch über sie alle hinausragend, die Zierde der ganzen Stadt: das herrliche Münster, die Mutterkirche des Bisthums. Zwar stand die Vorderseite desselben noch nicht so kühn und hochstrebend da, wie wir sie jetzt vor uns sehen. Die von niebrigeren Dächern bedeckten Thürme erhoben sich wohl nur wenig über das Dach der Kirche, die eben noch nicht in so hochragendem Giebel in die Höhe strebte. Auch im Innern deckte das Schiff noch nicht

das jetzige höher sich hebende Kreuzgewölbe, und das Chor stand nicht so hoch und frei, von vielen Fenstern erhellt da, wie jetzt. Neben dem großen Mittelschiff zog sich zu jeder Seite nur eines der niedrigeren Seitenschiffe hin. Indeß in ihrem Haupt- und Grundbau gewährte die Kirche schon denselben feierlichen und doch Auge und Sinn so wohlthätig erquickenden Anblick, den sie uns nun nach ihrer letzten Erneuerung darbietet. Die himmelan strebenden mächtigen Pfeiler von weißem Gestein, die Spitzbogen welche die Hauptmauern tragen, die zierliche Gallerie der auf schlanken Säulchen ruhenden Rundbogen, die drüber hin die ganze Kirche umzieht, das Querschiff mit den zwei großen runden Fenstern zu beiden Seiten, der ganze Unterbau des Chors mit seinem alterthümlichen, durch kunstreiches Bildwerk verzierten Säulenumgange, zwischen dessen Bogen das Auge nach den das Ganze schließenden Rundbogenfenstern hindurchschaut, — das Alles stellte damals schon seit zweihundert Jahren den erstaunten Blicken Derer die von nahe und ferne die Mutterkirche des Bisthums besuchten ein herrliches Meisterwerk der Baukunst jener Zeiten vor Augen. Und auch die schöne St. Gallenpforte mit dem Glücksrade darüber erinnerte das damalige Basel wie das unsrige an den Ernst des Weltrichters und an die Unbeständigkeit alles Weltglücks. Dazu war Chor und Kirche mit zahlreichen Altären geschmückt, und zu beiden Seiten, wo jetzt die äußern Seitenschiffe sind, lehnte sich, durch Mauerdurchbrüche mit der Kirche verbunden, Kapelle an Kapelle an, in denen verstorbene Bischöfe und manche edle Geschlechter Basels ihre Grabstätten und Familienaltäre hatten.

Wer dann aber aus der Gegend der bischöflichen Burg zu den untern Stadtheilen hinunterstieg, dem trat jetzt erst das eigentliche und rechte damalige Basel vor Augen. Man befand sich hier mitten im Gewühl einer volkreichen Handels- und Gewerbsstadt. Es hatten sich hier, wie wir wissen, rechts vom

Birsig die alten bürgerlichen Geschlechter von Basel, welche Sicherheit und günstige Gelegenheit für den Handel hieher zog, niedergelassen. Links dehnte sich vornehmlich die Stadt der Handwerker aus, die sich in den letzten drei Jahrhunderten zahlreich und immer zahlreicher, Jeder bei den Genossen seines besondern Berufs, hier ansiedelten. Da zeigte sich nun in der Mitte zwischen Beiden um den Fischmarkt und Kornmarkt her ein reges vielbewegtes Leben und Treiben. Der Geschäfts- und Handelsverkehr hatte hier seinen Hauptsitz aufgeschlagen. Auf dem Fischmarkt hatten neben den Fischern, bei denen an Fasttagen viele Käufer sich einfanden, die Geldwechsler ihre Lauben und Bänke. In der Nähe befanden sich die Verkäufer der Geldbeutel; die herrschaftliche Fronwage, die Gegend wo der Salzverkauf betrieben wurde war nicht ferne. Um den Kornmarkt her sah man in gedeckten Lauben vor den Häusern hier die Köche das fremde Volk mit gebratenem Fleisch und Geflügel versehn, dort die „Grautücher", die Kürsner, die „Sporer" und Sattler, die „Becherer" die Arbeit ihrer fleißigen und kunstreichen Hände den Kauflustigen feil bieten; dort wurde im untern Stockwerk der Häuser Korn verkauft; dort handelten die Bürger Basels mit den Weinbauern, die den Ertrag ihrer Rebberge auf der Achse oder zu Wasser in die Stadt geführt hatten. Im Herz- und Mittelpunkte der Stadt, im Ballenhause am „alten Rindermarkt" wurden die Waaren, die aus der Fremde kamen und die von hier in die Fremde geführt werden sollten, ausgeladen und verpackt. Ueber die vielen Brücken und Stege, welche die beiden Ufer des damals noch an vielen Stellen offenen Birsig verbanden, wogte ein buntes Gedränge hin und her. Die Wohnungen sahen freilich vielfach noch gering und ärmlich aus. Die Häuser des gemeinen Mannes waren nur von Holz und mit Schindeln gedeckt. Die ungepflasterten Straßen waren dicht ineinander gedrängt,

durch Buden die nach den Gassen hin geöffnet wurden verengt und überdieß durch vorspringende Dächlein über den Fenstern verdüstert; die obern Stockwerke reichten, eines immer weiter als das andre, in die Straße hinein. Doch erblickte man auch manches Haus, das von dem wachsenden allgemeinen Wohlstande, ja von steigender Prachtliebe zeugte; und nicht bloß in den Gassen wo die ältern bürgerlichen Geschlechter ihre Stammhäuser hatten, sondern immer mehr auch in den Quartieren der Handwerker zeichneten manche Wohnungen sich vortheilhaft aus, die besser und fester gebaut, mit Zierkaminen und „Wüpfeln“ geschmückt und an der Vorderseite mit Malereien, namentlich dem Bild das dem Hause den Namen gab geziert waren. In der Straße der Gerber, vor deren Laube unter dem Schatten eines Baumes der „Richtbrunnen“ sprudelte, an der Winhardsgasse (der jetzigen Hutgasse), wo das angesehene Geschlecht der Winharde wohnte, in der Krämergasse, die von da wieder gegen den Fischmarkt hinab führte, sah Alles schon viel stattlicher aus. Und auch das war, obgleich kein prunkvoller und prächtiger, so doch ein gar lebensvoller und munterer Anblick, wenn man den Berg weiter hinaufsteigend zu beiden Seiten die Schmiede und Helmer auf offener Straße die Hämmer schwingen und mit starker Hand das glühende Eisen auf dem Amboß nach ihrem Willen zwingen sah. Droben aber auf dem Berg, wo die Bevölkerung nicht mehr so dicht war, vom Rhein bis nach St. Leonhard hin, hatten neue ritterliche Geschlechter ihre Thürme und Höfe gebaut. Vor Allem hatten auf St. Petersberg das Geschlecht der Pfaffen und die Mönche, die stolzesten unter den Rittern von Basel, ihre Höfe gegründet.

Uebrigens fehlten auch diesen vom lärmenden Verkehr der Geschäfte und Gewerbe bewegten Theilen unsrer Stadt die Gotteshäuser nicht, welche die Gedanken von der Erde gen

Himmel wiesen. St. Peter und St. Leonhard standen längst; im alten Schloßgebäude neben dem die Leonhardskirche gebaut worden wohnten seit mehr als zweihundert Jahren die dortigen Chorherren, und auch die Kirche des heiligen Petrus hatte ihr Chorherrenstift erhalten. Die uralte St. Andreaskapelle, von den umwohnenden Krämern mit goldener Altertafel, mit alabasternen und vergoldeten Bildern reich ausgestattet, stand mitten im dichtesten Gedränge der Geschäfts- und Handelswelt auf ihrem St. Andreasplatze, eine Zuflucht für Alle welche die Stille des Herzens vor Gottes Angesicht suchten. Und recht als wollten sie sich insonderheit der arbeitenden Bevölkerung annehmen, hatten die beim gemeinen Manne beliebtesten Mönche, die Franziskaner, noch innerhalb der Ringmauern in der Nähe der Handwerkerstadt, auf dem Platze der „Baarfüßer" ihre Kirche mit dem höchsten Chore der Stadt und ihr weitreichendes Kloster erbaut.

Alle die bisher beschriebenen Theile, welche damals die eigentliche Stadt bildeten, waren seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts mit Mauer und Burggraben und festen Thürmen wider feindliche Anfälle und Raubzüge jener unruhigen, kriegerischen und gewaltthätigen Zeiten wohl verwahrt. Die einzige Verbindung mit denselben bildeten fünf Thore mit Fallbrücken, die Nachts, wenn die Wachtglocke ertönte, aufgezogen wurden, und zwei kleinere Thürlein, wegen der Chorherrn von St. Peter und St. Leonhard erbaut, welche viele Besitzungen jenseit des Burggrabens hatten. Aber auch draußen vor den Thoren war's nun nicht mehr wie ehemals. Nicht nur um das älteste unsrer Klöster, das schöne Benedictinerkloster von St. Alban, her hatten sich immer mehr Leute angesiedelt, sondern allenthalben hatte sich im letzten Jahrhundert vor den Mauern der Stadt zahlreiches Volk, dem's innerhalb an Raum gebrach, niedergelassen. Wo zuerst, weniger geräuschvolle, stillere Gegen-

den suchend, die verschiedenen Orden ihre Niederlassungen gegründet, wo die Johanniterritter ihr Hospital gebaut, die Mönche des berühmten gelehrten Predigerordens Kloster und Kirche aufgerichtet hatten, wo die Schwestern des Gotteshauses Gnadenthal ein andächtiges Leben führten, wo die Büßerinnen des Steinenklosters um ein im Dienst der Welt und der Sünde verbrachtes Leben in klösterlicher Stille und Einsamkeit Reue und Leid trugen: sie waren hier nicht mehr, wie sie's gemeint hatten, vom Geräusche der Welt und ihrer Geschäfte entfernt. Aus den Gärten und Aeckern wurden Gassen und Straßen; aus den „Dörfern", wie man sie zuerst nannte, wurden Vorstädte. Die meisten waren bereits, wenigstens einiger Maßen, durch eine Ummaurung geschützt. Schon stand die Vorstadt „vor den Spalen", von Mauer und Graben umschlossen, wie ein festeres Vorwerk mit dreien Thoren da. Schon zog sich nicht bloß vor der St. Albanvorstadt, sondern auch vor den gesammten reichen Ansiedelungen zwischen dem Rhein und Birsig eine Mauer mit einem Graben hin. Schon fühlte sich, was in der Gegend des Platzes zu St. Peter, was von dort bis zum Rheine wohnte, bei Nacht und in Kriegszeiten hinter Mauer und geschlossenen Thoren etwas besser gesichert. Nur dem Berg und der Gegend wo die Köhler ihre Kohlen brannten, wo die Freistätte der Lahmen, der Bettler und allerlei geächteten Volkes war, gebrach es an einem andern Schutz, als den die Lage des Ortes gewährte.

Das Basel jenseits des Rheines aber, es hieß schon längst nicht mehr „das Dorf jenseitiges Basel". Seit im Jahr 1225 die Rheinbrücke erbaut worden, war „das neue Basel", wie es nun genannt wurde, immer mehr zur Stadt geworden, die ein Kranz von Thürmen und Mauern mit drei Thoren umschloß, die ihr eigenes Richthaus hatte, deren Mühlen der muntere Teich trieb und deren Zierde und Stolz neben der alten

St. Theodorskirche die beiden Gotteshäuser der Klosterfrauen im Klingenthal und der Schwestern von St. Clara waren.

---

## 2. Was für eine Zeit damals in Basel gewesen.

Das ganze Aussehn das unsre Stadt an sich trug läßt uns unschwer erkennen, daß damals für Basel eine Zeit des mächtigen Aufschwunges war, eine Zeit des Fortschritts und der gewaltigen Veränderung der Dinge. Das vierzehnte Jahrhundert war für die Städte Deutschlands die Zeit, da sie sich allenthalben zu Freiheit, Ansehn und Bedeutung erhoben. Und die Macht welche diese neue Zeit herbeiführte war dieselbe die auch in unsern Tagen wieder auf andern neuen Bahnen so gebieterisch sich entfaltet, die Macht des Handels und der Gewerbsthätigkeit. Durch den ausgebreiteten Handelsverkehr in dem viele der bürgerlichen Geschlechter von Basel weit umher standen war Wohlhabenheit und Reichthum in unsere Stadt eingekehrt. Seit durch ihren Reichthum die Bürger Wichtigkeit und Ansehn gewonnen hatten, waren die altadeligen Ritter und Dienstmannen des Bischofs nicht mehr die allein Vornehmen in unsrer Stadt. Auf der Stube „zum Brunnen" und „zum Seufzen", wo die bürgerlichen Patrizier und Geschlechter und mit ihnen je mehr und mehr auch Edle ritterlicher Abkunft zu Gespräch und Trunk sich vereinten, gieng es bei festlichen Anläßen nicht weniger hoch und herrlich zu als in der Stube des höchsten Adels „zur Mücken". Die Namen der reichen Geschlechter der Krämer, die im Hause „zum Ingwer" zur Berathung und Kurzweil zusammen kamen, die Stammler, die zum Haupt und zur Sarburg, die von Offenburg gewannen nicht minder einen guten Klang unter der Einwohner-

schaft. Und es hoben sich nun auch durch Rührigkeit, Geschick und Fleiß die Handwerker, die einst nur als eigene Leute des Adels und der Kirche in unsere Stadt gekommen waren, in raschem Fortschritt zu größerer Bedeutung und Wohlhabenheit empor. Die Geschichte ist bekannt, die man sich von dem Grafen von Habsburg und dem Gerber zu Basel erzählte. Als Graf Rudolf von Habsburg einmal durch unsre Stadt ritt, sah er einen Gerber, welcher eine rohe, übelriechende Haut über den Schabebock ausgespannt hatte und sie mit einem Schabeisen handhabte. „Wie schön wäre es", sprach Graf Rudolf zu dem Manne, „wenn man 100 Mark Einkünfte hätte und eine liebe „schmucke Frau dazu!" „Das habe ich Beides", antwortete der Gerber. Und als nun der Graf, die Wahrheit dieser Aussage zu erkunden, sich bei ihm zu Gaste lud und auf den Mittag in das Haus des Basler Gerbers trat, fand er den Tisch mit köstlichen Speisen, mit Kannen und Bechern von Gold und Silber bedeckt, und die Hausfrau, in ihrem schönsten Schmucke obenan zu Tische sitzend, mußte ihm kredenzen und ihn bewirthen. Da aber der Habsburger sich höchlich ob dem Allem verwunderte und fragte, wie denn Einer der so reich sei noch länger so ein schmutziges Handwerk treiben möge? gab der Gerber von Basel zur Antwort, das thue er, damit er so reich bleiben möge. Die Geschichte mag zeigen, was in jenen Zeiten der Sinn und die Kraft der gewerbtreibenden Bevölkerung unserer Stadt war. Nicht ritterliche Thaten allein, die eine Zierde gewesen waren, so lange Treue und Edelmuth dazu antrieb, und nicht nur der Ruhm edler Ahnen machte jetzt den Mann aus.

Mit dem wachsenden Wohlstande und der zunehmenden Tüchtigkeit der Einwohnerschaft war auch je mehr und mehr der Geist bürgerlicher Freiheit, der Städte Stolz und Bedingung ihres Gedeihens, in Basel eingekehrt. Die Zeiten

waren jetzt nicht mehr wo der Stand der Handwerker um seiner unfreien Herkunft willen vielfach rechtlos dastand, wo, wie die Chronik einer uns benachbarten Stadt berichtet, der Arbeiter nicht wagen durfte, den Herrn der ihm Bezahlung weigerte vor Gericht zu ziehen, wo der gewaltthätige Herr den Schneider oder Schuster der ihn allzu oft mahnte ungestraft schlagen konnte, und der Handwerker der zu seinem Lohn gelangen wollte sich genöthigt sah, einen andern Edelmann zu seinem Schirmherrn zu wählen und ihm dafür eine Zeit lang als eigener Mann zu dienen. Die Handwerker hatten allmälig Eintritt in die Bürgerschaft erlangt. Die verschiedenen Gewerbe thaten sich zu besserer Wahrung ihres Rechtes, aber auch der eigenen Pflicht- und Ehre, zu Zünften zusammen. Der Stadt höchster Oberherr, der Bischof, hatte ihnen allen, einer nach der andern, zuletzt noch erst vor zwei Jahren (1354) der letzten, der Zunft der Fischer und Schiffleute, in eigenen Zunftordnungen ihre Verbindung ausdrücklich mit Brief und Siegel bestätigt. Auch zur Theilnahme an der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten war die Bürgerschaft, von Schritt zu Schritt vorwärts schreitend, immer mehr und immer allgemeiner gelangt. Längst schon pflegten die Bischöfe bei ihrem Regierungsantritt in der „Handveste" ihren lieben Bürgern von Basel zu geloben, daß sie ihnen jährlich einen Bürgermeister und Rath geben wollten. Seit mehr als einem halben Jahrhundert stand am Kornmarkte, dem jetzigen Rathhaus gegenüber, im Hause genannt Pfauenburg, das Richthaus der Stadt, in welchem ein Rath von Rittern und Bürgern unter Vorsitz des Bürgermeisters das Wohl der Stadt berieth und die städtischen Angelegenheiten leitete. Und nachdem in Speier, in Straßburg, in Mainz, in Zürich dem Handwerkerstande gelungen war, Zutritt in den Rath zu gewinnen, widerstand auch Basel nicht länger dem allgemeinen Freiheitsdrange der Zeit,

und seit zwanzig Jahren ungefähr saßen nun im Rathe zu Basel neben des Bischofs Dienstmannen, den Rittern, und neben den vornehmen Achtbürgern auch Mitglieder des Raths von den Handwerken. Staunend sahen die Herren aus den altadeligen Geschlechtern, die einst den Kern gebildet hatten um den sich die andere Einwohnerschaft als die unbedeutende Schale ansetzte, diesem Wachsen des Ansehens und der Bedeutung des freien Bürgerthums zu. Spröde und beleidigt schlossen sie sich ab gegen die neue Macht, welche über die damalige Welt hin mächtig ihre Flügel schwang. In gesessenem Rath aus dem Munde stolzer Ritter, ja aus dem Munde seiner Edelfrauen wurden verletzende, mehr als geringschätzige Worte über die neue Bürgerschaft Basels vernommen. Die Herren vom Domstift, ihre eigene Gemeinschaft wenigstens vom Makel bürgerlicher Herkunft rein zu erhalten, verbanden sich mit einem feierlichen Eid, keinen Bürger und keines Bürgers Sohn der nicht von Seiten des Vaters von ritterlichem Stamme entsprossen sei zu einer Domherrnstelle zuzulassen.

Und wie zu jener Zeit unsre Vaterstadt innerhalb ihrer Mauern in raschem mächtigem Fortschritte begriffen war, nahm sie auch nach außen hin immer mehr eine ehrfurchtgebietende Stellung ein. Nicht durch Mauer und Burggraben allein, noch mehr durch den frischen Muth und die Wehrhaftigkeit seiner Bürger und Einwohner stark, wußte Basel sich gegen die Unbilden adeliger Herren, die von den umliegenden Schlössern herab den freien Verkehr und Handel hinderten, Ansehn und Sicherheit der Straßen zu verschaffen. Allein, auf eigene Faust, und im Verein mit andern benachbarten und befreundeten Städten, haben die Basler manchen Zug vor die Burg eines gewaltthätigen Grafen oder räuberischen Burgherrn zur Handhabung des Landfriedens gethan. Die mächtige Veste Schwanau am Rhein, der Schrecken der ganzen Umgegend, der Sitz des

Walter von Geroldseck, hat die sich erhebende kriegerische Kraft der Städte wohl inne werden müssen. Auch in den Augen der höchsten Würdeträger des Reichs und der Kirche war die Stimme der Bürger zu Basel von nicht geringem Ansehn und Gewicht. Als im December 1347 Kaiser Karl IV. nach dem Absterben Ludwigs von Baiern, seines Gegenkaisers, nach Basel kam, die Anerkennung dieser berühmten, wichtigen Stadt seines Reichs zu erlangen, stand er mit seinen Räthen in großer Besorgniß, die Bürgerschaft möchte ihm die Huldigung nicht leisten wollen. Und als der päpstliche Legat, der Domprobst von Bamberg, welcher die Stadt vom Banne lösen sollte der um ihrer Anhänglichkeit an den verstorbenen Ludwig willen auf ihr ruhte, eine Bulle vom Papst gebracht hatte, darin gefordert wurde, daß Basel den Verstorbenen der Ketzerei schuldig erkläre und eidlich verspreche, ohne Bewilligung des päpstlichen Stuhls Keinen zum Kaiser anzunehmen, legten Bürgermeister und Rath vor dem König und vielen Bischöfen die freimüthige Erklärung ab: „Wisset, Herr von Bamberg, daß wir weder „bekennen noch glauben wollen, daß weiland unser Herr Ludwig, „römischer Kaiser, je ein Ketzer gewesen sei. Wisset auch, daß wir „Jeden für Kaiser erkennen werden welchen uns die Kurfürsten des „Reichs für römischen König oder Kaiser geben werden. Habt „Ihr aber von unserm Herrn, dem Papst, Gewalt uns unsre „Sünden zu vergeben, so mögen wir es wohl leiden." Erst auf dieses hin suchten im Namen der Bürgerschaft der Bürgermeister von Bärenfels und Konrad Münch feierlich um die Absolution des Papstes an, und der Legat des Papstes mußte vor der achtunggebietenden Haltung Derer von Basel stille schweigen und die Sache so hingehen lassen.

So war damals in Basel eine Zeit mächtigen Fortschritts in allen Dingen die zur Entfaltung eines freudigen, freien, ansehngebietenden Lebens in dieser Welt gehören. Wer nur

auf das sah, hätte wohl dabei an die Worte der Schrift denken können: „Das Alte ist vergangen; siehe, es ist Alles neu geworden." Aber freilich in den Dingen welche dieser Spruch aus dem Worte Gottes im Auge hat fehlte noch viel, daß es schon eben so gut gestanden hätte. Es herrschte wohl in unserm Basel, wie wir uns auszudrücken pflegen, viel christlicher Sinn. Die vielen Kirchen und Klöster, die ernst und feierlich gen Himmel weisend ihr Haupt über das Gedränge der Welt emporhoben, die immer neuen Kapellen und Altäre welche reichere Bürger und Geschlechter in den Kirchen stifteten, zeigen allerdings, wie der fromme Sinn jener Zeiten das Eine Nothwendige nicht ganz außer Acht zu setzen bestrebt war. Die alten Jahrzeitenbücher unsrer Klöster und Stifte, die von vielen frommen Stiftungen zu Verpflegung von Kranken und fremden Durchreisenden, zu Vertheilung von Brot, Schuhen und Kleidern an Arme und Bedürftige Meldung thun, beweisen, daß schon damals in Basel ein Sinn werkthätiger Liebe und Barmherzigkeit geherrscht habe. Auch für eine tiefere innerliche Frömmigkeit, die sich zu jener Zeit hie und da in höher begnadigten Gemüthern zu regen anfieng, war unter dem Volke unserer Stadt manches Herz offen und empfänglich. Als in den Jahren 1338 und 1339 der fromme Gottesfreund, Heinrich von Nördlingen, in der kleinen Kirche des Spitals das Priesteramt verwaltete, strömte zu seiner herzerquickenden, von der Liebe Christi durchwürzten Predigt „das beste Volk „das in Basel war, Männer und Frauen, Geistliche, Mönche, „Bürger, Chorherrn, edle und geringe Leute", täglich und zahlreich hinzu, also daß sie vor der Frühmesse schon kamen und mit großer Begierde sich einen Platz suchten. Dem ungeachtet aber waren damals in den höchsten und wichtigsten Angelegenheiten die Dinge noch sehr im Rückstande. Es war eine Zeit todten Gebärden- und Lippendienstes. Weit und breit lagen die Ge-

wissen der Christenheit unter dem Joch eitler Menschensatzungen gefangen, die eine oft gerade in ihren höchsten Würdeträgern mehr als weltlich gesinnte, in Ueppigkeit, Schwelgerei, Jagd und Krieg sich herumtreibende Geistlichkeit ihnen auferlegte. Als wenige Jahre vor dem großen Erdbeben die Abgeordneten unsers Domstiftes einige Ueberreste Kaiser Heinrichs des Heiligen und seiner Gemahlin Kunigunde, die sie von Bamberg geholt hatten, nach Basel brachten: sah man eine noch viel größere Menge Volkes als zur Predigt Heinrichs von Nördlingen zum Empfang dieser todten Heiligthümer herbeiströmen. Die gesammte Geistlichkeit und alles Volk von Basel gieng ihnen entgegen, und mit großem Gepränge, unter dem Geläute aller Glocken wurden sie ins Münster getragen. Dabei war bei der steigenden Genußsucht, bei dem nicht geminderten Stolze der Herren, bei dem zunehmenden Freiheitsgefühle der Bürger, die Hoffahrt, der Uebermuth, die Ueppigkeit und die Sittenlosigkeit, die Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit in allen Städten und Landen groß. Es klagen darüber die Geschichtsschreiber jener Zeiten. Sie sagen, es sei in der Welt damals gegangen, wie's in der Bibel von den Tagen vor der Sündfluth steht. In unserm Basel fanden sich offen geduldete Häuser der Sünde und der Verführung. Es war auch nichts Unerhörtes, daß die welche Streitigkeiten hatten sich eigenmächtig ihr Recht und Unrecht mit gewaltthätiger Hand nahmen, daß auf offener Straße das Schwert gezückt, daß der Wechsler hinter der Zinsbank, der Bürger in seinem eigenen Hause verwundet wurde. Es mußte zur Aufrechthaltung des Stadtfriedens zwischen dem Rath und den Zünften der Stadt eine feierliche „Einigung" errichtet werden, nach deren Verordnung künftighin jeder Bürger der innert den Kreuzen, die der Stadt Bann bezeichneten, einen Harnisch oder ein Schwert trüge für ein Jahr vor die Kreuze verwiesen werden sollte.

Da gefiel es dem allmächtigen Herrn aller Dinge, der vom Himmel auf das Wesen der Menschenkinder schauet, die stolze sichere Welt zu mahnen, sie mit Macht aus ihrem ungöttlichen Wesen und Treiben aufzuschrecken und unsrer Stadt auf ihren Wegen des kühnen Fortschritts in allen weltlichen Dingen auf eine Weile ein ernstes Halt zuzurufen.

---

### 3. Das Erdbeben von 1356.

Zehn Jahre vorher schon war dem Ereigniß von dem wir nun berichten sollen ein Zeichen der Warnung vorhergegangen. Am Katharinentag 1346 waren von einer Erschütterung der Erde die unterste Mauer der Pfalz, welche in verschiedenen Terrassen sich gegen den Rhein hinabsenkte, und der Theil des Kreuzgangs der neben ihr gegen dem Strome stand eingestürzt. Eine ernste Erinnerung an die heilige, allein gewaltige Hand, bei deren Berührung schon die Erde erbebet. Und im zweiten Jahre darauf vernahm man, wie im Kärnthner Lande von einem schrecklichen Erdbeben, dessen Erschütterung bis nach Rom und Neapel und bis in unsre Gegend gespürt worden war, die Stadt Villach untergegangen sei. Diesen Zeichen auf dem Fuße folgend war gegen Ende des Jahrs und in dem darauf folgenden 1349sten Jahre eine schwere Heimsuchung Gottes über die Bewohner von Basel gekommen. Jene fürchterliche Pest, „der schwarze Tod“ oder „das große Sterben“ genannt, die unaufhaltsam von Land zu Land vorwärtsschreitend unsern ganzen Welttheil durchzog, war in Basel ausgebrochen. Vierzehntausend Leichen, so wird erzählt, wurden hier zu Grabe getragen. In der Länge unsrer Stadt blieben

vom Aeschenthor bis zum Rheinthor nur drei Ehen ganz. Es hatten damals im ersten Entsetzen ob dieser unerforschlichen Plage fast alle Städte, im Wahne, die Juden haben die Brunnen vergiftet, das unglückliche verabscheute Geschlecht mit Weib und Kind lebendig verbrannt. Es hatte dann, wie man die Strafruthe Gottes besser zu erkennen begann, ein gewaltiger Geist der Buße weit umher das deutsche Volk ergriffen. Die Brüderschaften der Geißler waren von Stadt zu Stadt gezogen, um unter Gebet und Thränen und beweglichen Gesängen öffentlich ihren Leib blutig zu schlagen und alle Welt zu solcher Büßung und Bereuung ihrer Sünden zu bewegen. Auch das Volk zu Basel hatte laut weinend vor Mitleid der strengen Buße dieser Geißelbrüder zugesehn. Hundert angesehene Bürger hatten, von dem Ernste der Zeiten ergriffen, sich zu einer besondern Brüderschaft verbunden. In schwarze Mäntel gekleidet, an die sie Kreuze geheftet hatten, ein großes Kreuz vor ihrem Zuge her tragend, waren sie bis nach Avignon gereist und hatten dort zum Erstaunen des leichtfertigen päpstlichen Hofes ihre Geißelübung verrichtet. Neun Jahre waren seit dieser Schreckenszeit vorübergegangen, als Basel noch auf eine gewaltsamere und augenscheinlichere Weise seine Ohnmacht und Hinfälligkeit erfahren sollte, als im Jahre 1356 nach Christi Geburt unsre Stadt mit all ihrer Herrlichkeit in wenig Stunden in einen Trümmerhaufen, in wenig Tagen in eine öde Brandstätte verwandelt wurde.

Es war der Dienstag nach dem Feste des hl. Gallus, Sankt Lukas, des Evangelisten Tag, um Vesperzeit, als der erste mächtige Stoß der dieses Erdbeben ankündigte, die Stadt und weit umher die ganze Umgegend erschütterte. Auf diese erste Erschütterung, welche die sorglose Welt gewaltig aus ihrer Sicherheit aufschreckte, wurde es wieder stille. Es wurden vor Nacht nur noch ein paar schwächere, gelindere Bewegungen ver-

spürt. Um die dritte Nachtglocke aber, Nachts um 10 Uhr, erfolgte eine solche gewaltsame und länger dauernde Erschütterung und Bewegung des Erdbodens, daß der ganze benachbarte Jura davon wankte und erbebte, und der gegenüber liegende Schwarzwald mit zu zittern begann. Im fernen Straßburg sind von diesem Erdstoße die Kamine und Wüpfel von den Häusern heruntergefallen; am Münster daselbst wurden die Verzierungen und Knöpfe auf die Straße hinabgeworfen. Jenseits der Berge zu Bern begannen an vielen Wohnungen die Mauern zu reißen; das Gewölbe der Leutkirche zu St. Vinzenz fiel ein; der Wendelstein stürzte zusammen, daß man nachher die Glocken zu einstweiligem Gebrauch in Holzwerk aufhängen mußte. Und nach diesem entsetzlichen Beben und Schwanken der Grundvesten unserer Erde wiederholte sich das Erdbeben in derselben Nacht noch zu mehreren Malen. Von der Zeit des ersten Schlafes an bis Mitternacht kam's Stoß auf Stoß, einmal über das andere, als sollte es kein Ende mehr nehmen, als wäre das Ende dieser Welt gekommen. Sie haben in dieser Nacht zu Straßburg zehn Mal, wie eine Straßburger Chronik aus jener Zeit meldet, die Erde beben gefühlt.

Da zerfiel unter der Hand des allmächtigen Gottes die königliche Stadt Basel ganz und gar. Die Wände und Mauern wichen; die Dächer stürzten ein; die festen Thürme bebten und sanken; die stolzen Häuser die die Edeln und Vornehmen sich erbaut hatten brachen zusammen. Kein Haus, kein Thurm, kein steinernes Haus weder in der Stadt noch in den Vorstädten blieb unversehrt. Der Burggraben der Stadt, ihr Schirm und Schutz in wilder, gewaltthätiger Zeit, wurde an vielen Orten von den herabstürzenden Mauern verschüttet. Das mächtige Münster wankte und zitterte, die hohen Mauern zerrissen, Pfeiler und Eckſteine begannen aus ihren Fugen zu weichen; mühsam, hohen Eichen gleich die vom Winde geschüt-

telt werden, blieben die starken hohen Pfeiler des Schiffs, die das Gewölbe der „Vierung" tragen, aufrecht stehn. Die Mauern des Chors aber vermochten nicht Stand zu halten; sie neigten sich, bis fast in die Mitte unter ihrer Decke zusammenbrechend; der ganze obere Theil des Chores stürzte dröhnend ein und vergrub den Hochaltar mit der goldenen Altartafel, dem Geschenk Kaiser Heinrich's, samt den Altären darin die Gebeine der Gemahlin Rudolfs von Habsburg und seines Sohnes Hartung ruhten, unter einem Schutthaufen. Das Kloster von St. Alban mit seinem zierlichen, alterthümlichen Kreuzgang um den stillen Kirchhof her, wurde kläglich zerstört und verwüstet. Von Trümmern umringt und angefüllt standen die Räume von St. Leonhard. Die Kirche und die Gebäude der Franziskaner bedurften zu ihrer Wiederherstellung Jahre langer Anstrengungen. Nur in der St. Johannvorstadt die Kirche der Johanniter und im Kloster der Predigermönche ihr kühnes Chor mit dem schönen Gewölbe vermochten dem Erdbeben zu trotzen; doch barsten die Mauern des Schiffs und die ganze Decke desselben stürzte zusammen. Und als nun so den unglücklichen Einwohnern ihre Wohnungen über dem Haupte zerfielen, wurden viele Leute unter den Trümmern ihrer Häuser erschlagen und erdrückt. Während Alles zu den Thoren hinaus nach dem offenen Felde floh, ereilte Manchen noch auf dem Wege ein jäher, gewaltsamer Tod. Man hat noch lange nachher zu Basel sich erzählt, wie Einer von Bärenfels, gerade da er über das Brücklein bei St. Peter floh und schon, der Angst beinahe entronnen, den Geretteten die unter den Linden auf dem Platze standen zueilte, von einer herabfallenden Mauerzinne erschlagen ward.

Aber zu dem einen unsäglichen Schrecken und Jammer kam nun auch der zweite fast größere hinzu. Denn bei dem allgemeinen Umsturz gieng gleich in der ersten Nacht gegen ein

Uhr Feuer aus. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete es sich rings umher unter den vielen aus Holz gebauten, ohne Brandmauern dicht an einander gelehnten Häusern. Was vom Erdbeben nicht eingestürzt war, wurde nun von der Macht der Flammen verzehrt und niedergebrannt. Unaufhaltsam wälzte sich das von Stunde zu Stunde wachsende Feuermeer von einer Straße zur andern, von einem Quartiere zum andern. Bis zum Münster hin drangen die Flammen. Der Thurm in welchem die größere Glocke hieng gerieth in Brand. Das Dach der Kirche gieng in Feuer auf. Es fiel brennend und glühend ins Schiff hinunter. Die Glocken in den Thürmen schmolzen. Die werthvolle Orgel ward zu Grunde gerichtet. Die kostbaren Bedeckungen der Altäre und die Heiligenbilder wurden zerstört. Der stolzen Mutterkirche des Bisthums blieb von ihrem Schmuck und ihrer Pracht beinahe nichts mehr übrig. Acht Tage lang brannte die Stadt und die Wuth des Feuers ward nicht eher gemildert, als bis es nichts mehr fand was es erreichen und verzehren konnte. Da ist den Leuten ihr Vieh in den Ställen verbrannt; den Kaufleuten wurden ihre Waaren, den Gläubigern ihre Schuldbriefe zu Asche verzehrt; der Rath kam um alle seine Briefe und Bücher. Auch von dem was die Fliehenden in ihren Kellern hatten bergen und retten wollen gieng noch Vieles zu Grunde, da der Birsig, durch einstürzende Gebäude in seinem Laufe gestört und gehemmt, überfluthend in die Bergungsorte eindrang. Es ist die Stadt innerhalb der Ringmauern beinahe ganz ein Raub der Flammen geworden. Nicht hundert Häuser, so gieng nach achtzig Jahren zu Basel die Rede, sollen nach dieser großen Zerstörung noch dagestanden sein. Auch zu St. Alban in der Vorstadt verbrannten viele Wohnungen. Und von dem was noch dastand zerfiel nachher Vieles, das in seinen Fundamenten wankend und baufällig geworden war.

Das war für die Bewohner der unglücklichen Stadt eine ernste, schauerliche Nacht. Nach lange haben im Predigerkloster die älteren Mönche ihren jüngern Brüdern davon erzählt, wie ernst und feierlich in jener Nacht, während das Feuer brannte und der Erdboden wankte, die Glocken ob der Decke ihres einsam stehenden Chors zu dreien Malen von selbst an einander zu schlagen und zu ertönen anfiengen, gleich einer dreimaligen Mahnung an die leichtfertige, sündenvolle Welt, den Ernst des heiligen Gottes und seines zukünftigen Gerichts zu bedenken. Und es folgten noch viele jammervolle Tage. Machtlos und hilflos, voll Entsetzens sah das geflüchtete Volk, das vor der Stadt draußen in den Gärten und auf den Feldern unter Zelten und Hütten lag, unter ihnen gleich einer verscheuchten Heerde die Büßerinnen des Magdalenenklosters, die acht langen Tage dem Brande zu, der ihr Gut und ihre Habe verzehrte. Denn noch immer bebte die Erde. Alle Augenblicke mußte man die Erneuerung des schrecklichen Erdbebens fürchten. Niemand wagte die Stätte die dem Verderben übergeben schien zu betreten. Keiner traute sich Hand anzulegen, damit der Wuth des Feuers gewehrt werde. Von dem Nothwendigsten entblößt, nur mit dem nackten Leben davon gekommen, unvermögend sich vor dem Frost der Nächte zu schützen, und bittern Hunger leidend, mußten die erst noch so stattlich geschmückten und so wohnlich eingerichteten Bürger, die erst noch so keck und rührig in ihren Lauben und Werkstätten handtierenden Handwerker der gewerbthätigen, wohlhabenden Stadt dem Untergang aller ihrer Herrlichkeit, ihres frohen Muthes und ihrer hochstrebenden Hoffnungen zusehen. So überwältigend war der Eindruck des Erlebten, daß die Schwestern von Sankt Magdalena, als sie endlich in den Bereich ihres Klosters zurückkehrten, lange, wie von Furcht und Schrecken gebannt, in der Scheune des Hofes stehen blieben, bevor sie ihre Wohnung wieder zu betreten wagten.

Doch nicht nur unsrer Stadt und ihrer Bevölkerung hatte die verhängnißvolle Nacht des Lukastages solche schwere Demüthigung gebracht. Zwei Meilen weit in die Runde waren beinahe alle Kirchen, Burgen und Festungen zerfallen. Den Rhein entlang von Basel bis Neuenburg stand kaum eine Kirche mehr; bis ins Frickthal hinauf stürzten in Städten und Dörfern die Wohnungen der Menschen ein. Die Stadt Liestal war ganz niedergeworfen. Geraume Zeit nachher war in jener Zeit Urkunden nur noch von einem „Flecken und Hof Liestal" die Rede; die Bürger wollten nicht recht im offenen, von Mauern entblößten Orte aufs Neue sich einrichten. Insonderheit aber hatte die zerstörende Hand des Erdbebens in den Schlössern des Adels, die kühn und trotzig auf den Hügeln und Bergen des Jura thronten, übel gehaust und große Verheerung angerichtet. Das Weiherhaus von Gundoldingen, das Schloß zu Binningen, die drei Wartenberge, Birseck, Dorneck, das Pfeffinger Schloß ob seinem tiefen Abgrunde, waren eingestürzt. Reichenstein, welches einst der baslerische Bischof Peter Reich seinem Geschlechte zu Lehen gegeben, wurde nimmer wieder aufgebaut. Die Edeln von Schauenburg, ein altes adeliches Geschlecht, nun verarmt, sahen sich nach der Zerstörung ihrer beiden Schlösser genöthigt, alle ihre Besitzungen zu veräußern. Vielen angesehenen Geschlechtern von Basel waren ihre Burgen in Trümmer gefallen. Wildenstein, eine Besitzung der Edeln von Eptingen, stand verwüstet; ihr Stammhaus im Orte gleichen Namens verschwand. Die stolzen ritterlichen Mönche sahen die Thürme und Zinnen ihres Stammsitzes Mönchenstein und ihrer kühnen Landskrone zu Boden geworfen. Angenstein, ein Sitz der edeln Schaler, stand zertrümmert in seiner Felsenschlucht. In wenig Augenblicken ist den Freiherrn von Ramstein ihr festes Stammschloß, auf dem sie seit Jahrhunderten hausten, geschwächt

worden, ihr neues Gilgenberg, das sie vor Kurzem gegründet hatten, veraltet. Die Hand der allgemeinen Zerstörung hatte auch die stolzesten Burgen des herrschaftlichen Adels unsrer Umgegend nicht verschont. Die kühne Burg der Grafen von Thierstein am Eingang des Beinwilerthals, die mächtige Farnsburg, von der herab seit Langem die ältere Linie dieses gräflichen Geschlechts die umliegenden Gaue beherrschte, der alte Herrschersitz Homburg, früher der Sitz eines mächtigen berühmten Grafengeschlechts, jetzt dem Bischof von Basel gehörig, sie standen gedemüthigt. Und auf seinem hohen Felsenkamme der trotzige Graf Hans von Froburg, dessen Geschlecht viele Menschenalter hindurch an Reichthum und Macht ringsumher Alles überragt hatte, so daß unter dem Volke die Rede gieng, beim Abliefern der jährlichen Fruchtgefälle seiner Unterthanen stehe der letzte Wagen noch auf der Brücke zu Olten, wenn der erste zum Schloßthore von Froburg hineinfahre, — er sah mit schweren Gedanken noch vor dem Ende seines mit ihm aussterbenden gräflichen Hauses die Zertrümmerung des stolzen fürstlichen Sitzes seiner Väter an. Vier und dreißig, vierzig, sechzig größere und kleinere Vesten, die in dem großen Erdbeben zergangen seien, wurden gezählt. Bis nach Blochmont und Altkirch hinunter, bis hinüber nach Oetliken und Brombach, bis hinauf zur Klus jenseits des Hauensteins reichte die Verwüstung. Der Herr aller Herren hatte zu den Edeln und Hohen dieser Welt ein ernstes Wort geredet und ihnen seinen mächtigen Arm, der die Gewaltigen vom Stuhle stößt, geoffenbart.

Zwar auch seine wunderbar erhaltende Vaterhand, die sich der Hilflosen und Ohnmächtigen annimmt und mitten im Ernst seiner Gerichte mit zarter Fürsorge zu wachen und zu hüten versteht, hat er kund werden lassen. Eine Frau von Frick, so wird erzählt, lag neben ihrem neugebornen Kindlein zu Bette

und die Wärterin wachte bei der Kranken und dem Kinde, als auf einmal das Haus über ihnen zusammenstürzte und sie die Halde, ob der das Haus gebaut war, hinunterfielen. Aber ein Baum, der gegen die dem jähen Tode Verfallenen rettend seine Arme ausbreitete, fieng Mutter, Jungfrau und das Kind in der Wiege auf, und ihnen geschah allen Dreien kein Schaden über hen irgend zu klagen gewesen wäre. Am morgenden Tag nach dem Erdbeben kam der fromme und leutselige Bischof Johannes unter Pfeffingen hin seines Weges von Delsberg her geritten. Er wollte nach Basel, zu sehen wie es dort gegangen sei und seinem lieben Volk mit Rath und christlicher Fürsorge beizustehn. Mit Entsetzen sah er von der Straße das zerfallene Schloß, dessen Trümmer den steilen Abhang der Bergschlucht weit hinab überdeckten. Die Bewohner des Schlosses waren ihm befreundet. Eine Gräfin von Thierstein wohnte darin; ihr jüngstes Kind, ein Mägdlein welches noch in der Wiege lag, hatte der Bischof aus der Taufe gehoben. Wie er den Jammer erblickte, war seine erste Frage gleich nach dem Kinde. „Wo ist," spricht er, „mein Gottenkind? ist mein „Gottenkind entkommen?" Er erhält die traurige Antwort: „nein, man habe es nirgends gefunden." Wie er das vernimmt, heißt er die Leute das Kind suchen. Die ganze Halde unterhalb des Schlosses wird eifrig durchforscht; man sucht es allenthalben unter den Trümmern. Und siehe, da liegt das liebe, von Gott und seinen Engeln behütete Kind, zwischen zwei großen Steinen festgehalten und vor tieferem Sturze bewahrt, in seiner Wiege und weinet. Dieses Kind ist, da es groß ward, eine treffliche Hausfrau und Mutter vieler Kinder geworden, und scheint zur Zeit da diese Geschichte aufgezeichnet wurde noch gelebt zu haben.

Die mächtige Predigt aber von der Nichtigkeit und Unsicherheit aller menschlichen Dinge auf Erden, welche Gott der

Herr unsre Welt vernehmen ließ, hat dazumal nicht so bald und gleich aufgehört. Das ganze Jahr hindurch haben die Bewegungen und Erschütterungen der Erde in unsrer Umgegend noch fortgedauert. Bald schwächer, bald stärker, als sollten die Leute von Neuem an das Geschehene erinnert werden, kehrte das Erdbeben wieder. Im Mai des folgenden Jahres auf Sankt Sophien Abend ward Straßburg von einem erneuten stärkeren Erdstoße erschüttert. Das erschrockene Volk wollte aus der Stadt ziehn und unter Zelten und Hütten auf freiem Felde sich lagern. Und die Bürgerschaft, die zusammen berufen ward, um besonneren Rath zu fassen, wagte nur in dem offenen Garten des Bischofs sich zu versammeln. Denn sie meinten zu Straßburg nicht anders, als es werde ihnen nun ebenso wie Denen von Basel ergehn.

---

## 4. Was für einen Eindruck diese Heimsuchung Gottes auf das damalige Geschlecht machte.

Das schwere Unglück das Basel und seine Umgebung getroffen hatte machte weit umher in deutschen Landen einen tiefen Eindruck. Der Lukastag wurde ein Tag von dem man sich lange noch erzählte, den fernwohnende und spätlebende Geschichtschreiber aufzeichneten, dessen Gedächtniß durch Denkverse erhalten wurde, dessen Name sich nicht nur in den Rathsbüchern unserer Stadt, sondern auch im Bürgerbuche des uns noch fremder stehenden Luzern als der eines ernsten Gedenktages verzeichnet wurde.

Als die Kunde von dem Umsturze und Verfalle Basels sich rings umher verbreitete, erwachte billig zuerst allenthalben das Gefühl mitleidiger Theilnahme an der hilflosen Lage der

Schwerbedrängten. Von nah und fern kamen die Nachbarn aus den befreundeten Städten herbei, den armen Leuten von Basel beizustehn, ihnen Speise und Trank und was sonst zur Hebung des ersten Mangels nöthig war darzureichen, die Verzagten zu ermuthigen und zu trösten, und ihnen beim ersten Wiederbau ihrer Wohnungen behilflich zu sein. Es wird erzählt, die von Basel haben beim Anblick des unermeßlichen Schuttes zuerst den Muth aufgegeben, dieser Verwüstung je wieder Meister zu werden, sie seien schon Willens gewesen ihre Wohnungen auf dem Felde gen Sankt Margarethen hin zu bauen, hätten nicht die von Straßburg und andern Städten es ihnen widerrathen und sich freundlich erboten ihnen Hilfe zu leisten. Treulich standen ihnen, als es ans Wegräumen des Schuttes gieng, vor Allem die alten bewährten Freunde aus Straßburg, auch die von Freiburg im Breisgau, von Colmar, Schlettstadt, Mühlhausen, Neuenburg und Rheinfelden zur Seite. Einen Zug milden und edeln Sinnes, der uns zeigen mag, mit welchen Empfindungen die übrige Welt auf das schwer heimgesuchte Basel hinblickte, berichtet uns vom Herzog Albrecht von Oestreich ein etwas späterer Geschichtschreiber. Der Herzog von Oestreich, erzählt er, sei damals wider die von Basel schwer erzürnt und mit ihnen im Streite gewesen und habe im Sinne gehabt, die Stadt zu belagern. Als nun die Nachricht gekommen, wie die Mauern von Basel im Erdbeben zu Boden gelegt worden seien, haben seine Räthe zu ihm geredet, wie einst die Männer Davids sprachen, da sein Feind bei ihm wehrlos in der Höhle schlief. „Siehe, Herr Fürst," sprachen sie, „Gott hat die Stadt Basel in Eure Hände ge„geben. Wenn Ihr sie nehmen wollt, wird kein Widerstand „sein; denn Thüren, Mauern und Wälle sind zusammengestürzt, „und die erschrockenen Leute werden die Hände sinken lassen „und sich nicht zu wehren vermögen." Aber der Herzog, mel-

det der treuherzige Chronist, habe ihnen mit königlichem Sinne geantwortet. „Wenn Gott," war seine Rede, „gestritten hat „mit den Baslern, werden wir keineswegs mit ihnen streiten. „Ferne sei von uns solche Grausamkeit, daß wir die Nieder„geworfenen, Verwundeten und Gedemüthigten zu tödten be„gehren." Und darauf habe der Herzog 400 starke Mannen ab dem Schwarzwald nach Basel gesandt, die in seinem Namen und auf seine Kosten die Straße von der Rheinbrücke bis zum Kornmarkt vom Schutte gereinigt.

Aber noch eine andere tiefergehende Frucht der göttlichen Heimsuchung war unter den Zeitgenossen des erschütternden Ereignisses zu spüren. Die Mahnung die Gott der Herr an die Welt hatte ergehen lassen wurde nicht von Allen so frevelhaft überhört, wie es von etlichen Elenden geschah, welche während die Stadt noch brannte und der Erdboden noch wankte, nach nichts als nach Ersatz des verlorenen Gutes begierig, hingiengen und unter den Trümmern suchten, wo sie etwa noch einen Kaufladen aufbrechen und berauben oder auch nur ein Stück Eisen von einer rauchenden Brandstätte wegnehmen könnten. Vielmehr wurde von der damaligen Christenheit das bedeutsame Strafgericht Gottes wohl erkannt und verstanden. Man erkannte die Verkehrtheit einer Gesinnung die sich nur an vergänglichen Gütern, an den Herrlichkeiten einer hinfälligen Erdenwelt sättigen will. Man gedachte des menschlichen Uebermuths, der steigenden Hoffahrt der Welt, welche Gottes gewaltige Hand hatte demüthigen müssen. Die Räthe der Städte suchten durch Verbote gegen die übertriebene Kleiderpracht der unter allen Ständen einreißenden Ueppigkeit Einhalt zu thun. Zu Speier, zu Straßburg verboten sie Männern und Frauen, es wäre denn daß ihr ritterlicher Stand es erheischte, Gold und Silber und andere Gezierde zu tragen. Das Christenvolk lernte im Gefühle der Unsicherheit aller irdischen und mensch-

lichen Dinge zu Gott und seiner ewigwährenden Gnade seine Zuflucht nehmen. Ein edler Ritter dichtete damals ein geistlich Lied von der Passion; das wurde zu dieser Zeit zum Beginn des Tages viel vom Volke gesungen; in dem hieß es:

O starker Gott,
All unsre Noth
Befehln wir, Herr, in dein Gebot:
Laß uns den Tag mit Gnaden überscheinen.
Die Namen Drei,
Die stehn uns bei
In allen Nöthen, wo wir sein;
Des Kreuzes Kreis steh uns vor allen Peinen.

Als aber im folgenden 1357sten Jahre der verhängnißvolle Tag Sankt Lukas des Evangelisten sich erneute, sah man zu Straßburg die gesammte Bürgerschaft in ernster Erinnerung an das Strafgericht von dem sie Zeugen gewesen waren einen andächtigen Bitt- und Kreuzgang halten. Die geweihte Hostie wurde durch die Stadt getragen; mit Kreuz und Fahnen geleitete sie die Priesterschaft; der ganze Rath zog baarfuß, im Bußgewande, Jeder eine brennende Kerze in der Hand, hinter dem Kreuze her; die Menge des Volkes folgte unter Gebet und Flehen, daß Gott fürder in Gnaden seiner sündigen Welt schonen und mit ihr nicht ins Gericht gehen wölle. Nach Vollendung des Kreuzganges wurden die schweren Wachskerzen auf dem Hochaltare des Münsters als Opfer hingelegt und die grauen Mäntel den Armen geschenkt, auch 300 Viertel Kornes zu Brot gebacken und unter die Armen vertheilt. Das beschloßen die Bürger von Straßburg alle Jahre auf diesen Tag zu thun. Und nicht weniger tief haben ihrer Seits die von Basel den Ernst der Dinge die bei ihnen geschehen waren in ihren Sinn sich geschrieben. Hat sich zu Straßburg der Bittgang mit den grauen Röcken, auf St. Lukastag gehalten, allmälig

in die Sitte umgewandelt, auf diesen Tag Röcke unter die armen Leute zu vertheilen: in Basel vererbte sich in Erinnerung an die unvergeßliche göttliche Mahnung diese alte fromme Uebung christlicher Milde noch länger. In den Zeugnissen gleichzeitiger Geschichtschreiber finden wir den Namen „der Luxröcke der Herren von Basel“ noch während des folgenden und des zweitfolgenden Jahrhunderts. Es war ein Werk der Barmherzigkeit, davon in keinen Büchern der Stifte und Klöster oder des Raths unserer Stadt Erwähnung geschah, das nur auf dem Wege jährlich erneuter freier Uebung sich forterhielt. Später wurde dann, seitdem nach der Reformation der Kirche die Sorge für die Schulen mehr in den Vordergrund trat, bei der Vertheilung des Luxtuches in immer ausgedehnterem Maaße auf arme Schüler die gern etwas Tüchtiges lernen und die erworbenen Kenntniße zur Ehre Gottes anwenden wollten Rücksicht genommen. Eine allerdings auch sonst schon bestehende Gewohnheit, von der manche alte Stiftungen Zeugniß geben, an bedürftige Schüler die sich dem Dienst der Kirche widmeten, graues Tuch zu einem Rocke austheilen zu lassen, wurde mit der Sitte die an den Lukastag 1356 erinnerte in Verbindung gebracht. Und so ist es bis auf den heutigen Tag unter immer weiter reichender Theilnahme der Gemeinden eine der alten guten Sitten die in unsrer Stadt sich eingebürgert haben geblieben. Wenn der Jahrestag unsres Erdbebens wiederkehrt, steuern viele mildthätige Hände bei, und in allen Schulen der Stadt wird unter die Kinder der Bürger und Einwohner von Basel das „Schülertuch“ zur willkommenen Ausrüstung auf den kommenden Winter vertheilt. Eine nach 500 Jahren noch jährlich aufs Neue reifende Frucht der Heimsuchung Gottes von der wir erzählt haben.

---

## 5. Wie die Stadt wieder erbaut wurde.

Wenn der Mensch sich unter die gewaltige Hand Gottes demüthigen lernt, wird ihm darum der Muth nicht geschwächt, zu thun was an ihm liegt und die Kräfte anzuwenden die ihm in die Hände gelegt sind. Als der erste Augenblick der Rathlosigkeit vorüber und mit Hilfe der treuen Nachbarstädte der ärgsten Verwüstung gesteuert war, giengen die rüstigen betriebsamen Einwohner von Basel mit neuem Muth an den Wiederaufbau ihrer zerstörten Wohnungen. Jeder suchte was ihm aus der allgemeinen Zerstörung geblieben sei; das Beschädigte wurde gebessert, das ganz Zerfallene neu hergestellt. Den hart Geschlagenen war der kräftige Unternehmungsgeist, der einem rührigen Gemeinwesen innewohnt, stehen geblieben. Der Rath suchte durch verständige Anordnungen den neuen Aufbau der Stadt auf alle Weise zu befördern. Er sorgte, daß nicht übertriebene Gewinnsucht und unzeitiger Brotneid den Fortgang des Werkes hindre. Kein Zimmerholz durfte zu weiterm Verkauf den Rhein hinabgeführt werden. Es war verboten, Holz das zum Bauen hergebracht worden um Mehrschatzes willen zu kaufen. Niemand durfte es erhandeln als wer es ausbauen wollte. Keine Zunft sollte fremde Arbeiter und Werkleute, die herkamen beim Neubau der Stadt Hand anzulegen, nöthigen vor zwei Jahren ihre Zunft anzunehmen. Kein Zimmermann, Maurer noch Decker sollte mehr als ein Werk zugleich verbingen. Den Maurern wurde erlaubt, drei Gesellen, aber keinen mehr, zu Hilfe zu nehmen; Steinmetzen hingegen, die um ihrer schwereren Kunst willen seltener sein mochten, war vergönnt, so viel Knechte und Helfer zu haben als sie nur wollten. Wer wider diese Ordnungen handelte, mußte entweder Strafe zahlen oder ohne Gnade einen Monat in einer Vorstadt, der Werkmann in derjenigen die ihm am ungelegensten

lag, Herberge nehmen. Die Sorge für Wahrung des Eigenthumsrechts, das in dem allgemeinen Zerfall vielfach unsicher geworden war, wurde vom Rathe wohl in Obacht genommeu. Die fünf Männer welche über den Bau der Stadt gesetzt waren schlichteten die Streitigkeiten, die sich beim Neubau der Häuser zwischen Nachbarn und Anwändern erhoben. Es trachtete der Rath, die mannigfachen Verwirrungen die durch den Verlust vieler Schuldbriefe entstanden nach besten Kräften zu heben. Seinen Gläubigern, die im Erdbeben und Brand um ihre Briefe gekommen waren, stellte er von freien Stücken, zum Theil über bedeutende Summen, neue Urkunden aus. Kamen Andre und klagten, es seien ihnen die Briefe die sie von ihren Schuldnern gehabt verloren gegangen, so wurden beide Theile vor Bürgermeister und Rath gefordert und in ihrem Beisein die Sache, wo es nöthig war eidlich, auch durch Zeugen oder sonstige Erkundigung ins Reine gebracht. Jene Frevler aber welche die Zeit der gemeinsamen Noth zu Diebstahl und Raub benützt hatten wurden mit Verbannung bestraft. Daneben suchte man Bestimmungen zu treffen, daß beim neuen Aufbau das gemeine Beste nicht außer Acht gelassen und alte Uebelstände beseitigt würden. Die fünf Männer die zum Bau der Stadt zu sehen hatten mahnten die Anwohner des Burggrabens, daß sie den Graben vom Schutte räumten. Es wurde darauf gesehn, daß die Straßen der neuen Stadt weniger enge und dunkel würden als bisher. Die neuen Fürschöpfe über den Fenstern und die Bänke der Verkäufer durften nicht allzuweit in die Straße hineinreichen. Von dem einen Gedanken erfüllt, daß jetzt vor Allem die Stadt gebaut werden müße, beschloßen die Mitglieder des Raths, sich für einige Zeit mit der geringsten Besoldung zu begnügen. Der Bürgermeister, der Oberstzunftmeister und Alle des Raths, wie auch der Schreiber Wernher sollten Jeder drei Gulden auf Johannis des Täufers Tag

und drei auf Weihnachten empfangen. Was ihnen sonst von Sporteln und Bußen zukam, sollte Alles der Stadt zu Nutzen fallen.

Indeß die Einwohnerschaft allenthalben sich ihre Wohnungen herstellte und immer mehr die Stadt aus ihren Trümmern in neuer Gestalt wieder heranwuchs, vergaß man in Basel nicht, auch die Gotteshäuser wieder zu bauen. „Das Haus des Herrn sollte nicht wüste stehn," während die Bürger sich wieder anschickten, „in getäfelten Häusern zu wohnen." Die Klöster, die zerfallenen Kirchen erstanden nacheinander, von den erlittenen Schäden geheilt, in neuer Schönheit aus ihrem Schutte. Mit auswärtigen Freunden wetteiferten die Bürger der Stadt und Mancher aus dem umliegenden Adel, durch Gaben und Geschenke zum Bau des zweiten Tempels beizutragen. In größerer weiterer Ausdehnung sah man die Kirche der Franziskaner sich wieder erheben. Aus den Einkünften des Chorherrenstiftes, wie aus den Gaben reicher Freunde des Gotteshauses, wurde St. Leonhard wieder hergestellt. Dem Kloster zu St. Alban theilte der Bischof die Pfarrei von St. Martin zu, damit es aus seiner Verwüstung das Haupt wieder fröhlich aufheben könne. Vor allem wurde weit und breit der Eifer rege, der Mutterkirche des Bisthums, dem Münster, wieder zu einem seines Namens würdigen Aussehn zu verhelfen. Der damalige Bischof, Johannes Senn von Münsingen, genannt von Buchek, war ein menschenfreundlicher und gottseliger Herr, ein Mann des Friedens, ein Freund der Geistlichkeit und des Volkes. Er that Alles was er nur konnte, um die Wiederherstellung seiner Kirche zu befördern und zu betreiben. Zu wiederholten Malen sandte er Abgeordnete mit einem Kreisschreiben an alle Aebte, Prioren, Dekane, Leutpriester und Kaplane seines Bisthums, und ließ durch sie alle Christgläubigen im ganzen Bereich seiner Diöcese auffordern, „des nahenden

„Tages zu gedenken, wo Alle werden vor Christi Richterstuhle „erscheinen und wo nur die welche Gutes gethan haben werden „Frucht empfangen können. Die Geistlichen sollten seine Boten „freundlich aufnehmen, sie bewirthen, ihnen ihre Kirchen öffnen „zur Sammlung der Liebessteuer und selber das Volk ermahnen, „zu so einem frommen und Gott wohlgefälligen Werk ihre Al- „mosen zu spenden." Und nun wurde in der Bauhütte des Münsters auf dem Stiftshof, wo jetzt die Linden stehen, ein reges neues Leben wach. Es galt die Wiederherstellung des kläglich verschütteten Chors, der Stätte des Hochaltars. Es galt mehr als nur die Erneuerung der alten zergangenen Herrlichkeit. Noch weiter als bisher, auf beiden Seiten mit zwei neuen Seitenschiffen umgeben und an der Vorderseite in völlig neuer Gestalt, sollte von nun an die aus der Stunde der Prüfung und Demüthigung herrlicher hervorgehende Kirche sich erheben. Schon nach wenigen Jahren stand das Chor in neuer Pracht, mit der zierlichen Sängergallerie, hinter der das Licht der rosenförmigen Fenster hindurchschien, und den hohen Spitzbogenfenstern darüber, so wie wir jetzt es erblicken, auf den alten ursprünglichen Mauern. Der anderweitige Bau war wenigstens so weit gediehen, daß die Kirche wieder dem gottesdienstlichen Gebrauch eingeräumt werden konnte. Im Jahr 1363, am Sonntage nach Johannes des Täufers Tag, weihte Bischof Johannes das Haus des Herrn, das sieben Jahre lang öde gestanden hatte, feierlich wieder ein. Peter von Lusignan, der König von Cypern, welcher damals gerade zu Basel sich aufhielt, der Weihbischof von Konstanz, dessen Bisthum aus nachbarlichem christlichen Mitleiden auch zum Bau der Kirche gesteuert hatte, und die beiden Aebte von St. Blasien und von Beinwiler waren dabei gegenwärtig. Der Bischof legte die Heiligthümer die im alten Altare geruht hatten, die Ueberreste des

Kaisers Heinrichs II, des ersten ansehnlichsten Stifters und Wohlthäters unseres Münsters, welche zur Freude des ganzen Volkes und Bisthums unverschrt aus dem Schutte wieder hervorgegraben worden, in das Innere des Hochaltars nieder. Doch mag es noch längere Zeit gegangen sein, bis die Vorderseite des Hauses, der hochstehende Mittelbau zwischen den beiden Thürmen mit dem neuen großen Portal so dastand, wie wir's jetzt gewohnt sind zu sehen, und bis das über dem neuen Kreuzgewölbe schroffer aufsteigende Kirchendach das Ganze deckte. Die Thürme aber tragen, der eine erst seit dem Anfang des folgenden Jahrhunderts, der andere gar nur seit dem Jahre 1500 ihre beiden gen Himmel ragenden Helme.

So rührig und rüstig es übrigens mit all diesen Bauten vorwärts gegangen war, in ihren Mauern und Befestigungen stand die neu aus dem Erdboden sich erhebende Stadt noch längere Zeit nicht so fest und gesichert wie das Bedürfniß der Zeit es erheischte. Es genügte eben nicht mehr an der Wiederherstellung des früher Bestehenden. Zur Erneuerung des innern Burggrabens sollte eine vollständige neue Ummauerung der ganzen Stadt mit allen ihren Vorstädten hinzukommen. Ein Anlauf dazu wurde zwar schon damals genommen. Aber als im Jahre 1365 die zügellosen, weit und breit gefürchteten Horden der „Engelländer", des entlassenen Kriegsvolks aus den englischen Kriegen in Frankreich, plündernd, sengend, mordend, Alles schändend ins Elsaß einbrachen, zum großen Schrecken für alle nicht wohl verwahrte Orte, wurde man zu Basel wohl inne, wie die Stadt für solche Zeiten der Noth noch allzu schutzlos war. Insonderheit war die Gegend der Vorstadt „an den Steinen" dem Feinde noch völlig bloßgestellt. Wären dazumalen nicht aus gutem freundnachbarlichem Willen die Eidgenossen dem bedrängten Basel zu Hilfe geeilt, hätten nicht die biederben Männer

von Bern und von Solothurn, welche 1500 Knechte stark, Jene Alle in weiße Waffenröcke mit dem schwarzen Bären darauf gekleidet, sich einfanden, großmüthig sich erboten, an der Stelle für die am meisten zu besorgen sei ihre eigenen Leiber zur Mauer zu machen: es hätte Basel wohl damals eines schlimmen Ueberfalls der zügellosen und zu ungeheurer Zahl angeschwollenen Kriegsvölker gewärtig sein müssen. Von da an wurde der Bau der neuen Ringmauer kräftiger in Angriff genommen. Die Ausgaben die der Rath dafür auswarf steigerten sich von Jahr zu Jahr. Der Rath machte Anleihen; er erhöhte das Mühlenungeld; die Einkünfte der Münze, Strafgelder welche Denen auferlegt wurden die sich leichtfertige Schwüre zu Schulden kommen ließen wurden dazu verwendet; die bei uns zahlreich wieder aufgenommenen Juden wurden zu beträchtlichen Geldanleihen angehalten. Endlich gegen Ende des Jahrhunderts war der Kranz von 40 Thürmen, 42 Letzen und 1199 Zinnen, der jetzt die ganze Stadt samt allen Vorstädten vom Rhein bis wieder zum Rheine gehend umgab, glücklich vollendet. Und auch Klein-Basel hatte nicht lange darauf seine durch das Erdbeben verschütteten Befestigungen wieder.

So durfte die unter dem gewaltigen Ernste Gottes tief gedemüthigte Stadt unter seiner schützenden Obhut aufs Neue sich wieder erheben. Größer, schöner, stattlicher als sie vor ihrem Falle gewesen, stand sie, als achtzig Jahre später zur Zeit des Kirchenconcils A e n e a s S y l v i u s in ihren Mauern weilte, vor den Augen des erstaunten Gastes: „überall neue Häuser, nirgends eine Spur des Alters und des Verfalls, gleichsam eine neue vermehrte und verbesserte Auflage der alten ehemaligen Stadt.“ Und auch zu immer größerem Wohlstande, zu immer größerem Genusse der bürgerlichen Freiheit, zu weiterer Ausdehnung seiner Macht und seines Einflusses sollte

Basel in den Zeiten, die auf das große Erdbeben folgten, gelangen. Die Jahrzahl aber welche der alte Gedenkvers womit wir diese Erzählung begonnen haben der Nachwelt bleibend ins Gedächtniß zu prägen suchte, sie sei dieser Stadt eine unvergeßliche Mahnung an das worauf vor Allem der Städte Wohl und Gedeihen fest gebaut und gegründet steht.

Druck von Felix Schneider.

# Bilder

aus der

# Geschichte von Basel

von

Abel Burckhardt.

Zweites Heft.

Das Karthäuser Kloster. — Hemman Offenburg. — Die Stiftung der Universität.



Basel 1878.
Verlag von Felix Schneider.
(Adolf Geering.)

# Das Karthäuser Kloster.

# Das Karthäuser Kloster.

Es ist nur die Geschichte eines einsamen und entlegenen Winkels unsrer Vaterstadt, welche wir dießmal zu erzählen gedenken. Nicht auf die öffentlichen Straßen und Plätze der alten Stadt des Reiches führt sie uns hin, wo das belebte Bild des Geschäftsverkehrs einer rührigen Bürgerschaft sich vor unsern Augen entfaltet, wo wir die Mannschaft der Basler zu Schutz und Schirm ihrer Rechte und Freiheiten unter ihrem Stadtbanner sich sammeln sehn. Sondern dorthin, wo jetzt, beinahe schon außer dem Bereich der Häuser und Gassen von Klein-Basel, rings von altersgrauen Mauern umschlossen, die Gebäude und der Garten des städtischen Waisenhauses liegen, versetzt uns unsre gegenwärtige Schilderung und läßt uns in längst vergangene Zeiten zurückblicken, als hier ernste schweigsame Karthäusermönche, vom unruhigen Getriebe des Stadtlebens wenig berührt, in stiller Verborgenheit ihr Leben zubrachten und höchstens etwa am äußern Hofthor ein dienender Laienbruder zu sehen war, der den Gruß eines Vorübergehenden mit stummem, langsamem Kopfnicken erwiederte.

Das Kloster das hier lag stellte, nach dem Vorbilde des ersten Klosters dieser Art, das die Stifter des Ordens in der Chartreuse, einer einsamen Wildniß bei Grenoble, gebaut hatten, eine gemeinsame Niederlassung von Einsiedlern dar, welche von allem Verkehr mit der Welt, von beinah jedem mensch-

lichen Umgang abgeschlossen, als stille Klausner in ihren Klausen beisammenwohnten, damit sie ungestört nur der Sorge für das Heil ihrer Seele obliegen und dabei zugleich des Segens einer geregelten klösterlichen Zucht und eines gemeinschaftlichen kirchlichen Gottesdienstes theilhaft sein möchten. Die merkwürdigen Einsiedler lebten hier innerhalb unsrer Stadtmauern in einer völligen Einsiedelei; sie kamen nicht in die Stadt; sie giengen nicht, wie Mitglieder anderer Mönchsorden, dem Christenvolk das Wort Gottes zu predigen; bei den Gottesdiensten in ihrer Kirche fanden sich keine andern Zuhörer ein als die Brüder ihres Ordens aus dem Laienstande; sie hatten selbst der Gewohnheit geselligen Gesprächs und Umgangs untereinander entsagt. Es war ein ernstliches Verlangen, den Versuchungen der Welt zu entfliehn und alle Anlässe zu Versündigungen zu meiden, was die redlichen Männer in diese strenge Einsamkeit führte. Nach den Anschauungen welche dazumal die gesammte Kirche hegte hielten sie dafür: „an so einem „Orte andächtiger Abgeschiedenheit sei gut sein und seine Hütten zu bauen; hier lebe der Mensch reiner als sonst wo, hier „falle er seltener und richte sich bälder wieder auf, er wandle „hier sorgsamer, werde häufiger mit dem Thaue göttlicher „Gnade erfrischt, er dürfe da sicherer ruhn und könne zuver„sichtlicher sterben.“ Es hat für uns etwas Anziehendes, in dieses uns fremdartige und doch wieder uns nahe angehende Leben uns hinein zu versetzen. Der Blick in frühere Versuche christlicher Frömmigkeit ist dem Beobachter des menschlichen Herzens lehrreich und für die Kinder eines beinah ganz in zeitlichen Bestrebungen aufgehenden Zeitalters nicht unnütz und werthlos.

---

## 1. Wie das Karthäuser Kloster in Basel gestiftet wurde.

Das Karthäuser Kloster ist unter den zwölf Klöstern und Stiften welche einst in unsrer Stadt waren das jüngste und erst im Jahre 1401 gestiftet worden. Es gieng aber später unter den älteren Brüdern des Hauses die Sage, bedeutsame Weissagungen haben, ehe noch Jemand an eine Karthause in Basel gedacht hätte, die Errichtung dieses Gotteshauses vorher verkündigt. Es war, so erzählt die alte lateinische Chronik unseres Hauses, zu Straßburg im dortigen Karthäuser Kloster ein frommer Laienbruder aus Basel, welcher Burkard zum Haupt hieß. Den besuchte einmal, um ihren alten Herrn wieder zu sehn, seine Anverwandte und ehemalige Dienerin, Verena zum Haupt, und redete mit ihm (der Prior hatte es für dießmal erlaubt) über allerlei was daheim vorgieng; sagte auch unter Anderem, es thue ihr von Herzen leid, daß man in Basel nicht auch wie in Straßburg und Freiburg und wie zu Thorberg im Emmenthal ein Kloster der Karthäuser haben und durch ihren ernsten und strengen Lebenswandel an Gutes gemahnt werden könne. Worauf ihr der fromme Bruder antwortete: „Ich sage dir, Verena, du wirst es noch erleben, daß zu deiner „Zeit in Basel ein ansehnliches Haus der Karthäuser stehn „wird. Dem werden viele Böse zuwider sein; aber es wird „ihnen nicht gelingen, und ganz Basel wird sich zuletzt über „sein Gedeihen freuen." Und eben so, als einst der ehrwürdige Prior des Thorberger Hauses in Geschäften des Ordens durch Basel reiste und sah, wie mehrere andächtige Gemüther ein Verlangen trugen eine Karthause in unsrer Stadt errichtet zu sehn, soll auch er von dem zukünftigen Kloster verwunderlich geweissagt haben und gesagt: „es wird sehr arm sein; „aber nachher wird es an Bewohnern und Gütern also wach-

„sen, daß man es die Krone des Karthäuser Ordens am Rhein„strome nennen wird.“

Nicht lange hernach trug sich zu, daß Herr Jakob Zybol, Oberstzunftmeister der Stadt Basel, mit einigen andern ansehnlichen Rathsgliedern auf eine Botschaft an den Rath zu Nürnberg abgeschickt wurde; und als die Basler Botschaft von denen zu Nürnberg freundschaftlich empfangen, auch mit Ehren bewirthet worden war, und man sie, um ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, überall herumführte, kamen sie auch in das Karthäuser Kloster daselbst. Auf die Bitte der Herren von Nürnberg versammelte der Prior den fremden Gästen zu Gefallen den Convent zu einem der erbaulichen geistlichen Gespräche, wie sie ausnahmsweise etwa in diesen Klöstern Statt zu finden pflegten, und der Oberstzunftmeister von Basel wurde von den guten und reifen Reden der Mönche und von dem ganzen Ernst ihrer Sitten so bewegt und ergriffen, daß er anfieng bei sich selber zu denken: wenn er nur so glücklich sein könnte, ein Haus für den Karthäuser Orden zu erbauen, das würde ihm sein größter Wunsch sein. Und als er wieder in Basel war, sann er der Sache immer mehr und mehr nach, und faßte zaghaft den Gedanken, dieses Werk könnte vielleicht für ihn aufgehoben sein; schrieb auch deshalb an den Prior der Karthause zu Straßburg, ihn ersuchend, daß er, wenn er's gut finde, doch zu ihm nach Basel kommen und mit ihm nach einem geeigneten Ort, wo eine Niederlassung von Karthäuser Einsiedlern gegründet werden könnte, sich umsehen möge. Die Sache gefiel Prior Wynandus sehr wohl. Denn er hörte, daß Zybol ein angesehener Mann war, verständig, beredt, von stattlichem Aussehn und bei den Baslern beliebt, einer von den Achtbürgern, deren Geschlechter mit den Edeln Heirath zu schließen pflegten; er trug im Wappen das ihm der Kaiser geschenkt hatte drei Feuerflammen im silbernen Feld,

und war so reich und mächtig, daß er unter den am höchsten Besteuerten in der Stadt war und das Schloß Rheinfelden als Pfandschaft vom Herzoge von Oestreich für eine große Summe Geldes inne hatte.

Es stand aber damals „im minderen Basel“, am obern Ende desselben, in der Ecke welche die Mauern der Stadt gegen den Graben und den Rhein hin bildeten, ein altes leeres Gebäude. Darin pflegten vor Zeiten, als Klein-Basel noch zu ihrer weltlichen Herrschaft gehörte, die Bischöfe der Stadt etwa für einige Tage zu wohnen. Und es traf sich nun, daß der Rath zu Basel diesen Hof mit dem darum liegenden Lande verkaufen wollte. Da sagte der Oberstzunftmeister Zybol eines Tages im Rathe, er wünsche, daß „der Bischofshof“, wie man ihn nannte, ihm und sonst keinem Andern verkauft werde. Er bot dafür 600 Goldgulden als Kaufschilling an. Die Herren vom Rathe wunderten sich deß höchlich und wollten wissen, was er doch mit diesem Gebäude machen wollte. Er antwortete, er wolle mit Gottes Gnade den Hof des Bischofs in so einen Stand setzen, daß die Stadt Basel sich noch in späten Zeiten darüber freuen solle. Und dann fügte er, offen heraus redend, hinzu: „das ist meine Absicht, daß ich, so Gott hilft, daselbst ein Haus der Karthäuser errichten will.“ Darüber wurden die Herren alle sehr froh und der Kauf wurde geschlossen.

Am Dienstag nach Nicolai des Bischofs ward der Platz und die Gebäude dem Herrn Jakob und den Karthäusern unter Brief und Siegel förmlich übergeben. Der Bischof von Konstanz, in dessen Kirchspiel Klein-Basel gehörte, ließ um einer alten Kapelle der heiligen Margaretha willen, die dort im Stadtgraben stand, das künftige Kloster dem Schutz dieser Heiligen befehlen. Es trug von nun an den Namen: „das Haus der Karthäuser in St. Margaretha-Thal.“ Im Anfange März des folgenden Jahres ließ der Straßburger Prior Wynandus

zwei Mönche und einen Laienbruder aus seinem Kloster hieher ziehn, damit sie in dem verlassenen bischöflichen Hofe ihr einsames strenges Ordensleben zu führen anfiengen. Und bald darauf wurden bereits einige Novizen in die neue Stiftung aufgenommen. Aber die ersten Anfänge unseres Klosters waren noch gar unscheinbar und gering. Da waren noch keine besondern Zellen für die Mönche gebaut, und zur Kirche mußte der ehemalige Saal des Bischofs dienen; man hatte die alten Kirchstühle der abgetragenen Margaretha-Kapelle darein gestellt, die Fenster verwahrte man anstatt der Glasscheiben mit leinenen Tüchern, und die Glocke mußte statt in einem schönen Glockenthurm im Kamin der Küche aufgehängt werden. Im Hause war kaum das nöthige Brot und Gemüse vorhanden; die Brüder mußten manchmal, wenn sie das gegessen hatten, noch eine oder zwei Stunden warten, bis der andre Theil ihres ärmlichen Mittagsmahls ihnen von jenseit des Rheines aus dem Hause Zybols (dem jetzigen Universitätsgebäude) gebracht wurde; und dann war es erst weder gar fein noch gar reichlich zubereitet. Die Väter aber waren dabei geduldig und fröhlich im Geiste und dienten Gott auf ihre Weise, so gut sie's eben verstanden.

An Neidern und Gegnern fehlte es der neuen Pflanzung auch nicht. Das Domkapitel, die Patrone der St. Theodorskirche, und der Leutpriester daselbst fürchteten, das Aufkommen eines benachbarten Gotteshauses möchte ihren Einkünften Schaden bringen und suchten auf alle Weise den Bau des Klosters zu hindern; dachte man doch sogar einmal daran, den Klosterbrüdern die Knabenschule von St. Theodor an den Platz vor ihrer Klosterpforte zu verlegen, damit sie in ihrer Stille gestört würden. Der größere Theil des Karthäuser Ordens meinte selber lange, es würde besser sein, das Haus zu Basel wieder eingehen zu lassen. Da jedoch der Stifter und der Straß-

burger Prior unermüdlich in ihrem Werke beharrten, wurde endlich zu ihrer großen Freude im Laufe des Jahres 1407 vom Generalkapitel der Karthäuser die Einverleibung dieses Hauses in den Orden beschlossen. Und Prior Wynandus verließ sein ansehnliches Kloster zu Straßburg, um als erster Vorsteher der Karthause zu Basel die Arbeit seiner noch übrigen Lebenstage dem Hause zuzuwenden für das er eine so große Vorliebe hatte.

---

## 2. Wie das Kloster erbaut wurde.

Mit frischem Eifer machten sich jetzt Wynandus und Zybol an die Erbauung ihres Klosters. Ein Laienbruder des Straßburger Hauses, Johannes von Ungarn, ein geschickter Steinhauer und Baumeister, ordnete Alles an, bestimmte die Oerter, wo die Kirche stehn, wo die Kreuzgänge und die Zellen der Mönche hinkommen sollten, und leitete den Bau. Es freuten sich Viele in der Stadt, als sie sahen, wie schon die drei ersten Klausen standen und wie das schöne einfache Gotteshaus mit seinem Chor und den hohen Fenstern sich immer mehr emporhob, Jeden der in den Hof trat ernst und feierlich anschauend. Alle Samstage kam an die äußere Thüre des Klosters ein Weib, schlicht und ehrbar gekleidet, ihrem Aussehen nach nicht gar alt und nicht gar jung, mit einem frommen stillen Gesicht. Sie sagte nicht viel, sondern fragte nur jedesmal, wie es mit dem Bau der Kirche vorwärts gehe, brachte andächtig ihren Stebler für den Kirchenbau, und gieng schweigend wieder fort. Das währte so lang, bis die Kirche fast fertig war. Erst als die Frau an ihrem Samstage nicht mehr erschien, fiengen die Klosterbrüder an einander über diese andächtige Matrone zu

fragen, und es reute sie, daß Niemand je nach ihrem Namen gefragt hätte. Oft sagte der gute Oberstzunftmeister Zybol in dieser Zeit: Der in dessen Hand Alles stehe, möge doch seine gute Absicht, die er bei diesem Werke habe, gnädig ansehn. Er hatte es auch gar nicht anders im Sinne, als daß er die andern Zellen und Gebäude alle noch bauen lassen wollte. Da traf ihn im Jahre 1409 ein harter Schlag, welcher den Fortgang des angefangenen Werkes auf viele Jahre hinaus lähmen sollte. Denn als am 5. Oktober zwischen der Herrschaft Oestreich und der Stadt Basel ein Krieg ausbrach, meinten Bürgermeister und Rath, Zybol solle den Stein zu Rheinfelden den er als Pfandschaft vom Herzog inne hatte der Stadt übergeben. Er aber weigerte sich, das Eigenthum seines Lehnsherrn in die Hände seiner Gegner zu überliefern, und so geschah es, daß die Burg, welche die Basler wohl zu schützen vermocht hätten, in die Hände des östreichischen Landvogts gerieth, der Stadt in dem folgenden Kriege zu vielfältigem Nachtheil und Schaden. Deswegen zürnten ihm die Bürger seiner Vaterstadt; er wurde ins Gefängniß gethan und eine Zeitlang mit seinen zwei Söhnen schwer gefangen gehalten, bis er endlich am Dienstag nach St. Andreas sich gegen Bürgermeister und Rath schuldig erklärte, ihnen zum Ersatz des verursachten Schadens 12,000 Gulden zu zahlen. Dieser große Verlust und die Demüthigung welcher der Stifter des Klosters sich unterziehen mußte betrübte die armen Karthäuser tief. Der gute Herr Jakob kam zwar, sobald er wieder frei wurde, zu den Brüdern, tröstete sie und sprach: „Seid nicht allzu traurig über das was geschehen ist. „Ich will euch, so mir's der Herr giebt, doch nicht gänzlich „verlassen." Und zum Pfand dessen übergab er dem Prior einen Brief, worin er sich und seine Erben auf ewige Zeiten für 100 Gulden jährlicher Einkünfte gegen das Kloster verschrieb, schenkte auch noch dazu Kleinodien und Silbergeräthe,

an die 300 Gulden im Werthe betragend. Aber so sehr er immer noch that was er nur vermochte, so konnte sich doch seine Stiftung auf lange Zeit nicht von dem Schlage der sie getroffen hatte erholen. Und ein Jahr darauf wurde dem Kloster sein treumeinender Stifter völlig entzogen. Er hatte eben angefangen in der Karthause zu wohnen und Tag und Nacht an den Gottesdiensten der Brüder Theil zu nehmen; denn er gedachte die Welt gänzlich zu verlassen und als ein dienender Laienbruder den Rest seiner Tage zu beschließen. Da übereilte ihn, als er auf das Begräbniß eines Sohnes in seinem Hause zu St. Martin war, die Krankheit die ihn zum Tode führte. Am dritten März 1414 ließ er den Prior und den Schaffner des Hauses vor sein Sterbebette kommen. „Siehe, ich gehe nun," sprach er, „den Weg alles Fleisches; meine Seele und die „Seelen der Meinigen befehle ich euern frommen Gebeten." Der redliche Mann sprach sehr demüthig von dem was er zu Gottes Ehre und zum Wohl des Hauses der h. Margaretha geleistet. Er starb, indem er Die denen er so viel Gutes gethan hatte um Vergebung bat, daß er ihnen so wenig habe erweisen können. Sein Grab ist ihm vor dem Hochaltar seiner Kirche gegraben worden. Die Summe alles dessen was er dem Kloster vergabt hatte belief sich auf mehr als 4500 Gulden.

Endlich stand im Jahr 1416 die Kirche vollendet da. Es waren drei Altäre darinnen errichtet. Eine Scheidewand trennte die Kirche der Laienbrüder von dem Chore der Mönche, der jetzigen Waisenhauskirche. Nur durch das Gitter der Thüre und durch die große Bogenöffnung in der Mauer darüber konnten die Laien die Gesänge der Mönche vernehmen. Ein Eingang führte aus dem Kreuzgang die Mönche, ein anderer ihm gegenüber aus dem Hofe die Laienbrüder unter einem gewölbten Lettner ins Gotteshaus. Am Sonntag Quasimodogeniti, den 26. April des Jahres, wurde die feierliche Ein-

weihung der Kirche gehalten. Es weihte sie der Weihbischof des Bischofs von Konstanz. Eine große Menge von Prälaten und Geistlichen folgten ihm die üblichen Gesänge singend von einem Orte zum andern. Den ganzen Tag bis in die Nacht strömte das Volk, Männer und Weiber, in das offenstehende Kloster hin, giengen in der Kirche und überall an den bezeichneten heiligen Orten umher, sahen sich mit großer Andacht die ersten merkwürdigen Zellen der einsiedlerischen Mönche an und dachten sich, wie es Alles einst werden müsse. Dann schloß sich wieder die große Pforte der Menge, und besonders den Frauen, für immer.

Seit dem Tode des Stifters gieng es zwar mit den Bauten im Kloster von Jahr zu Jahr etwas weiter von Statten. Junker Burkard Zybol, der Sohn des Oberstzunftmeisters Jakob, trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters. Nicht wenig that Frau Adelheid von Eptingen, eine nahe Anverwandte der ersten Frau Junker Burkards. Und die Herzogin Isabella von Burgund, Gemahlin Herzog Philipps des Guten und Mutter Karls des Kühnen, die wohl durch den damaligen Prior, einen frühern Vorsteher des Hauses zu Utrecht, von dem Kloster zu Basel erfuhr, gründete zwei Zellen, damit die darin wohnenden Klausner ihres Hauses beständige Fürbitter bei Gott werden möchten. Aber bei dem Allem wäre der entworfene Plan doch niemals ausgeführt worden, wenn nicht in den Jahren 1431 bis 1448, zur Zeit als Vater Albert und Vater Adolf Prioren der Karthause waren, das große allgemeine Concilium in unsrer Stadt gehalten worden wäre. Denn es nahmen bald, durch den Umgang des welterfahrenen, frommen und liebenswürdigen Prior Albertus angezogen, manche unter den angesehensten hohen Prälaten des Concils an dem noch unvollendeten Karthäuser Kloster einen besonderen Antheil. Die beiden Hauptführer der denkwürdigen Kirchenversammlung wendeten dem

neuen Bau ihre Gunst und Gewogenheit zu. Im Buche der Wohlthäter findet man den Namen des päpstlichen Legaten und ersten Vorstehers desselben, des wohldenkenden und beredten Cardinals Julianus von S. Angelo unter den Gönnern des Hauses verzeichnet. Und Der welcher nach Abreise des Legaten als eifriger Gegner des ränkevollen römischen Papstes Eugen die immer stürmischer werdenden Berathungen des Concils mit großer Kraft und Geistesgegenwart geleitet, der bei der Entsetzung Eugen's und bei der Neuwahl Felix des Fünften die erste Rolle gespielt und dem neuen Papst vor der Münsterkirche die dreifache Krone aufgesetzt hat, der berühmte Cardinal Ludwig von Arles, ein Mann von unsträflichem Wandel und gebieterischer Würde, er pflegte oft zu seiner Erholung die stille Karthause zu besuchen, und ihm gefiel die ganze Anordnung und der Plan der Gebäude so wohl, daß er zu sagen pflegte, dieser Platz sei von Anfang der Welt her für ein Haus des Karthäuser Ordens bestimmt gewesen. Selbst der neugewählte Papst Felix beschenkte das Kloster, schickte den Brüdern in St. Margaretha-Thal oft Fische, Käse und Wein zu ihrer Stärkung und speiste einmal mit ihnen im Refectorium. Es haben damals Würdeträger der Kirche aus den verschiedensten Nationen und Ländern sich als eifrige Freunde und Beförderer der anziehenden Stiftung erwiesen. Nicht nur Nikolaus, der Cardinal des h. Kreuzes, aus Rom gekommen, der selber ein Mitglied des Ordens war, auch der Bischof von Worcester aus England, Thomas Polton, ließen Jeder eine der noch fehlenden Zellen bauen. Der reiche Cardinal Alfons von Curillo aus Hispanien übernahm den Bau der Sacristei. Bischof Georg von Via aus Catalonien bestritt die Kosten, als Prior Adolphus den kleineren Kreuzgang bauen ließ. Mehrere der angesehensten Väter des Concils, die während desselben zu Basel starben, begehrten in der Karthaus ihre Ruhe-

stätte zu finden. Unter dem bretternen Fußboden der Kirche liegen die Grabsteine des Kardinals Alphonsus, der Bischöfe von Worcester und Rochester und des Patriarchen von Aglar, des Letzten aus dem deutschen Herzogsgeschlechte derer von Teck. Als im Sommer 1439 die Pest in Basel herrschte, wurden hier viele angesehene Männer begraben, unter ihnen auch der ausgezeichnete Doctor der Rechte, Ludwig Pontanus aus Rom, welcher an den Sitzungen der Kirchenversammlung die Gesetze nach denen gefragt wurde nicht nur zu nennen, sondern sie vollständig aus dem Gedächtniß anzuführen im Stande war. So hat damals auch der Cardinal von Arles seinen Kaplan, seinen Schreiber, seinen Kämmerer und seinen Beichvater allesamt in diesem Kloster bestatten lassen.

Durch die Gaben und die Vermächtniße aller dieser Väter ward es möglich, den Bau der Karthause nach dem ersten Plane fast bis zum Ende auszuführen. Die Reihen der Zellen füllten sich; die Kreuzgänge mit ihren Fenstern stellten sich vollständig den staunenden Blicken dar; die Sacristei, der Ort wo die Brüder Kapitel hielten, die Bibliothek standen fertig da, und der Bischof von Marseille weihte 1441 auf Geheiß des Papstes Felix und des Concils diese Oerter zu heiligem Boden ein.

---

## 3. Wie es einst in unserm Karthäuser Kloster aussah und wie es da gewesen ist.

Es ist jetzt nur noch mittelst älterer Abbildungen und Beschreibungen möglich, sich ein vollständiges Bild des Klosters, wie es nach seiner letzten Vollendung aussah, zu entwerfen. Im vorigen Jahrhundert konnte man die Einsiedler-Zellen der Mönche,

ehe sie abgebrochen wurden, noch alle an ihrer alten Stätte stehen sehn; und vor den erst seit Kurzem vorgenommenen Neubauten konnten wir, vom letzten übrig gebliebenen Theil des größern Kreuzganges aus durch die drei noch vorhandenen Fenster in den Garten unsres Waisenhauses hinausschauend, den Raum uns vorstellen den, hinter dem Gange im Viereck in diesen Garten hinausgebaut, die Zellen der Karthäuser Väter einnahmen. Sie standen, die drei Zellen des Priors, seines Vikars und des Schaffners gegen den Hof hin, die übrigen theils der Rheinmauer entlang, theils nach dem Weingarten des Klosters hin die andern Seiten des Vierecks füllend, die Zelle des Sacristans in der Ecke gegen der Kirche. Es waren sechszehn von einander abgesondert stehende Klausen, eine jede mit ihrem eigenen Dach, mit dem Giebel nach dem Innern des Vierecks gekehrt, dazwischen und dahinter jedesmal für das Gärtchen des Klausners etwas Raum lassend. Eine niedrigere Mauer, die nirgends eine Thüre hatte, umschloß die Einsiedeleien nach außen; nur die Zellen der Vorgesetzten und Bediensteten hatten einen Ausgang der ihnen die nöthige Verbindung mit den Besuchern des Hauses erleichterte. Im Innern des Viereckes aber lief an der Vorderseite der Zellen ein gedeckter Gang hin, der größere Kreuzgang oder Groß-Galiläa genannt. Er umgab, ringsumher von dreifachen Spitzbogen-Fenstern mit zierlichen gemalten Scheiben durchbrochen, den größern Kirchhof des Klosters und führte an den sechszehn geschlossenen Thüren der Klausen vorüber. Durch diesen Gang wandelten, wenn die Glocke sie rief, die Mönche in ihren schneeweißen Gewändern ernsten Schrittes zur Kirche hin, und keiner sprach ein einziges Wort zu dem andern. Durch diesen Gang kehrten sie wieder von ihren Gottesdiensten schweigend nach ihren stillen Zellen zurück. In den Klausen hatte jeder Mönch ein Strohlager mit einem Kissen und einer groben Bettdecke,

dazu ein paar nothwendige Hausgeräthe. Hier verlebten sie in stetem Stillschweigen ihre Tage. Wenn sie in der Nacht die Kirchenglocke zu den Vigilien weckte, standen alle Klausner auf, und ein jeder betete eine Zeit lang für sich in seiner Zelle. Beim zweiten Zeichen aber eilten sie zur Kirche und stimmten im Chor bis zum Tagesanbruch ihre feierlichen Gesänge an. Darauf verbrachten sie meistentheils ihren Tag unter geistlichen Uebungen und Gebet oder mit Handarbeit und Bücherschreiben in der Einsamkeit ihrer Zelle; aßen ihr sparsames Mahl, das sie sich zum Theil selbst bereiteten, zum Theil durch einen Schieber aus der Hand eines Laienbruders empfiengen, allein; und Abends sangen sie noch einmal in der Kirche die Vesper. Und nachdem darauf die Glocke wieder das Zeichen gegeben und ein Jeder in seiner Zelle das Nachtgebet gebetet hatte, schliefen sie auf ihrem harten Lager ein.

Aber am Samstag Abend giengen sie dann, dem Durchgang folgend der an der Thüre der Kirche vorüberführte, ein paar Stufen hinauf aus dem untern Kreuzgang in den kleinern oberen, welcher noch jetzt hinter Kirche, Sacristei und dem Kapitelhause verborgen liegt und der ebenfalls im Viereck einen kleinen Gottesacker einschloß. Noch stehn in den alten Mauern die Fenster durch die man auf die stillen Gräber schauen konnte und noch bemerkt man die Stellen wo zwei Altäre mit gemalten Bildern in den Vertiefungen der Mauer standen und wo im Becken das Weihwasser war. Im Saale des Kapitelhauses fiengen jetzt die schweigenden Brüder einer um den andern vor dem Prior zu reden an und beichteten ihm ihre Sünden, vor welchen sie, wenn schon von aller Welt abgesondert und mit verschlossenem Munde ihre Woche zugebracht hatten, doch ihre Herzen und Gedanken nicht hatten zuschließen können. Und wenn sie am Sonntage oder an Festtagen öfter und länger als sonst in der Kirche geweilt hatten, wenn sie auch darauf

im Kapitelhause zur Anhörung einer Predigt oder zur Berathung der Angelegenheiten des Hauses beisammen gewesen waren; so durften sie dießmal im Refectorium ihre gemeinschaftliche Mahlzeit halten. Doch war ihr Mahl weder reichlicher noch weniger stille als sonst. Sie aßen schweigend und hörten schweigend, wie einer der Mitbrüder ihnen aus der Bibel oder den Schriften der Väter der Kirche vorlas. Nachdem sie aber dann nochmals in der Kirche Gottesdienst gehalten, kam endlich am Sonntag Abend im Kreuzgange von Klein-Galiläa die süße Erholungsstunde des Gesprächs. Der jetzige Zustand dieses Kreuzgangs, die Bretter und Lattengitter vor den Fenstern welche den Blick auf den freundlichen kleinen Kirchhof und das Kirchenchor beinahe gänzlich verdecken, lassen kaum mehr erkennen, wie lieblich diese Stätte den durch diesen Gang Lustwandelnden einst muß gewesen sein. Hier wandelten am Sonntag Abend die ernsten Büßer traulich nebeneinander und unterhielten sich, die selbst auferlegte Fessel ein wenig lüftend, von dem was in ihrem Herzen war. Doch waren es nicht eitle Spiele, an denen sie sich ergötzten und nicht weltliche Gespräche die sie führten. Ihr Mund sollte auch hier nur zu ernsten und nützlichen Dingen sich öffnen.

Die weiteren Räume und Gebäulichkeiten des Klosters, welche nach dem Stadtgraben und der Rheinmauer zu den geräumigen Hof vor der Kirche umgaben, waren für verschiedene wirthschaftliche Einrichtungen und zur Wohnung der Laienbrüder bestimmt. Ganz unten im Hof das sogenannte „große Haus", die ehmalige Wohnung des Bischofs, enthielt die Refectorien wo die Väter und oben die dienenden Brüder an Sonn- und Festtagen zusammen speisten, so wie Küche, Vorrathskammer und Stube für die das Kloster besuchenden Gäste. Im „Langhause", das den Stadtgraben entlang bis dem Brunnen und der Kirche gegenüber sich hinzog, hatten die Brüder

aus dem Laienstande an der Seite eines langen Gangs ihre Zellen. Sie waren die Diener des Hauses, hatten das Feld und den Weingarten zu bestellen und unter der Leitung des Schaffners die Geschäfte des Hauses zu besorgen. Das Alles mußten sie auch, nicht weniger als die Mönche der strengen Regel des Karthäuser Ordens unterworfen, unter großem Stillschweigen verrichten; wo es nöthig war, wies Einer mit einsilbigen Befehlen den Andern ihre Arbeit an; sie durften Vorübergehende nur mit einem stummen Beugen des Kopfes grüßen, und denen die nach dem Wege fragten ihn zeigen. Sie eilten ebenfalls, wenn die Mönche zur Frühmesse oder zur Vesper giengen, durch die Thüre gegen den Hof hin in die Kirche; doch mußten sie in ihrem besonderen Chore bleiben und wohnten nur von ferne den Gottesdiensten der priesterlichen Conventsväter bei. Dabei hielt einer der Mönche vor ihnen die zum Amt des Altars gehörigen Gebete, und sie machten schweigend alle seine Bewegungen nach. Am Vorabend der Feste aber durften die Gehorsamen unter ihnen durch die Gitterthüre ins obere Chor gehn und den Gottesdiensten der Mönche beiwohnen, und am Sonntage predigte ihnen der Prior vom Lettner an der Scheidewand zwischen den beiden Kirchen das Wort Gottes und sie beichteten ihm.

So haben vor Zeiten in diesen dem Verkehr der Welt verschlossenen Klostermauern redliche Männer, nach der Einsicht die der damaligen Christenheit gegeben war, sich herzliche Mühe gegeben, ein gottgeweihtes Leben zu führen. Wie wir aus etlichen erbaulichen Schriften die aus ihrer Mitte hervorgiengen und aus einer Sammlung von Predigten die in ihrer Kapitelsversammlung gehalten worden sind entnehmen können, wohnte unter den Brüdern dieses Hauses, bei aller Befangenheit in noch kindisch beschränkten Anschauungen, der Geist einer vielfach bessern und mehr auf das Innerliche gerichteten Frömmigkeit

als in den meisten sonstigen Klöstern damaliger Zeit. Von dem freilich was bei dem Allem in den Gemüthern der verborgenen Einsiedler mag vorgegangen sein, hat außer dem ihre Zellen besuchenden Beichtvater Niemand je etwas vernommen. Nur eine Kunde davon ist aus den verschlossenen Zellen zu uns gekommen. Sie giebt uns von den Geheimnissen dieser Stätte der Andacht ein höchst denkwürdiges und tief bewegliches Zeugniß.

Im Jahr 1456 lebte in einer Zelle der Basler Karthause ein frommer Mönch, Martin Ströulin mit Namen. Er war vor Kurzem erst ins Kloster eingetreten und hatte in diesem Jahre das Gelübde eines Karthäusers auf sich genommen. Den trieb's, den Trost welchen seine bekümmerte, von Gewissensqualen geängstete Seele in der Einsamkeit seiner Klause vor dem Vater der in das Verborgene sieht gefunden hatte, förmlich und feierlich in Schrift verfaßt, für ewige Zeiten niederzulegen. Er nahm ein Pergament und schrieb darauf mit bewegtem Herzen das Bekenntniß seiner tiefen Reue und des Glaubens an seinen Erlöser, in welchem er fortan zu leben und zu sterben entschlossen war. „Ich Bruder Martinus," so schrieb er, „unwürdig des Namens eines Karthäusers, bekenne „dir, du allergnädigster Gott und Vater, die ganze zahllose und „ungeheure Menge und Größe aller meiner Verbrechen und „Sünden, welche ich seit der Zeit meiner Wiedergeburt in der „Taufe bis auf diese Stunde jemals begangen habe. Und zur „Genugthuung für alle diese vielen und großen Uebertretungen „und Missethaten bringe ich dir, liebreicher Gott, den köstlichen „und überschwänglichen Schatz des unschuldigsten Leidens unsers „Herrn Jesu Christi des Gekreuzigten, deines geliebten Soh„nes, dar, indem ich wohl weiß, daß ich anders nicht selig „werden, noch dir genug thun könnte, als durch das Verdienst „seines unschuldigen Leidens und Sterbens." Weil aber den

noch immer in Aengstlichkeit befangenen Mann die Furcht beschleichen wollte, er möchte einmal im Todeskampf oder sonst in einer Stunde innerer Anfechtung nicht ganz fest und vollkommen in diesem trostreichen Glauben beharren: hinterließ er's jetzt schriftlich, daß er hiemit in solche Zweifel des Mißtrauens weder mit dem Mund, noch mit dem Herzen, noch mit seiner Vernunft, noch seinem Willen wolle eingewilliget haben. „In „deine Hände, Herr!" fuhr er an seinen Erlöser sich wendend fort, „befehle ich meinen Geist. O allergütigster Jesus, mein „ganzes Heil ist in deiner Hand". Und wieder: „Du wirst, „du frommer Jesus, die Hände deiner Frömmigkeit nicht von „mir abziehn; denn deine Hände haben mich geschaffen und „haben mich gebildet und mich erlöst. Mit einem eisernen „Griffel hast du mich in deine Hände gezeichnet und eingegraben und unvertilgbar eingeschrieben in dein in Liebe für „mich verwundetes Herz." Und nachdem er dann noch in seiner kindlichen Weise seinen Schutzengel gebeten, dieses Blatt einst in der Stunde seiner letzten Noth oder am Tage des zukünftigen Gerichts Gott vorzuweisen, zum Beweise, daß er geglaubt habe: machte er ein zweifaches Kreuz, „das Zeichen des großen Königes" darunter, nahm sein Bekenntniß, verschloß es in eine hölzerne Kapsel und mauerte es in die Wand seiner Zelle ein. Als man, mehr als dreihundert Jahre später, die letzten Zellen des Klosters abbrach, fanden die Arbeiter unter dem heruntergefallenen Schutte das denkwürdige Glaubensbekenntniß. Ein rührendes Zeugniß dafür, wie auch in die Dämmerung die damals über der Christenheit lag mitunter ein Schein vom hellen Lichte der Erlösung in heilsbegierige Christenherzen hineinfiel und auch in jenen Zeiten vielfachen Irrthums und äußerlicher Menschensatzungen der Gott alles Trostes die stillen Zellen der frommen Klausner besuchte.

---

## 4. Wie es weiterhin mit dem Hause der Karthäuser im St. Margarethenthale ergangen.

Im Jahre 1449 erwählten die zum Kapitel versammelten Brüder den ehrwürdigen Vater Heinrich von Ahlfeld zu ihrem Prior. Er war der Erste der aus den Söhnen des Hauses selber zu dieser Würde gelangte. Derselbe, ein wohlunterrichteter Kenner des Kirchenrechts, hatte sich zu Rom am päpstlichen Hofe bedeutende Geschäftskenntniß erworben, war dann aufs Concil nach Basel gekommen und hatte da, bei der Prüfung unter vierhundert Bewerbern für den Dritten erfunden, eine Zeitlang die Stellung eines Notarius an der Kirchenversammlung eingenommen. Dann verließ er, dem Zug seines Herzens folgend, die Welt und trat als einfacher Karthäuser Bruder in das Kloster im Margarethenthal ein. Er blieb nun über fünfzig Jahre lang ein Muster der Andacht, der Enthaltsamkeit und der Demuth unter den Klosterbrüdern, und stand während dreißig Jahren den noch immer schwierigen Angelegenheiten des Hauses als ein treuer, leutseliger und verständiger Prior vor. Denn als endlich nach langem Harren die Bauten in der Karthaus einen gedeihlichen Aufschwung genommen, begann es dem Kloster an den nöthigen Conventsbrüdern und an dienenden Laien zu fehlen. Oft waren's ihrer kaum zwei die den Dienst des Altars zu verrichten im Stande waren; bei der Conventmesse war, wenn Krankheit und Altersschwäche die wenigen vorhandenen Conventualen in der Zelle zurückhielt, außer dem Priester am Altare nur Einer da, um die Epistel und das Evangelium des Sonntags zu lesen und bei dem Wechselgesang die erforderlichen Responsorien anzustimmen; manchmal mußte Prior Heinrich für sich allein den Dienst versehn. Auch mangelte es gar sehr am nothwendigen Unterhalt. Die Concilsväter hatten mehr für den Aufbau als für

die Küche gesorgt. So waren auch unter frühern Prioren und Schaffnern die Geschäfte des Hauses in Unordnung gerathen; man hatte das vorhandene Vermögen zu unsichern und wenig Frucht bringenden Anlagen verwendet; die Schuldner waren nicht aufgeschrieben und leugneten, die Gläubiger forderten desto genauer; der Vater Heinrich hatte all die zwanzig und dreißig schwierige Prozesse zu führen. Das Generalkapitel des Ordens meinte abermals, man solle das Kloster aufgeben und es den Erben des Stifters zu freier Verfügung überlassen. Und hätten die Brüder unseres Hauses nicht erklärt, sie wollten lieber mit Brot und Wasser leben als in so eine Verwüstung einwilligen: es wäre geschehen was die auswärtigen Ordensbrüder verlangten. Unter solchen schweren Umständen setzte der ehrwürdige Vater Heinrich sein Vertrauen auf Gott und trug manches Bittre und Unbillige als eine göttliche Prüfung in Geduld. Und wie er denn in Geschäftssachen wohl bewandert war, sann er unermüdlich alle Mittel aus, wie er sein Kloster den unglücklichen Welthändeln entziehe, und brachte es durch weise Beschränkung dahin, daß es seiner Schulden frei und seine Einkünfte wieder gemehrt wurden; also daß unter seiner Vorsteherschaft selbst manche nöthige Verbesserung an Gebäulichkeiten und die Aufrichtung der letzten noch fehlenden Mönchszellen vorgenommen werden konnte. Dabei versäumte der herzlich fromme, von den Seinen beinah für einen Heiligen geachtete Mann, seine geistlichen Obliegenheiten ebenfalls nicht, besuchte fleißig die kranken schwermüthigen Brüder in ihren Zellen und richtete sie mit seinem trostreichen Zuspruche freundlich auf. So oft er aber konnte, kehrte er in die Einsamkeit seiner eigenen Zelle zurück, um zu beten und liebliche erbauliche Büchlein zur Ermahnung des Christenvolkes zu schreiben. Und obwohl es einem Prior wohl vergönnt war, das Kloster bisweilen zu verlassen und auszugehn, wenn er's für gut erfand, so war es

doch eine große Seltenheit für die Bürger zu Basel, den Prior Heinrich auf ihren Straßen zu erblicken. Wenn sie etwa einmal seine feierliche Gestalt unter ihnen wandeln sahn, zeigten die Leute mit Fingern nach ihm und sagten leise zu einander: sehet dort den Karthäuser Vater!

In diesem mühevollen Amte erleichterten den treuen Vorsteher die wieder reichlicher fließenden Gaben mancher angesehenen Wohlthäter der Stadt, eines Domherrn Peter zum Luft, eines Domkaplans Johannes Vischer, die der reichen Geschlechter der Rothe und der Offenburge, vor Allem aber die unermüdete Theilnahme der Frau Sophia von Rotberg, der edlen Witwe des Oberstzunftmeisters Burkard Zybol, seiner zweiten Gattin, welche, seit ihr lieber Gemahl gestorben war, obwohl mit Allem was die Welt sich wünschen mag, mit Jugend, Schönheit und Reichthum ausgestattet, in einem kleinen Häuschen neben dem Kloster der büßenden Schwestern wohnte und ihren fünfundvierzigjährigen Witwenstand in stiller Zurückgezogenheit unter Gebet und Werken der Barmherzigkeit zubrachte, bis sie zuletzt 1478 nach Jahre langer schwerer Krankheit in die ewige Ruhe gieng. Aus ihrer freigebigen Hand empfieng die Karthause nicht weniger als 3500 Gulden; sie wurde darum von den Klosterbrüdern eine Mutter und Stifterin ihres Hauses genannt. Ihr Sinn ging auch auf ihre Dienerinen über. Es stehn im Buche der Wohlthäter die Namen ihrer drei Dienstmägde Agnes, Greda und Cäcilie ausdrücklich aufgezeichnet; besonders aber wird die treue alte Else erwähnt, die ihre Herrin fleißig mahnte, der Bedürfnisse des Karthäuser Hauses zu gedenken und mit emsiger Hand alle Reliquienkästchen für die Kirche mit Stickereien neu auszustatten bemüht war. Eine Dienstmagd des Domkaplans Vischer erwies sich sogar in ihrer Zuneigung zum Gotteshaus der Karthäuser so eifrig, daß sie um desselben willen Mangel litt;

denn Alles was sie von ihrem Lohne erübrigen konnte, gab sie dem Kloster und ließ sich dafür nur in ihren alten Tagen mit den Armen an der Klosterpforte speisen. Aber das Kloster gab ihr, da sie schwach und bettlägerig wurde, alle Tage das Essen das die Klosterbrüder erhielten. So konnte der ehrwürdige Vater Heinrich am Schluß seines Lebens zu seiner Freude noch sehn, wie der Bestand seines Hauses im wachsenden Zutrauen von Hohen und Niedrigen sich fester begründete, und, als er nach vollbrachtem Tagwerk sein Amt niedergelegt hatte, den Ruhestand seiner letzten Jahre damit zubringen, daß er mit kindlichem Dank gegen Gott die umständlich und genau in Alles eingehende Chronik „von der Gründung der Karthause im mindern Basel" zur Beherzigung für ihre spätern Bewohner niederschrieb. Sie bildet mit der Fortsetzung, die ihr später Magister Georg von Brugg beifügte, die Quelle aus welcher vornehmlich die gegenwärtige Erzählung geschöpft ist.

Unter dem Nachfolger Heinrich's, dem Prior Jakobus Louber von Lindau, trat endlich die Karthause zu Basel aus ihrer bisherigen Dunkelheit und Verborgenheit vor der Welt zu höherem und allgemeinerem Ansehn hervor. Es waren damals unter den Mönchen dieses Klosters mehrere gelehrte und mit wissenschaftlichen Graden gezierte Männer. Schon zur Zeit Pater Heinrich's war Magister Ludwig Moser aus Zürich ein Bewohner der von ihm auf eigne Kosten gegründeten Zelle. Jetzt befanden sich unter den andächtigen Vätern und Brüdern des Hauses, neben seinem früher als Doktor des geistlichen Rechts auf der Hochschule thätigen Vorsteher, dessen vertrauter Freund, Magister Ambrosius Alantsee, Magister Konrad von Urach, der ehmalige Kanonikus Herr Johannes von Hochberg, der sehr gelehrte Mönch Johannes aus Konstanz, der Bakkalaureus Philipp Stouffer von Bloßenstaufen: eine seltene Vereinigung kenntnißreicher gebildeter, dem Hause zur Zierde ge-

reichender Männer. Vor Allem aber wohnte unter ihnen der hochberühmte Doctor der h. Schrift Johannes de Lapide, der einst auf der Universität zu Paris viele wißbegierige Zuhörer um sich gesammelt, auch auf der Hochschule zu Basel gelehrt hatte, zuletzt als Domherr und Prediger am Münster dahin berufen worden war. Der hatte sich, des vielen unruhigen Treibens und Lehrens müde, nach stiller Sammlung seiner Gedanken zur Betrachtung der ewigen Dinge begierig, angezogen durch den guten Geruch frommer Andacht der von der Karthäuser Brüderschaft ausgieng, im Jahr 1487 zum Erstaunen Vieler in die Einsamkeit unseres Klosters geflüchtet. Mit ihm kam der Sinn für Beschäftigung mit Büchern und selbst für schriftstellerische Thätigkeit noch mehr auf unter den Bewohnern des Hauses. Er brachte der Bibliothek eine seltene Sammlung von werthvollen Handschriften und von aufs Köstlichste gebundenen, aufs Sorgfältigste mit Ueberschriften seiner Hand und schönen Anfangsbuchstaben ausgestatteten Druckwerken zu, die er um mehr als tausend rheinische Goldgulden sich angeschafft hatte. Sie bilden noch jetzt eine Hauptzierde der berühmten Sammlung ältester Drucke auf unsrer Universitätsbibliothek. Durch diesen Johann von Stein wurde auch sonst das einsame Kloster zu einer Stätte, von der aus zur Pflege und Verbreitung göttlicher Erkenntniß in der Welt der Gelehrten nicht geringe Leistungen hervorgiengen. In seiner Zelle sind die ersten Ausgaben der Kirchenväter Augustinus und Ambrosius, welche der Buchdrucker Johann Amerbach veranstaltete, unter großer Arbeit und Mühe vorbereitet worden. Oft und viel ist damals der eifrige Druckerherr aus seinem Haus an der Rheingasse in die Karthause gegangen, um seinem alten Freund und frühern Lehrer Handschriften und Druckbogen zu bringen, und dieser hat mit längst bewährter Genauigkeit den Text der trefflichen Drucke geordnet, eingetheilt und verbessert. Die An-

wesenheit so eines Mannes diente nicht wenig, den Ruhm des Klosters in den Augen der Freunde der Wissenschaft zu erheben. Um seinetwillen hat die gelehrte Familie der Amerbache der Karthaus ihre Anhänglichkeit getreu bis ans Ende bewahrt. Durch ihn hat das Kloster den berühmten Dichter Dr. Sebastian Brant zu einem Gönner und Lobredner gewonnen. Doch war die Ehre die der Basler Karthause zu Theil wurde nicht ohne Gefahr für dieselbe. Der auf Beobachtung der klösterlichen Regeln genau haltende Prior hatte mitunter Mühe, die alte Ordnung des Gottesdienstes unter den gelehrten Brüdern aufrecht zu halten; man fieng an zu finden, es seien der Litaneien, der Messen und der Psalmengesänge zu viele; man meinte, einem weltberühmten Mann wie Johann von Stein gegenüber sei nicht so streng auf jede kleinliche Ordenssitte zu achten; Etliche scheinen sogar mit dem Gedanken umgegangen zu sein, es wäre ihrer Brüderschaft ehrenhafter, den berühmteren Namen als den ihres Vorstehers vor der Welt genannt zu wissen. Und Prior Jakobus hatte nöthig, die ganze Kraft seines Ansehns und seiner ruhigen Festigkeit zu gebrauchen, damit es in dem seiner Pflege übergebenen Hause bei den Grundsätzen der Abgeschiedenheit von aller eiteln Weltehre bleibe, und die ganze Gabe väterlichen Zuspruches, die ihm eigen war walten zu lassen, damit der Friede und die herzliche Eintracht unter den Brüdern nicht gestört werde. So wenig vermögen die allerengsten Schranken, die der Mensch sich gezogen hat, ihn vor den Regungen menschlicher Schwachheit völlig zu sichern.

---

## 5. Von Hieronymus Zscheckenbürlin und wie das Kloster seinen höchsten Glanz erreichte.

In demselben Jahr in welchem die Gemeinde des Münsters ihren berühmten Prediger in die Einsamkeit der Karthause ziehen sah, hatte sich zu Basel etwas ereignet, was in dieser Stadt bisher unerhört war und noch viel größeres Aufsehen erregte. Denn ein junger Mann, von vornehmem Geschlechte, reich und gelehrt, welcher eben erst recht an der Schwelle aller weltlichen Ehren und Freuden zu stehen schien, faßte auf einmal den Entschluß, allen diesen Gütern offen vor aller Welt zu entsagen und als ein armer büßender Einsiedler unter die Karthäuser in St. Margarethen-Thal zu gehn.

Es war Hieronymus Zscheckenbürlin, Licentiat des bürgerlichen Rechts, Sohn des Oberstzunftmeisters Zscheckenbürlin. Er hatte, als er in Paris und Orleans studierte, tief in der Welt und in der Sünde gelebt, und war bei allen ausgelassenen Streichen und Lustbarkeiten seiner Gesellen immer der Erste und der Anführer gewesen. Jetzt aber in seinem sechsundzwanzigsten Jahre hatte ihn eine große Reue ergriffen, der er nicht los werden konnte. Manchmal gieng er des Nachts über die Rheinbrücke; die ihn sahen meinten, er gehe wie sonst seinem bisher gewohnten Leben nach; aber er schlich durch das Gäßlein das zur Karthause führte, klopfte an, wurde eingelassen und besuchte die stillen Gänge und Klausen der Einsiedler. Da ließ er sich von ihren Sitten sagen und wohnte mit stiller Andacht ihren nächtlichen Vigilien bei. Und so wuchs in ihm immer mehr das Verlangen, an diesem friedlichen, nur göttlichen Dingen geweihten Orte eine Zufluchtsstätte zu finden vor den Anklagen seines Gewissens und vor den Versuchungen der Sünde. Als aber sein Entschluß zur Reife gediehen war, trat er öffentlich vor das bischöfliche Consistorium und erklärte,

daß er hiemit alle seine Güter und sein ganzes Erbtheil durch eine Schenkung unter Lebendigen dem Karthäuser Kloster zum völligen Eigenthum übergebe. Darauf in den Pfingsttagen 1487 gab er seinen Brüdern, Verwandten und Freunden ein köstliches Gastmahl und nahm, wie Einer der aus dieser Welt scheidet, von ihnen Abschied. Und nun machte er sich auf und schritt am offenen Tage durch die Straßen der Stadt dem Kloster zu. Seine Freunde gaben ihm auf diesem ernsten Gang das Geleite. Eine Menge Volks stand auf der Rheinbrücke, den Jüngling der sich Gott weihen wollte zu sehn. Er hatte sich zum letzten Male nach der Weise der Welt prächtig geschmückt; sein langes gelbes Haar wallte in zierlichen Locken auf sein Wams von Purpur hernieder; mitleidig sahen die Leute seine schöne Gestalt an; im Gewissen getroffen staunte Mancher über die wunderbare Veränderung die mit diesem jungen Manne vorgegangen war. Ihm nach strömte Alles zum Kloster. Als man an der Klosterpforte ankam, empfiengen ihn stillschweigend die Einsiedler in ihren weißen Gewändern; die Freunde und viele Umstehende weinten; der Jüngling trat zum Thore ein und vertauschte seinen Schmuck mit der klösterlichen Kutte. Man konnte draußen den Psalm der Brüder hören, als sie den Novizen nach seiner Zelle begleiteten. Sie sangen nach Bestimmung der Ordensstatuten: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!

Früher als es sonst geschehen durfte, schon am Fest aller Heiligen, ward Bruder Hieronymus mit dem Mönchsgewande angethan, sprach laut und offen das ewige Gelübde der Weltentsagung und des Gehorsams und legte es in Schrift verfaßt auf dem Altare nieder. Bald darauf, als der Prior bemerkte, wie der neue Klosterbruder in der strengen Einsamkeit seiner Klause krank und schwermüthig wurde, übertrug er ihm das Amt eines Sacristans. Und Hieronymus verrichtete dieses Ge-

schäft mit solcher Dienstbeflissenheit und Demuth, daß er alle heiligen Gefäße immer mit eigner Hand reinigte. Er ließ nicht einmal zu, daß je ein Andrer als er selbst seine Kleider wüsche, damit Niemand sich daran erinnern möge, wie einst in der Welt solche Dienste für ihn zu niedrig gewesen. Nachher wurde er zum Schaffner des Hauses verordnet, weil er so, wie's seine lebenskräftige Jugend erforderte, mehr an der freien Luft umhergehn und etwa auch mit andern Leuten reden konnte. Und im Jahre 1501 ward Vater Hieronymus zum Prior des Klosters erwählt.

In diesem Amte hat er mit großem Geschick und Eifer für die Verschönerung, den Wohlstand und die Ehre seines Hauses gesorgt. Durch seine Schenkungen und die Gaben seiner reichen Verwandten wurde die Karthause nicht nur für immer von allen Sorgen der Armuth gänzlich befreit, sondern gelangte zu ansehnlichem Wohlstand; also daß er unter den Brüdern als der zweite Stifter des Klosters geehrt wurde. Und weil er von jeher eine Freude an kunstreichen Werken der Menschenhand hatte, gewann unter seiner thätigen Leitung Vieles in dem zum Theil immer noch alten und gebrechlich gewordenen Hause ein neues, wohnliches und stattliches Aussehn. Vor Allem der Hof mit seinen Gebäulichkeiten. Das große Thor desselben wurde erneuert und mit gemalten Bildern geschmückt; das Langhaus der Laienbrüder ward völlig umgebaut, das Scheerhaus unterhalb der Kirche erhielt eine Uhr und einen Durchgang, der aus dem Hof in den größern Kreuzgang führte. Vor Allem ließ er im „großen Hause" Küche und Refectorium aufs Dauerhafteste einrichten und schmückte es mit der schönen Stube der Gäste, welche noch jetzt mit ihrem zierlichen Getäfer und ihrer kunstreich verzweigten gewölbten Decke von Holz ein Kleinod der Baukunst jener Zeiten bildet. Denn es war Sitte der Karthäuser, daß sie jeweilen in ihrer Einsiedelei fremde, beson-

ders geistliche Gäste, die zu ihrer Erbauung sie zu besuchen kamen, bewirtheten und beherbergten. Und der Vater Hieronymus übte diese Gastfreundschaft mehr als alle bisherigen Väter der Karthause. Für diese Gäste ließ er auch ein stattliches Prachtbette machen, das, so lange es dastand, unter den Leuten „des Zscheckenbürlins Bette“ genannt wurde.

Während indessen der Prior den äußern Glanz des Hauses hob und, die Schwermuth mancher allzu kummerhafter Brüder meidend, sich zuweilen etwa am Gespräch fremder, oft auch weltlicher Gäste erfreute, wollte es doch einigen tiefer Blickenden unter den Convents-Brüdern scheinen, er habe, seiner angeborenen muntern Gemüthsart Raum gebend, sich zu sehr nach äußerlichen Dingen gewendet, und er sei von seinem ersten Ernste (wogegen eben kein Karthäusergewand hilft) wieder etwas zurückgewichen. Denn die gottesdienstlichen Gebräuche verrichtete er zwar pünktlich und fleißig; Ordnung und äußern Frieden wußte er in seinem Kloster wohl zu erhalten, in seinem Benehmen war er allzeit leutselig und freundlich; aber es klagten die armen angefochtenen Brüder in ihren Zellen, daß ihr Prior nicht so oft, wie die alten Väter es gethan, zu ihnen komme, sie mit dem Worte Gottes aufzurichten und zu trösten. Ja, es sind Anzeichen vorhanden, aus denen man schließen könnte, als sei unter der nachlassenden geistlichen Pflege hie und da das Verderben heimlich in die fromme Zufluchtsstätte eingedrungen.

---

### 6. Wie in der Reformationszeit das Kloster wieder aufgehoben wurde.

Es kam jetzt die Zeit wo das lautere Wort Gottes unter dem Schutte der Menschensatzungen der römischen Kirche wieder

hervorgesucht und der Trost des Evangeliums, daß wir durch den lebendigen Glauben an den Erlöser, nicht durch eine Menge von Bußübungen gerecht und selig werden sollen, immer offener und unverhüllter allem Volke der Christenheit gepredigt wurde. Die neue Botschaft klopfte auch an der Klosterpforte der Karthause zu Basel an. Die Basler Buchdrucker, eifrig bemüht das Licht das in der Christenheit aufgegangen war zu verbreiten, schenkten ihre neu gedruckten Werke in die Bibliothek der Karthäuser. Magister Adam Petri, wenn er wieder eines der Büchlein Doctor Luther's an das christliche Volk im Drucke herausgab, versäumte er nicht, dasselbe den Karthäusern zu senden. Als er im Jahr 1522 die neu erschienene deutsche Uebersetzung des neuen Testaments, die Luther auf der Wartburg gemacht hatte, für unsre Lande ebenfalls abdruckte, schickte er mehrere Exemplare davon zum Gebrauch für die Laienbrüder. Zuerst fanden die Schriften des berühmten Augustiner Mönches von Wittenberg um ihres erbaulichen christlichen Inhaltes willen zum Theil günstige Aufnahme unter den Bewohnern der Basler Karthaus. Man findet jetzt noch in einem der lutherischen Büchlein vorn von der Hand des Bibliothekars die Bemerkung geschrieben, daß fast nichts oder gar nichts Aergerliches darinnen zu lesen sei. Man hätte auch in der That denken sollen, die Predigt des Evangeliums wäre nirgends freudiger, eigentlich mit aufgehobenen Händen, aufgenommen worden, als bei denen auf welchen so lange schon die ganze Last des göttlichen Ernstes und Gerichtes lag. Aber die Einsiedler in St. Margaretha-Thal hatten die ernsten Sitten und Gebräuche ihres klösterlichen Lebens lieber als die ganze unverdiente Gnade Gottes. Die tiefere Einsicht eines Martin Ströulin scheint doch den Meisten (höchstens etwa ein im Stillen geängstetes Gewissen ausgenommen) fremd geblieben zu sein. Von Neuerungen in Dingen die von den Hochgestellten der katholischen Kirche Jahrhunderte

lang gutgeheißen worden begehrten sie nichts zu wissen. Je mehr die Sache der Reformation Fortschritte machte, sahen sie darin nur noch einen Abfall von der Lehre und den Ordnungen ihrer Kirche, eine Zerstörung der väterlichen Gottesdienste, eine frevelhafte Geringschätzung und Entweihung der Sitten darin sie meinten besser als anderswo geborgen und gesichert bleiben zu können. Und mit blutendem Herzen mußten sie nun dem immer mehr sich nähernden Ende ihres lieben Klosterlebens entgegensehn.

Wir besitzen aus der Feder Eines unter ihnen, des Bruders Georg von Brugg, desselben der die Chronik Prior Heinrichs fortsetzte, Aufzeichnungen über den Gang der Dinge zur Zeit der Reformation in Basel, in denen uns die damalige Lage und Stimmung der Karthäuserbrüder geschildert wird. Mit wachsender Besorgniß vernahmen sie hinter ihren Klostermauern, wie der gelehrte Doktor Oekolampadius nach Basel gekommen sei und in der Martinskirche unter großem Zulaufe des Volkes das Evangelium predige, wie er an der Universität Vorlesungen über die h. Schrift vor einer zahlreichen Zuhörerschaft halte, wie er in öffentlicher Disputation vor gelehrten und bürgerlichen Männern in deutscher Sprache den evangelischen Glauben vertheidige. Er war in ihren Augen ein Abtrünniger, der zu Hause im Schwabenlande aus dem Kloster entwichen sei und jetzt komme, seinen Neuerungen zu Basel Eingang zu verschaffen. Bald hörte man unter den Brüdern der Karthause mit steigendem Unwillen, daß Geistliche anfiengen gleich andern Weltkindern in den Stand der Ehe zu treten, daß bereits in unsrer Stadt einzelne Nonnen ihren Schleier, Mönche ihr Ordenskleid ablegten und im Ehestande besser als im Kloster Gott dienen zu können erklärten. Sie mußten sogar in ihrem eigenen Kreise erleben, daß zwei der Ordensbrüder aus dem Kloster entwichen, der Eine, zu ihrem Entsetzen, am

offenen Tage, während die Brüder in ihren Zellen zu Mittag aßen, mußten auch nachher von diesem vernehmen, wie er sich zum Aergerniß Aller der Welt und der Sünde ergeben habe. Im Frühjahr 1525 begann ihnen in den Stürmen der Zeit zum ersten Mal für ihre eigene Sicherheit bange zu werden. Es brach in unsern Gegenden, wie anderswo in Deutschland, der schreckliche Bauernkrieg aus. Die Landleute erhoben, in grobem Mißverstand der neuen evangelischen Freiheit, im benachbarten Breisgau und Elsaß die Fackel des Aufruhrs. Man vernahm, wie das Kloster St. Blasien, die Karthause zu Freiburg, die Gotteshäuser Schönthal und Olsberg geplündert und verwüstet worden seien. Und die aufrührerischen Haufen zogen aus dem obern Baselbiet drohend gegen unsre Stadt. Am Vorabend des Tages der Apostel Philippus und Jakobus verbreitete sich auf einmal das Gerücht, die Lutherischen in der Stadt stehen in heimlichem Verständniß mit den Aufwieglern, sie wollen ihnen zwei Thore öffnen, sie haben im Sinne, zuerst das Steinenkloster, dann das Kloster zu St. Alban und darauf die Karthause zu plündern. Die Klein-Basler, entschlossene Freunde und Anhänger des alten Gottesdienstes, standen die ganze Nacht in Waffen an der Brücke, um ihre Geistlichen und Klöster zu vertheidigen. Eiliger als sonst und nicht mit ganz gesammeltem Herzen sangen die Karthäuser in der Kirche ihre nächtlichen Horen. Wiewohl am andern Tag das falsche Gerücht sich nicht bestätigte und der drohende Aufstand des Landvolks in gütlicher Weise wieder gestillt werden konnte, mußte doch die Stadt eine Zeitlang wie im Zustande einer Belagerung gehalten werden. Es durften schier drei Wochen lang keine andern Glocken als die Rathsglocke und die welche die Bürger des Morgens zum Beziehen der Wache rief geläutet werden. Während mehr als eines halben Jahres war verboten, in den Klöstern des Nachts das Mettenglöcklein zu ziehn. Der Sacri-

stan bei den Karthäusern mußte, wie am Karfreitag zur Zeit der Trauer der Kirche, von Zelle zu Zelle gehn und durch Pochen an den Thüren die schlafenden Brüder zum Gang in die Kirche wecken. Dieses Schweigen des Geläutes erweckte bange Ahnungen in den Gemüthern der armen Karthäuser.

Doch es blieb nicht nur bei unbestimmten Ahnungen. Das Gefürchtete begann in leibhafter Wirklichkeit in die bisher noch gesicherten Räume ihrer Karthause zu treten. Am Fronleichnamstage 1525 nach dem Mittagessen erschien der Bürgermeister mit fünf oder sechs anderen Herren, ließ den Convent versammeln und eröffnete den Vätern im Namen des Raths, sie dürften von nun an Niemand mehr in ihren Orden aufnehmen, auch von ihren Gütern und Gülten nichts mehr von sich selber veräußern. Und Tags darauf ließen sie sich den ganzen Vermögensstand des Gotteshauses angeben, giengen im Kloster und der Kirche umher, ließen sich alle Kostbarkeiten, die Kelche, die Gefäße und die Kirchengewänder zeigen und schrieben es alles auf. Die Mönche, wohl sehend was das bedeute, schwiegen und klagten Gott ihr Leid. Aber am ersten Oktober des Jahrs — es war ein Sonntag — kamen abermal vier Herren des Raths und verlasen sämmtlichen Brüdern, sowohl den Geistlichen als den Laienbrüdern, eine Verordnung der Regierung, an alle Klöster der Stadt gerichtet. Darin stand: „Diejenigen so den Willen hätten ihren Orden zu verlassen, „und glaubten ihrer Seele Heil besser im weltlichen Stand „als im Kloster zu finden, möchten binnen Monatsfrist sich „erklären und könnten hinausgehn. Man werde einem Jeden „erstatten, was er in's Kloster gebracht habe und denen die „nichts gebracht, solle etwas zu ihrem nothdürftigen Unterhalt „aus dem Klostergute zu Theil werden. Die aber die sich „entschließen würden zu bleiben sollen beieinander verharren „und nach ihres Klosters Ordnung ein göttliches, ehrbares und

„friedsames Leben führen.“ So lautete der Spruch der väterlichen Obrigkeit, welche den gezwungenen Gewissen ein Joch abnehmen und die wider bessere Erkenntniß noch Schwankenden zum Entscheid bringen wollte. Den Brüdern in der Karthause erschien es wie eine Versuchung zum Treubruche. Und obschon ihrer Etliche zuerst schwankten, hauptsächlich fürchtend, sie würden, wenn sie jetzt nicht sich entschlößen, dann ohne Hoffnung der Befreiung für immer bleiben müssen: so hatten sie doch zuletzt die Freude — eine Freude deren sonst kein Kloster unsrer Stadt sich rühmen konnte — daß von ihnen Allen nur ein einziger Laienbruder die düsteren Zellen und das vielgeschmähte Kloster verließ. Sie sahen darin eine besondere Erweisung göttlicher Gnade gegen ihr Haus. Die andern Klöster der Stadt aber entleerten sich zusehends. Zu St. Alban blieb kaum der Eine oder der Andre übrig; bei den Predigern blieben drei oder vier; im Augustinerkloster lehrte ein Bruder seine drei Gefährten das Evangelium; bei den Baarfüßern, wo einst über Vierzige gewesen waren, zählte man nur noch zehn, und Einer von ihnen verkündigte täglich in öffentlicher Kirche das von Menschensatzungen freie Wort der Schrift; von den Schwestern in Gnadenthal, im Steinenkloster und zu St. Clara waren beinahe alle ausgetreten. Die guten Karthäuser fühlten sich bei Verrichtung ihrer klösterlichen Andacht wie ein paar einzeln stehende Bäume, um die her der Wald sich allenthalben gelichtet hat. Sie hörten auf einmal des Nachts das Glöcklein bei den Augustinern, das sie zur Frühmesse rufen sollte, nicht mehr über den Rhein zu ihnen herüberschallen; bei den Clarissinen schwieg es bald auch, und jetzt kam zum letzten Male das Geläute von St. Alban herüber und verkündete ihnen von nun an nicht mehr, ob noch drüben am jenseitigen Ufer die letzten Benediktinerväter durch die stille Nacht in die Kirche giengen zu beten.

Und nun kam auch für die Eremiten in der Karthaus die Zeit, da ihr gewohntes klösterliches Leben vor der bessern Einsicht in das Wesen eines gottgeweihten Wandels, welche das Evangelium unsrer Stadt gebracht hatte, weichen und ein Ende nehmen sollte. Sie hatten bisher, als gienge was draußen in der Welt vorgieng sie nichts an, tapfer und standhaft bei allen Regeln ihres Ordens und Gelübdes beharrt. Ihr Prior hatte bis noch vor Kurzem nach alter Weise für die Erneuerung und Verschönerung seines Hauses gesorgt, als hätte die neue Zeit nicht spürbar genug an der Thüre des Klosters gerüttelt. Man mochte in der Karthause noch immer auf eine günstigere Entscheidung der Dinge warten und hoffen; denn in ihrer nähern Umgebung standen die Bürger von Klein-Basel noch steif und fest auf dem alten katholischen Wesen. Aber die evangelisch genannte Mehrheit der Bürgerschaft wollte den zwiefältigen Glauben und Gottesdienst in ihrer Stadt nicht länger mehr dulden. Sie drängten die zaudernde und unentschlossene Regierung, daß die abgöttische Verehrung der Bilder und die päpstliche Messe einmal völlig abgeschafft werde. Die Dinge saben wild aus in Basel. Die beiden Partheien griffen zu den Waffen. Der evangelische Theil umlagerte auf dem Kornmarkte das Rathhaus. Man war am äußersten Rande eines blutigen Bürgerkriegs und der offnen Empörung. Am Abend vor Aschenmittwoch 1529 zertrummerte ein stürmischer Haufe die Bilder und Altäre im Münster. Am Mittwoch wurden auf Befehl des Raths im größern Basel die Bilder aller Kirchen auf öffentlichem Platze mit Feuer verbrannt. Der Rath schickte seine Werkleute nach Klein-Basel, daß daselbst ein Gleiches geschehe. Dieselben kamen auch in die Karthause. Die Bilder in Kirche und Kloster wurden zum Entsetzen ihrer Bewohner alle zerschlagen, Gemälde und Inschriften an den Zellen verdeckt und durchgestrichen. Am Sonntag darauf ward in sämt-

lichen Kirchen der Stadt der Gottesdienst nach evangelischer Weise eingeführt. Und das Schicksal der Klöster war damit, daß die Bürgerschaft den evangelischen Gottesdienst annahm, für immer entschieden.

Die Karthäuser zwar blieben in ihren gewohnten Räumen. Man wollte sie nicht mit Gewalt daraus vertreiben, und sie wollten nicht durch Verzichtleistung auf die Eigenthumsrechte ihres Gotteshauses sich die Bewilligung zur Uebersiedlung in ein anderes Haus ihres Ordens auswirken. Vergebens suchten der Rath und die ihnen gesetzten Pfleger sie zu bewegen, daß sie ihr Ordenskleid ablegen und in anständiger Kleidung, wie die Weltgeistlichen sie trugen, nur die paar Schritte weit in die nahe Theodorskirche zur Predigt des Wortes Gottes kommen möchten. Lieber ließen sie sich als halbe Gefangene in die Räume ihres Kreuzganges einschließen. Prior Hieronymus war es noch bei Zeiten gelungen, nach Freiburg im Breisgau in das dortige Ordenshaus sich zu flüchten. Zuletzt, da ihn die alte Liebe zur Heimath und zum Ort, der so viele Jahre der Gegenstand seiner unermüdlichen Fürsorge gewesen war, wieder zur Rückkehr trieb, wurde ihm und seinen Brüdern vergönnt, innerhalb der Klostermauern in ihrem Ordenskleide umherzugehn und da ein stilles geruhiges Leben zu führen. So lebten sie, bis sie allmälig Einer um den Andern dahinstarben, in ihrer immer stiller und öder werdenden Karthause, fremde Gestalten unter dem neuen Geschlecht, von Wenigen mehr beachtete Zeugen einer längst entschwundenen und dahingestorbenen Zeit. Prior Zscheckenbürlin starb schon 1536. Im Jahr 1564 schloß sich das letzte Grab ihres Gottesackers über dem zuletzt Uebriggebliebenen unter den Brüdern. Das leere Kloster mit seinen Gebäuden blieb mehr als hundert Jahre beinahe unbenützt. Aber 1669 zogen die Waisen unter ihrem Hausmeister in die alten Wohnungen der Karthäuser ein. In dem

Klosterhof durch den einst ernste Mönche gesenkten Hauptes wandelten, in dem Refectorium darin an den Sonntagen die ehrwürdigen Väter still ihr schweigsames Mahl hielten, sah man jetzt eine muntere Kinderschaar sich tummeln, eine fröhliche Jugend um den Tisch her daran sie gespeist wurden. So ist von da an auf eine Gott wohlgefälligere Weise dieser Ort wieder seinem Dienste geweiht worden.

---

# Hemman Offenburg.

# Hemman Offenburg.

Der Mann von dem die folgenden Blätter Meldung thun sollen verdiente wohl in einem Bildersaal der merkwürdigen Männer Basels seine Stelle einzunehmen. Zwar ist sein Name nicht gerade einer der berühmten Namen unsrer Geschichte geworden. So werthvolle Dienste er auch seiner Vaterstadt geleistet hat, ihm war nicht vergönnt, eine so hervorragende und glänzende Wirksamkeit zu entfalten, wie seinen bedeutenden Gaben angemessen gewesen wäre. Sein Leben fiel in eine Zeit, da es mit der Macht und Bedeutung des Standes dem er zugehörte sichtbar zu Ende gieng und eine neue Ordnung der Dinge in der Entwicklung unsrer Vaterstadt eintrat. Aber gerade in dieser ihm beschiedenen ungünstigen Lage hat er es besser als mancher Andre unter seinen Standesgenossen verstanden, das was die neue Zeit von den Anhängern des Alten verlangte einsichtig ins Auge zu fassen, manches bittre Gefühl das es ihn kosten mußte in männlicher Ehrenhaftigkeit zu verwinden und, ohne daß er eingegangene frühere Verpflichtungen verletzte, die Treue gegen die Stadt deren Kind er war zu bewahren. Er gehört in vorderster Reihe zu den Männern unsrer Stadt von denen unser schweizerischer Geschichtschreiber rühmt: „das Vaterland opferten sie dem Partheigeist nicht auf; „dadurch zeigten sie, welche Seele in ihnen war.“ Für den der näher darauf achtet bietet das Verhalten und die Lage des

Mannes viel Lehrreiches. Wollte Gott, es fänden sich zu allen Zeiten in denen eine neue Ordnung der Dinge sich anbahnt viele solcher urtheilsfreier, edler, auf ihre Zeitgenossen wohlthätigen Einfluß übender Männer! Wollte Gott, sie fänden immer den Dank und die Anerkennung welche ihr Vaterland ihnen schuldig ist!

---

## 1. Offenburg's Stand und ansehnliche Stellung unter seinen Mitbürgern.

Hemman Offenburg gehörte zu den angesehenen Bürgergeschlechtern unsrer Stadt welche durch fleißigen und glücklichen Betrieb eines Gewerbs oder kaufmännischen Geschäfts zu einer unabhängigeren Stellung gelangt waren und nun, gleich den edlen Rittergeschlechtern, den ehmaligen Dienstmannen des Bischofs, vom Ertrag ihrer Güter und den Einkünften von Herrschaften lebten, die sie von größeren Herren als Lehen empfiengen. Die Offenburger waren ursprünglich Apotheker gewesen. Ein einträgliches Geschäft, mit welchem damals noch der Verkauf von Süßigkeiten und Gewürzweinen für den Nachtisch bei den Gastmahlen der Basler verbunden war. Sie hielten sich zur Zunft der Krämer, einer der vier „Herrenzünfte" der Stadt. Wir finden Hemman Offenburg seit 1406 als Vertreter dieser Zunft unter den Mitgliedern des Raths, welchen der Bischof nach altem Recht und Herkommen noch jährlich — allerdings durch Kieser die der abtretende Rath hiezu ernannte — der Stadt zu geben pflegte. Zwischenein bekleidete Offenburg zu vier Malen die einflußreiche, dem Bürgermeisterthum zunächst stehende Stelle eines Oberstzunftmeisters. Im Jahr 1423 trat er als Begründer eines neuen höhern Bürgergeschlechtes aus dem Stande der Zünftigen in die Reihe

der sogenannten „Achtbürger" ein. Er erkaufte sich das Stubenrecht auf einer der beiden hohen Stuben auf denen die patrizischen Geschlechter „derer zur Sonne und zum Haupt, der „Fräuler, der Seevogel, der Zybol, derer von Laufen und von „Efringen" zu Trunk und Spiel und zu Besprechung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten zusammen kamen. Und zwar trat er in die „obere Stube", die zum Brunnen beim Fischmarkt zusammen kam, wo die vornehmen Bürger zum Theil mit eigentlichen Edelleuten vereint waren.

Seit er seines frühern Geschäftes müßig gieng, hatte er auswärts in weitern Kreisen Beschäftigung für die Gaben die in ihm waren gefunden. Des deutschen Reiches Oberhaupt, König Sigmund, lud ihn ein, in seine Hof- und Staatsdienste zu treten. Als derselbe zu Konstanz auf dem bekannten Konstanzer Concil war, verweilte Offenburg oft und viel bei ihm. Er that von nun an in seinen persönlichen Diensten und auf diplomatischen Sendungen manchen Ritt und manche Reise für ihn, bis nach Italien und Rom, bis nach Wien und nach Ungarn. Es war das eine Art von Thätigkeit, welche unter angesehenen Bürgern der Städte des deutschen Reichs nicht ungewöhnlich war. Sigismund war ein gütiger, leutseliger, freigebiger Herr, der nicht ungern auch mit Bürgerlichen verkehrte. Dem leichthin ausgebenden Fürsten, der gerne Geschenke gab und nahm, und in dessen Beutel das Geld wenig Ruhe hatte, mochte ein begüterter und reicher Diener, der ihm mit Geldsummen und Vorschüssen aushelfen konnte, nicht unwillkommen sein. Nach Allem zu schließen war Offenburg ein Mann von feinen, gewandten, liebenswürdigen Sitten, von seltener Geistesgegenwart im Umgang mit hohen fürstlichen Herren, von kluger Einsicht und Ausdauer im Verkehr mit den die Geschäfte ausführenden Beamten, ein beredter Verfechter des Rechts, ein geschickter Führer der ihm übergebenen Ange-

legenheiten. Er gewann in hohem Grade die Huld und Gunst seines königlichen Herrn, so daß er ihn zu Konstanz, wie Offenburg selber berichtet, als einen ihm besonders vertrauten und werthen Diener des Nachts in der Vorkammer seines königlichen Schlafgemaches liegen ließ und ihm, wenn er für ganz und bleibend am Hoflager des Königs hätte beharren wollen, eine glänzende Laufbahn offen gestanden hätte.

Uebrigens mangelte ihm auch so nicht ein reichlicher Lohn für seine Dienste und Leistungen. König Sigmund, und späterhin dessen Nachfolger, Albrecht und Friedrich von Oestreich, verliehen ihm einträgliche Rechte und Einkünfte in unsrer Umgegend. Er hatte eine Zeit lang das Schultheißenamt zu Mülhausen inne, das ihm der Rath dieser Stadt mit 2000 Gulden lösen mußte. Die Bürgerschaft daselbst hatte ihm eine jährliche Steuer von zwölf Mark Silber die ihm der König zu Lehen gab zu entrichten. Gericht und Herrschaft über das Dorf Augst, die er sich von Herrn Hans Reich erworben, waren ihm als Reichslehen übergeben, und die Lösungssumme die darauf stand wurde ihm zu verschiedenen Malen zu seinen Gunsten erhöht. Er hatte vom Haus Oestreich mancherlei einträgliche Lehen empfangen. Die Gold- und Silbergruben zu Laufenburg am Mühleberg und den Sulzbrunnen ob Sulz besaß er mit dem von Flachsland zusammen. In seinen Gerichten durfte er den Blutbann, das Gericht über Leben und Tod, halten. Seine östreichischen Lehen wurden vom Herzog Friedrich für Söhne und Töchter seiner Familie erblich erklärt. Außerdem besaß er die Burgen Alt- und Neu-Schauenburg mit den zu dieser Herrschaft gehörigen Gütern und Gerichten als ein Mannslehen von den Freiherren von Falkenstein. In der Stadt auf St. Peterberg war ihm der stattliche Hof des ehmaligen Basler Rittergeschlechts, der „Pfaffen“, mit seinen Ländereien außerhalb der Stadtmauer, seit 1422 als kaiserliches

Erblehn übergeben. Das Gesesse trug jetzt den Namen „des Hofes der Offenburger“, welchen es bis in die neuesten Zeiten bei uns getragen hat. Wir sehn: Hemman von Offenburg war seinen ehemaligen Zunftgenossen gegenüber einer der vornehmen Herren von Basel geworden, welche nach Art der Edelleute lebten und deren reiche Töchter von Gliedern berühmter ritterlicher Geschlechter der Stadt zur Ehe gesucht wurden.

Als Offenburg im Jahr 1433 seinen Herrn und König nach Rom zur Kaiserkrönung geleitete, ertheilte ihm Kaiser Sigismund zur Feier seines Krönungstages auf der Tiberbrücke mit eigner Hand den Ritterschlag; eine Ehre, die ihm zugleich mit Rudolf Stüßi, dem bekannten hochstrebenden Bürgermeister von Zürich, zu Theil wurde. Von nun an saß Herr Hemman im Rathe zu Basel nicht mehr nur unter den acht Rathsherren von den höhern Bürgergeschlechtern, sondern unter den im Rang ihnen vorstehenden Rittern der Stadt. Sein Sohn, Herr Franz, bekleidete die Würde eines Domherrn des Hochstifts. Sein jüngerer Sohn Peter zählte zu den Junkern, den Söhnen ritterlicher Abkunft. Als auf Johannes des Täufers Tag 1440 der auf dem Concil zu Basel von den Vätern der Kirche erwählte neue Papst, Felix V., seinen feierlichen, glänzenden Einzug in unsre Stadt hielt, sah man mit den Herren Hans Reich von Reichenstein, Bernhard von Rotberg und Götz Heinrich von Eptingen den Ritter Hemman von Offenburg neben des Papstes Pferde, ihm die schweren kostbaren Gewänder haltend, einhergehn. Wenn hohe fürstliche Gäste in unsre Stadt kamen, wie König Friedrich im Jahr 1442 oder drei Jahre darauf die dem Pfalzgrafen und Kurfürsten Ludwig von Baiern verlobte ehemalige Königin von Sizilien, und Bürgermeister und Rath mit zahlreichem Gefolge zu Pferd und zu Fuß ihnen entgegen zogen, um sie zu ihrer Herberge zu geleiten: so war es jedesmal des Offenburgers Haus auf Sankt

Peters Berg, wohin als zu der ihrer würdigsten Herberge die gekrönten Gäste geführt wurden.

---

## 2. Die Verdienste Offenburg's um seine Vaterstadt.

Wenn gleich Herr Hemman von Offenburg einen großen Theil seiner Zeit in auswärtigem und fremdem Dienste zubrachte, war er darum für seine Vaterstadt durchaus nicht ein Fremdling geworden. Nicht nur, daß er eben doch immer sein eigentliches Heim in der Stadt hatte, deren Bürger er und die Seinigen waren. Er hat gerade in der Stellung die er sich bei den hohen Herren und Gebietern der Welt zu erwerben wußte, Basel oft und viel die wichtigsten Dienste geleistet. In einer Zeit wo das Emporblühn der Städte von den Herrschaften und ihren Amtsleuten nur mit Neid und Unwillen angesehen wurde, war es für Rath und Stadt Basel von großem Werth, Einen der Ihrigen bei dem Oberhaupte des Reiches zu haben, der demselben so lieb und wohl vertraut war, der ihr Fürsprecher bei ihm sein, ihre Klagen und Beschwerden in rechter Weise ihm vortragen und manche drohende Gefahr für ihre Rechte und Freiheiten von ihnen abwenden konnte. Wenn die Herren vom Rath ein Gesuch an König Sigmund hatten, schrieben sie Offenburg, daß er mit seinem Herrn darüber reden möge. Wenn sie eine Botschaft an des Königs Hof absandten, mußte er mehrentheils Einer der Boten sein. Es war, als gehe die Sache nicht, wenn er nicht mit dabei sei. War er doch — um seiner ausgebreiteten Bekanntschaften willen mit dem Gang der Geschäfte am Hofgericht und in der Reichskanzlei wohl vertraut — am besten geeignet die Anliegen der Stadt am leichtesten und mit den geringsten

Unkosten zum erwünschten Ende zu bringen. Und Offenburg zeigte sich zu solchen Diensten allezeit ganz willig und bereit. Sollte er irgendwohin im Dienst des Raths und der Stadt reiten, hieß es nie „nein“ bei ihm, und wenn auch seine und seiner Kinder Angelegenheiten darüber manchen Schaden erleiden mußten. Er konnte sich auf den Rath selber und auf das was in ihren Räthsbüchern verzeichnet stand berufen, „daß er „ihre Aufträge immer nach ihrem Wunsch und Willen gehor„sam und getreulich ausgerichtet habe.“

So hat er bei der Kaiserkrönung Sigismund's der Stadt verschafft, daß ihr für ihre Rechte und Freiheiten, wofür im Erdbeben 1356 die Urkunden verloren gegangen waren, neue Briefe ausgestellt wurden. Und bei jedem neuen Regierungsantritt eines Oberhauptes des Reichs erwarb er den Räthen zu Basel die Bestätigung und Erneuerung aller ihrer bisherigen Rechte, eine Bestätigung welche der Stadt Freiheiten ihren Gegnern gegenüber jedesmal wieder neue Kraft und Geltung verlieh. So ist durch seine Bemühungen manches werthvolle neue Vorrecht, manche gewichtige neue Verwilligung unsrer Stadt zugewendet worden. Er verschaffte ihr den für ihre Schifffahrt den Rhein hinunter nicht unwichtigen Zoll zu Kembs, welchen der Markgraf von Hochberg zu Röteln zu erhalten begehrte. Er brachte zu Stande, daß die Stadt nicht gehindert werden durfte, zur nothwendigen Erleichterung ihres Verkehrs eine Brücke über die Wiese, an die des Markgrafen Gebiet grenzte, zu bauen. Er wirkte dem Rath von König Sigismund das folgenreiche, bisher vielfach bestrittene Recht aus, zu Besserung der Befestigungen der Stadt die Steuer eines Ungeldes unter ihren Einwohnern zu erheben. Als einmal in der Kanzlei Sigmunds die alten Briefe und Urkunden neu geordnet wurden, fand sich, daß die Basler ihre Vogtei um nicht mehr als blos um tausend Gulden vom Reiche zu Lehen hatten.

Es war Gefahr, der Markgraf von Röteln möchte dieselbe durch Zahlung der Lösungssumme an sich bringen, um seine Hand in der Stadt Angelegenheiten haben zu können. Der König meinte, Offenburg solle sie für sich lösen. Er hingegen, seiner Stadt Wohl vor Allem suchend, schrieb seinen Herren daheim, und sie wurden mit ihm einig, er solle bewirken, daß die gefürchtete Lösung erschwert und alle Pfandschaften die Basel vom Reiche habe, der Zoll zu Kembs, der Transitzoll in der Stadt und die Vogtei in eine Summe gebracht werden, so daß nicht eine Pfandschaft ohne die andre gelöst werden dürfe. Nur um ein vergleichungsweise geringes Geld brachte er es zu Wege; daß also der Besitz der Vogtei so viel als gesichert in den Händen des Rathes blieb. Er hätte wohl noch Anderes zu Wege gebracht. Die Herren vom Rath hatten ihm geschrieben, ob er ihnen nicht die Städte Rheinfelden, Laufenburg und Seckingen als Pfandlehen von seinem Herrn, dem König, zu Handen schaffen könne. Ein Besitz, welcher der Stadt zu einem ihrer Wichtigkeit naturgemäßen Gebiet hätte verhelfen können. Und Offenburg hatte es durch seinen Einfluß bereits so viel als bewirkt, man war über die Pfandsumme beinahe einig, und Graf Günther von Schwarzenburg war schon nach Basel gekommen und lag in der Krone zur Herberge, damit er im Namen des Königs den Handel zum Abschluß bringe. Aber zu Offenburg's Leidwesen traten jetzt die Räthe wieder von ihrem Vorhaben zurück.

Insonderheit in den oft schwierigen Verwicklungen in welche die Anwesenheit der allgemeinen Kirchenversammlung in den Jahren 1431 bis 1448 unsre Stadt brachte, war Offenburg vielfach der Mann der Zuflucht für seine Mitbürger. Schon während der Vorbereitungen dazu hatte er im Auftrag der Räthe dem Papst Martinus die Antwort Basels auf die Ankündigung, daß das Concil in seinem Mauern gehalten

werden solle, gebracht. Und als er 1433 bei der Kaiserkrönung wieder in Rom war und der Nachfolger Martin's, Papst Eugen, über die selbstständige Haltung welche die Väter des Concils gegen ihn einnahmen erzürnt, im Sinne hatte, die Stadt die dieser ihm mißbeliebigen Versammlung Aufenthalt und Schutz gewährte bis in das dritte und vierte Geschlecht zu verurtheilen und zu verdammen: war es die verständige, feste und warme Beredsamkeit Offenburg's, wodurch diese verhängnißvolle Maßregel von Basel abgewandt wurde. Er führte die Sache seiner Vaterstadt in Gegenwart des Kaisers vor dem Angesichte des erzürnten Papstes mit solcher Geistesgegenwart und mit solchen redlichen, überzeugenden Gründen, daß Eugen ein Genügen daran hatte und dem trefflichen Fürsprecher sich äußerst huldreich erzeigte. Die siebzehn Jahre lang, da die Kirchenversammlung in unsrer Stadt war, hatte sich übrigens der viel in Anspruch genommene Mann einer ungemein mühevollen Aufgabe zu unterziehn. Der Rath hatte aus seiner Mitte einen Ausschuß von sieben Rathsgliedern ernannt, um des Concils Sachen, so weit sie die Stadt betrafen, vorzunehmen. Es waren drei Ritter, zwei Achtbürger und zwei Räthe von Zünften. Offenburg, der unter ihnen war, hatte insonderheit den Verkehr mit Herzog Wilhelm von Baiern, dem Schirmvogt den der Kaiser dem Concil gegeben hatte, zu vermitteln. Nach der Krönung in Rom kam Kaiser Sigismund selber nach Basel und verweilte da, um die Väter gegen Eugen günstiger zu stimmen, sieben Monate lang. In dieser Zeit war außer Offenburg Niemand in der Stadt dem so viel Mühe und Kummer auflag als ihm. Er mußte beständig zwischen dem Kaiser und Rath, zwischen den Fremden und der Stadt Leuten ein Vermittler sein, Zwietracht verhüten, Unzufriedenheiten schlichten, und fand oft Tag und Nacht keine Ruhe. Zuletzt hatte er noch in Sachen des Concils über Land und Meer eine Reise in fremde, weitentlegene

Lande zu thun. Die Kirchenversammlung gieng mit dem Gedanken um, die getrennten Kirchen des Morgenlands und des Abendlandes wiederum zu vereinigen. Und eine Botschaft derselben sollte im Jahre 1437 den griechischen Kaiser und Patriarchen nach Basel abholen. Ihr wurde Offenburg, als Einer aus der Ritterschaft seiner Stadt, mit Herrn Dietrich Maurer zum Geleite mitgegeben. Ein ganzes Jahr lang mußte er, auf dieser Reise über Avignon und Marseille nach Constantinopel, die ihn dann freilich auch noch nach Jerusalem bis ans heilige Grab führte, von Hause abwesend sein und mit den geehrten Concilsvätern viel vergebliche Mühe, ärgerliche Zeitversäumniß und selbst die Schrecken eines Schiffbruchs ihrer Galeere erdulden.

---

### 3. Offenburg's männliche Festigkeit in Wahrung des Rechtes seiner Stadt.

Hat Ritter Hemman von Offenburg trefflich verstanden, durch sein geschicktes staatsmännisches Benehmen seiner Stadt Bestes in friedlicher Unterhandlung zu schaffen: so wußte er auch, wo's nöthig war, in stürmisch bewegtem Auftritt mit männlicher Tapferkeit für ihren rechtmäßigen Besitz einzustehn und ungebührlichen Zumuthungen ritterlich entgegenzutreten. Es war in den ersten Tagen nach der Schlacht von St. Jakob (1444). Die Herren vom Rath hatten ihn bei der Ankunft der Armagnaken in unserer Gegend mit Meister Matthias Eberler nach Bern und Solothurn gesandt, die Bundesgenossen Basel's von der drohenden Lage der Dinge zu benachrichtigen. Als sie auf dem Rückwege Dienstags nach Bartholomäi wieder nach Solothurn zurückkamen, waren sie über den folgenden Mittwoch, den Tag der Schlacht, in Ungewißheit und Besorg-

niß daselbst geblieben, und hatten einen Knecht nach Waldenburg geschickt, um zu erfahren, wie es vor Farnsburg wohl gehen möge. Der kam Nachts um eilf Uhr zurück und brachte die betrübte Kunde, welche das ganze Land erfüllte: wie an der Birs bei St. Jakob die gesammte Schaar der eidgenössischen Krieger, samt den Leuten aus Liestal und dem Waldenburger Amt die sich ihnen angeschlossen, jammervoll umgekommen seien. Offenburg dachte nicht anders, als sein eigener Sohn, der, wie's scheint, zum Schutze Waldenburg's in das dortige Amt entsendet worden war, werde mit dabei gewesen und nun auch unter den Erschlagenen sein. So ritten die Gesandten von Basel des andern Morgens eilends nach Waldenburg. Sie fanden Offenburg's Sohn auf dem Schlosse daselbst, und beschlossen, nach Rücksprache mit dem Vogt, Heinrich von Uetingen, die nur schwach bemannte Feste besser auszurüsten und, wenn der Feind das ihm offen stehende Land überfluthen sollte, dieses Haus der Herren von Basel mit Dransetzung ihrer eigenen Leiber zu bewahren.

Am Samstag darauf kam über den Hauenstein ein Haufe Solothurnischen Kriegsvolks ins Städtlein; denn die Eidgenossen bewachten, nach Aufhebung der Belagerung von Farnsburg, in Erwartung eines Einfalls des Armagnakenheeres allenthalben ihre Grenzen. Diese Leute hätten gerne das den Paß und Zugang in ihr Land beherrschende Schloß in ihrer Gewalt gehabt. Sie begehrten von Offenburg, er solle sie in die Burg einlassen. Offenburg jedoch, weiter schauend als der gemeine Mann zu sehen pflegt, zeigte sich blos erbötig, für die Nacht zwei der Ihrigen aufzunehmen, daß sie ihnen könnten wachen helfen. Die beiden Gesellen gaben den Sinn der in dem ungestümen Volke war deutlich kund. Sie benahmen sich höchst trotzig und aufbegehrerisch, behaupteten, da sie in der Nacht im nahen Walde die Vögel zwitschern hörten, die Männer der

Besatzung halten durch geheime Zeichen verdächtigen Verkehr mit feindlich Gesinnten, und ließen sich nur schwer durch Vernunft und Güte einigermaßen zufrieden stellen. Als dann am Sonntag ein neuer Haufe Kriegsvolks von Bernern nach Waldenburg gezogen kam, giengen nach dem Essen die beiden Gesandten des Raths mit dem Schloßvogt und dem Hauptmann der kleinen Besatzung ins Städtlein hinunter, die neu Angekommenen als ihre guten Freunde willkommen zu heißen. Sie fanden daselbst unter den Leuten von Solothurn und Bern und unter dem Volk des Waldenburger Amts die Stimmung äußerst aufgeregt. In Zeiten der Gefahr sind die Gemüther wenig geneigt, den Weg genauen Rechtes einzuhalten. Alles war voll Eifers und Mißtrauens gegen den vornehmen Basler Herrn, der in die Besitznahme des Schlosses durch die eidgenössischen Kriegsleute nicht einwilligen wollte. Die besonnene Einsicht des Staatsmanns, der die Folgen des verlangten Schrittes erwog, die ehrenhafte Berücksichtigung der Pflicht, die seine verantwortungsvolle Stellung ihm anwies, wurde von der ungestümen und gewaltthätigen Menge wenig verstanden.

Schon beim Eintritt ins Städtlein wurde Offenburg durch einige Wohlmeinende gewarnt, er solle wieder zurückkehren, es dürfte ihm sonst ans Leben gehn. Er, im Bewußtsein seiner treuen und redlichen Absichten, meinte, er wüßte nichts verschuldet zu haben, warum er sich fürchten müßte. Kaum aber war er mit seinen Begleitern in die Herberge der Brotbecken getreten und hatte dort eine Weile in harmlosem Gespräche mit ihnen zusammengesessen, so stürmten die Solothurner und Berner wild drohend herein, hielten ihnen ihre Spieße und Hallebarten vor die Brust und erklärten, sie müßten ihnen das Schloß öffnen oder sterben. Es half nichts, daß Offenburg ihnen vorstellte: sie würden es ja gerne thun, wenn sie dazu Ermächtigung hätten, sie dürften aber nichts gegen den Willen

ihrer Obern beschließen; man möge ihnen das nicht übel aufnehmen. Es hieß: jetzt auf der Stelle müssen sie das Leben lassen oder das Haus in ihre Hand geben. Da erklärte Herr Hemman von Offenburg mit männlicher Standhaftigkeit: „das „Schloß sei nicht sein, sondern seiner Herren von Basel; ehe „er es ohne ihr Geheiß Andern überliefre, sei er bereit, sich „darum töden zu lassen; seinen sterblichen Leib können sie ihm „nehmen, seine ritterliche Mannesehre nicht."

Er stand dazumalen in der allerhöchsten Gefahr. Als er mit seinen Begleitern die Herberge wieder verließ, umringte sie draußen auf der Straße eine wüthende Menge Volks. Man zückte die Schwerter, man schoß, man drang von allen Seiten gegen sie ein. Es war dabei vornehmlich auf Offenburg abgesehn. Erst später ist ihm ganz kund worden, wie erbittert namentlich Etliche von Balstal gegen ihn waren. Doch die hohe Fassung die er bewahrte, die Ruhe und Festigkeit womit er sich auf ihre eigenen Obern berief und begehrte nach dem benachbarten Falkenstein zum Vogte daselbst geführt zu werden, machte sichtbar einen Ansehn gebietenden Eindruck auf die Gemüther. Nach längerem Hin- und Herwogen der Stimmungen und Meinungen wurde man einig, über den Handel beiderseits nach Falkenstein zu schreiben, und es wurde ihm zuletzt möglich, während der Mehrtheil der eidgenössischen Krieger vor das obere Thor sich zurückzog, ruhig und stille sich dem Gewirre zu entziehn und durch das niedere Thor über den Bach einen Weg ins Schloß hinauf zu gewinnen. Die Uebrigen konnten dann unangefochten wieder heimkehren. Auf den Abend kam der Hauptmann der Gesellen aufs Schloß, und die Sache wurde unter Entschuldigungen für das Geschehene im Frieden ins Reine gebracht. Die Herren von Basel aber, denen Offenburg über Alles berichtete, hießen es gut, daß ihr Schloß und Besitzthum nicht einem unruhigen, Gewalt übenden Haufen

war übergeben worden, und schrieben ihm, er möge noch fernerhin das Haus hüten und keine fremden Leute hinein lassen.

---

## 4. Die schwierige Stellung welche damals Die von den vornehmen Geschlechtern in ihrer Vaterstadt hatten.

Offenburg war zu einer Zeit in den Stand der Bevorzugten unter den Bürgern seiner Vaterstadt getreten, da es mit dem alten Vorrang der vornehmen Geschlechter bei uns sichtbar dem Ende entgegengieng. Seit zwei Jahrhunderten war allenthalben in deutschen Landen eine neue Zeit angebrochen. Die Städte, deren Blüthe und Kraft auf dem Gewerbsfleiß und dem Handelsverkehr ihrer Bürger beruhte, waren neben den herrschaftlichen Güterbesitzern auch zu einer Macht im deutschen Reiche geworden. Es war mehr als natürlich, wenn nun der Stand der Kaufleute und der Handwerker ebenfalls zu der ihm gebührenden Geltung im gemeinen Wesen gelangte. In Basel war es allmälig beinahe von selbst, ohne gewaltsame Umwälzungen, dazu gekommen. Seitdem das bischöfliche Hochstift in Folge üblen Haushalts der Bischöfe verarmt war und der alte Oberherr der Stadt schier alle seine Rechtsame in Geldverlegenheit der Bürgerschaft hatte verpfänden müssen, lagen der Stadt Sachen in den Händen des Raths. Und in diesem Rath, in welchem zuerst die Ritter und Achtbürger Alles gewesen waren, hatten die Zünfte Sitz und Stimme, und zwar in weit überwiegender Mehrheit, erlangt. Bei wichtigen Anlässen gab sogar eine noch zahlreichere Versammlung von Ausschüssen der Zünfte, der große Rath „der Sechse" über der Stadt Angelegenheiten mit seine Meinung und seinen Entscheid. Es gab Zeiten wo Zünftige zur Bewachung der Schritte

des aus den Geschlechtern genommenen Bürgermeisters und Oberstzunftmeisters aufgestellt wurden. Das Oberstzunftmeister Amt, das nach altem Herkommen aus den höhern Bürgergeschlechtern bestellt wurde, war nachgerade — Offenburg selbst war ein erstes Beispiel davon — in die Hände Derer aus den Zünften gekommen. In den alten Zeiten hatten in den Fehden des Reichs und des Bischofs die ritterlichen Dienstmannen und Lehenträger des Herrn der Stadt die kriegerische Macht Basel's gebildet. Jetzt zog die gesammte Bürgerschaft gewappnet und kriegsmuthig gegen die Feinde der Stadt aus. Früher durfte den Mitgliedern und Dienstleuten des Hochstifts keine Steuer zur Beschirmung der Stadt auferlegt werden. Jetzt galt die Regel: „wer Bürger sein will, soll sein Ungeld „geben und mit der Stadt reisen, wachen und dienen; will „Einer das nicht, so soll man ihm sein Bürgerrecht aufsagen „und er mag von der Stadt fahren." Die Stellung der verschiedenen Stände untereinander war eine andre geworden. Dem neuen Grundsatze gleichen Rechtes und gleicher Pflicht für Alle mußten die ehmaligen Vorrechte einzelner Geschlechter das Feld räumen.

Als nun die Dinge so kamen, entfrembeten sich die frühern Inhaber der alten Geschlechter-Aristokratie in ihrem Unmuthe immer mehr einer Stadt in der ihrer angestammten Rechte so wenig geachtet wurde. Die ritterlichen Geschlechter waren ohnehin längst aus bloßen Dienstmannen des Bischofs durch Besitz ihrer Lehen zu adeligen Herren geworden, welche auf den Schlössern der Nachbarschaft wohnten und es den alten Grafen- und Freiherrengeschlechtern gleich zu thun strebten. Und seit der Glanz und das Ansehn des schmählich verarmten Hochstifts ihnen nicht mehr den frühern Einfluß und Vortheil zu gewähren vermochte, hatten sie sich einer andern als dieser untergehenden Sonne zugewendet und waren Lehensleute einer

fremden Herrschaft, der in der Umgegend mächtigen Herzoge von Oestreich, geworden. Sie waren östreichische Amtsleute und Vögte, hatten vielfach östreichische Herrschaften inne und fanden am herzoglichen Hofe eine ihren ritterlichen Gewohnheiten angemessenere Beschäftigung. Nun, da die von ihnen verachteten Handwerker und Kaufleute unter der neuen Bürgerschaft die Oberhand gewannen, da das Regiment der Stadt immer mehr zu einem Zunftregiment wurde: wandte sich der größte Theil des Adels gänzlich und völlig von ihrer Vaterstadt ab. Sie zogen aus. Sie wurden zum Theil hinweggewiesen. Sie ließen ihre Höfe und Gesëße, die sie noch darin hatten, sorglos leer stehn und veralten. Seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hat von den beiden einst berühmtesten Basler Rittergeschlechtern der Schaler und der Mönche Keiner mehr je eine Rathsstelle bekleidet. Der Hof der Mönche, in welchem einst Könige Herberge genommen, kam in die Hand eines reichen Bürgers, der ihn in eine Herberge für arme Fremdlinge umwandelte. Viele der Basler Edelleute wurden jetzt zu eigentlichen Feinden der Stadt deren Kinder und Bürger sie gewesen, in der ihre Väter einst die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten. Sie wurden ihr zu schlimmen Nachbarn, zu eifrigen, hartnäckigen Partheimännern der östreichischen Herrschaft. Sie grollten mit dem höhern Adel der Nachbarschaft der heranwachsenden Freiheit, dem aufblühenden Handel der Bürger, sahen in ihnen die Feinde und Verstörer der gemeinsamen Sache des Adels, und warteten nur auf die Zeit wo sie mit Hilfe Oestreichs die Geschlechterherrschaft wieder in Basel aufrichten könnten. Die Geschlechter der Achtbürger, aus den altfreien Bürgern der Stadt die vom Ertrag ihrer Güter lebten hervorgegangen, und später durch immer neu hinzutretende Glieder des Kaufmannsstandes vermehrt, waren zwar um ihres Ursprungs willen mehr als Jene die natürlichen Freunde

ihrer Stadt und hatten sich seiner Zeit um gleichmäßige Berechtigung der gesamten Bürgerschaft nicht geringe Verdienste erworben. Indessen manche von den älteren patrizischen Bürgergeschlechtern folgten ebenfalls dem Beispiele des mit dem Gang der Dinge unzufriedenen Adels. Es wollte ihnen nicht einleuchten, daß Handarbeit und Betriebsamkeit in bürgerlichem Geschäft zu gleichen Ehren wie altererbtes Grundeigenthum befähigen solle. Es kam sie hart an, daß das Ansehn der hohen Gesellschaftsstuben durch das Uebergewicht der Zünfte solle in den Schatten gestellt werden. Und manches Achtbürgergeschlecht, das einst in Basel hohes Ansehn genossen, zog sich aufs Land auf ihre Güter zurück. Sie verhielten sich von nun an, wenn nicht geradezu als offene Feinde, so doch fremd und spröde gegen der Stadt die sie groß gezogen hatte.

Wir dürfen es nicht für einen geringen Dienst rechnen, den etliche Wenige aus der Ritterschaft und in überwiegender Mehrzahl die Achtbürgergeschlechter dem gemeinen Wesen erwiesen, wenn sie dem immer weiter um sich greifenden Abfalle sich nicht anschlossen. Sie bekundeten damit eine bessere Einsicht in die Anforderungen der neu hereinbrechenden Zeit. Für das Wohl der Stadt war heilsam, wenn Söhne der von Alters her in Krieg und Frieden um die Stadt verdienten Geschlechter in ihrem Rathe die Stellen einnahmen welche ihnen die von der Bürgerschaft jährlich beschworene Handveste noch immer zuerkannte. Altvererbte Tugend und staatsmännische Einsicht wird, bei aller sonstigen Tüchtigkeit und Rührigkeit, nicht sogleich mit einem neu erworbenen Rechte erlangt. Es war gut, wenn die Stadt würdige Nachkommen der Edeln von Eptingen, von Ramstein, von Rotberg, von Bärenfels, wenn sie Männer aus den angesehenen, viel bewährten Patrizierfamilien der Rothe, der Maurer, der Zibol, derer zum Haupt und von Laufen, wenn sie einen Mann wie Hemman von Offenburg zu

den Jhren zählen konnte. Es hat das seiner Zeit viel zur Größe von Bern beigetragen, daß in seiner Bürgerschaft und Regierung der Adel des umliegenden Landes je und je mitrathend und thatend erfunden wurde.

Die Stellung aber der unsrer Stadt treu gebliebenen Männer wurde je länger je weniger eine leichte und erfreuliche. Insonderheit hatten sie, in den Jahren 1444 und 1445, einen schweren Stand, als Oestreich im Krieg gegen seine Erzfeinde, die Eidgenossen, auf Anstiften des vorderöstreichischen Adels den Delphin mit seinen Armagnaken ins Land rief. Dabei war's von Seiten des uns benachbarten Adels in erster Linie auf Ueberlieferung der Stadt Basel an die wilden Armagnaken-Horden abgesehn, und die abtrünnigen Edelleute der Stadt hatten sich in der Sache besonders eifrig und thätig erwiesen. Der Vogt Oestreichs zu Pfirdt, Peter von Mörsberg, war dem Delphin nach Langres entgegen geritten, um ihn zum Zug gegen das mit Bern und Solothurn verbündete Basel, „diese Stadt der Bauern", wie er sie nannte, aufzufordern. Götz Heinrich von Eptingen hatte sich schon früher laut gerühmt, sie wollten ein groß Volk ins Land bringen, das solle dem Uebermuth der Schweizer und der Städte ein Ende machen. Hermann von Eptingen und Burkart Mönch von Landskron zeigten den ersten der feindlichen Schaaren von Mömpelgard her den Weg. Nach dem Abzuge des Dauphins und der Armagnaken kam es zum offenen Krieg zwischen Basel und seiner Ritterschaft, in welchen die östreichische Herrschaft mit hineingezogen wurde. Die Basler rückten aus, die benachbarten Edlen welche alter Freundschaft vergessend den Feind aufgenommen und begünstiget hatten zu strafen. Die Edelleute, voll Grolles darüber, daß die größten Drangsale des fremden Ueberfalls sie statt Derer von Basel getroffen hatten, sandten ihre Absagebriefe. Selbst ein Heinrich von Ramstein,

zu dem sich die Stadt eines Bessern versehen hatte, dessen Vordern zu Basel in hohen Ehren gestanden, der selber auch des Rathes gewesen war, befand sich, seit er die Vogtei zu Altkirch erhalten, unter diesen Feinden seiner Vaterstadt. Da war es begreiflich, daß der Groll der in der Bürgerschaft gegen die auswärtigen Adeligen ausbrach auch auf ihre Standesgenossen, ihre zum Theil nahen Blutsfreunde in der Stadt sich erstreckte, daß insonderheit Alle die Lehen von Oestreich besaßen ein Gegenstand schweren Mißtrauens wurden. Man sah in ihnen geheime Freunde Oestreichs, Verräther innerhalb der eigenen Mauern. Sie mußten sich manche ungerechte Verdächtigung, manche unverdiente und kränkende Zurücksetzung gefallen lassen. Es ist die gewöhnliche Sünde eines unter verschiedenen Ständen erwachten Partheieifers, daß die edle Gesinnung in Mitgliedern des andern Theils nicht mehr erkannt wird und der Haß ohne Unterschied auf Schuldlose wie auf Schuldige sich wirft.

Diesen bittern Kelch hat damals der vielgetreue Freund seiner Stadt, Herr Hemman von Offenburg, in vollem Maße zu kosten bekommen. Er scheint gerade darum von der Zunftparthei mit besonders ungünstigen Augen angesehen worden zu sein, weil er früher einer der Ihrigen gewesen war. Man machte ihm die höhere Stellung zu der er sich emporgeschwungen, die Gunst und Freundschaft in der er bei Fürsten und hohen Herren stand, zum Vorwurf. Mag sein, daß ihm sein Geschick in Geschäften mitunter geholfen hatte, auch seines Nutzens nicht zu vergessen. Mag sein, daß ihm auch im ritterlichen Stande die frühere Genauigkeit des Geschäftsmannes in Betreibung seines ihm gebührenden Rechtes noch nachgieng. Er hatte darum nicht weniger der Stadt gegenüber sich uneigennützig und edelgesinnt gezeigt. Aber die vielen Dienste die er geleistet wurden ihm vielfältig mit Undank gelohnt. Es

hieß: er habe sich trefflich zu bereichern verstanden. Es hieß: er habe die Zeit, da er in der Stadt Auftrag ihre Angelegenheiten führen sollte, zu seinem eigenen Vortheile benützt; man solle ihm für die Reise die er im Dienste der Stadt zu König Friedrich thun mußte, die Zehrung und den Roßlohn zurückfordern. Zur Zeit, als die Armagnaken im Lande waren, ergieng viel Gerede über ihn, als ob er es mit dem Delphin halte. Auf der Brotbecken Stube wurde behauptet, er sei des Delphines Kämmerling, er habe zu seinem Rathe geschworen. Im Schooß des Raths wurde von einem Gerüchte gesprochen, das Hans Erhard von Zessingen aus persönlichem Groll wider ihn hatte verbreiten lassen, als habe er auf den Tag der Schlacht dem Dauphin die Thore von Basel zu öffnen im Sinne gehabt. Man fand an den Straßenecken Briefe angeschlagen, welche die Bürgerschaft wider die Ritter und Herren in der Stadt aufreizten. In einem derselben hieß es: „Herr „Hemman Offenburg und sein Sohn Peter, der Seelenver„käufer, haben die Eidgenossen verkaufen wollen; die Gemeine „solle zu ihrer Sache sehn und es rächen; die Herren vom „Rathe wollen absichtlich nichts davon wissen.“ Ein Knecht Offenburg's, den er rückstehender Zinse wegen zum Pfarrherrn von Röteln schickte, wurde bei der Rückkehr am Thor von der Bürgerwache angehalten und hart angefahren: „er solle es „seinem Herrn nur sagen, derselbe habe dem Markgrafen ge„heime verrätherische Briefe gesandt.“ Am Abend war großes Gerede unter den Bürgern auf dem Kornmarkt. Die Einen riefen: „man müsse ihn erstechen“; die Andern: „man solle ihm sein Haus plündern.“

Die von der hohen Stube welche im Rathe saßen bekamen insonderheit manche Kundgebung eines kränkenden Mißtrauens zu spüren. Die Rathsherren aus den Zünften kamen manchmal ohne sie auf dem Richthause zusammen. Ohne daß in

den Rath geläutet wurde, ohne daß Die welche doch mit ihnen ein Rath sein sollten von der Sache nur wußten, hielt der Oberstzunftmeister Sitzungen, in denen über der Stadt Angelegenheiten berathen wurde. Die außerordentlichen Verhältnisse machten ungewöhnliche Maßnahmen nöthig. Wenn Briefe von auswärts an den Bürgermeister kamen, durfte er sie nicht öffnen, wenn nicht zwei von den Räthen aus den Zünften dabei waren. Wenn im Rath Dinge verhandelt wurden welche die Herrschaft Oestreich und ihren Adel betrafen, mußten die welche Lehen von daher hatten unterdessen hinausgehn. Wiewohl die Verständigen und Billigen im Rath den Anklagen der leidenschaftlichen Menge keinen Glauben schenkten, gieng doch auf den Zünften, auf der großen Versammlung der „Sechse" die allgemeine Stimmung dahin, die Lehensträger der Herrschaft sollten, so lange der Krieg währe, den Rath nimmer besuchen noch besitzen. Der wohlmeinende Oberstzunftmeister Andreas Ospernell versuchte umsonst die Gemüther zu besänftigen und die wilden Reden zum Schweigen zu bringen. Es blieb dabei. Der alte Bürgermeister Arnold von Bärenfels, die Ritter Bernhard von Rotberg und Hemman Offenburg, der alte Zunftmeister Hans Sürlin, Hans Konrad Sürlin und Konrad von Laufen, Konrad Fräuler, Offenburg's Sohn Peter, Werner und Thüring Erimann, Hemman von Efringen, Peter von Hägenheim und Hans Waltenheim, Offenburg's Schwager, sahen sich genöthigt, vom Rathe weg zu bleiben. Selbst der Bürgermeister dieses Jahrs, Herr Arnold von Rotberg, durfte niemals in den Rath gehn. An seiner Statt führte der Oberstzunftmeister den Vorsitz. Von Rittern blieb nur Hans Roth, der bei der Bürgerschaft besonders beliebt, bei den Feinden besonders verhaßt war, und von Achtbürgern nur Viere, weil sie wohl keine Lehen oder doch, wie Heinrich Iselin, Rudolf von Ramstein's Mann, nur solche von einem der Stadt freund-

lich gebliebenen Herrn hatten. Die Lücke auszufüllen, wurden die beiden Schultheiße der großen und kleinen Stadt in den Rath gesetzt.

---

### 5. Das Benehmen Offenburg's und seiner Freunde in diesen schwierigen Umständen.

Es ist nicht zu verkennen: die Anhänglichkeit Offenburg's und seiner Standesgenossen an ihre Vaterstadt wurde durch alles Dieses auf eine harte Probe gestellt. Wir besitzen Aufzeichnungen aus seiner Hand, die uns wohl sehen lassen, wie er den Undank womit ihm seine treuen Dienste gelohnt wurden empfunden hat und wie ihm der Gedanke nicht ganz fremd blieb, wenn seine Mitbürger solch ein Mißtrauen gegen ihn haben wollten, wäre ihm besser gewesen, nicht in der Stadt zu bleiben. Doch er hat diese bittern Gefühle bei sich zu verwinden verstanden, seine Rechtfertigung unedler Verkleinerung gegenüber auf künftige bessere Zeiten hin im Stillen dem Papiere anvertraut, eigentlich verleumderische Anklagen hingegen durch offene ruhige Darlegung des Sachverhalts vor dem Rath und seinen Obern zu entkräften gewußt. Oft und viel haben er und seine Freunde dringend gemahnt und gebeten, man möge ihre Sache untersuchen und Jeden unter ihnen der schuldig erfunden würde, sei's auch mit Enthauptung auf öffentlichem Markte, bestrafen. Uebrigens äußerte er sich: er hoffe zu Gott, es werde sich zu allen Zeiten erfinden, daß ihm mit den wilden Reden die über ihn ausgestoßen worden „ungutlich“ geschehen sei.

Die Ausschließung von den Verhandlungen des Raths schmerzte die um die Stadt in Krieg und Frieden von Alters her verdienten Geschlechter, die in einer Zeit vielfachen Ver-

raths getreu zu ihrer Vaterstadt haltenden Männer. Obschon natürlich war und in andern Städten längst üblich, daß durch Bande der Freundschaft und Lehenspflicht mit der Stadt Feinden Verbundene in Fragen die Diese angiengen nicht mit zuhörten und stimmten, verdroß sie doch die Verfügung welche ihnen förmlich und gänzlich den Rath zu besitzen verbot. Sie haben dessen kein Hehl gehabt. Die Denkschrift Offenburg's schildert offen und getreu die mannigfachen Verhandlungen die darüber zwischen ihnen und dem Rath und der Gemeine der Sechse Statt hatten, und wir werden kaum irren, wenn wir in der Gesinnung die sich in den Beschwerden der Ausgeschlossenen aussprach den Einfluß des hervorragenden Mannes der sie uns wiedergiebt erkennen. Es war, bei aller Offenheit und allem Bewußtsein des Unrechts das sie erleiden zu müssen glaubten, durchaus der Ton unverkennbaren Vertrauens zu den neuen Führern und Leitern des gemeinen Wesens, welcher sich in ihren Vorstellungen kund gab. „Sie hätten doch allezeit „Lieb und Leid getreulich mit ihnen getragen und seien bereit „es fernerhin zu thun. Was der Stadt zu Leide geschehe, es „geschehe ja eben so wohl auch ihnen. Nicht das bedauern „sie, daß das gemeine Beste ohne sie solle berathen und gefördert werden. Sie zweifelten nicht, die andern Herren im „Rath seien weise genug, daß sie eine Stadt Basel wohl wüßten aufzurichten und zu schützen. Die unter ihnen welche „Mannen eines auswärtigen Herrn seien hätten übrigens je „und je selber auszutreten begehrt, wenn Briefe von einem „ihrer Lehensherrn gelesen werden sollten. Die über sie verhängte Maßregel werfe aber vor den Leuten innert und „außer der Stadt den ungerechten Schein auf sie, als seien „sie um Uebelthat willen also ausgewiesen worden; und das „sei ihnen unlieb. Nicht sie allein, auch ihre gesammten „Standesgenossen haben darob sich verwundert, womit sie das

„denn verdienet hätten. Man möge bedenken, daß Die von der „hohen Stube auch ein Glied der Stadt und nicht das min„deste seien." So redeten die durch das unverdiente Mißtrauen Gekränkten zu den Herren vom Rathe. So ließen sie in ihrer Sache auf der Stube bei den Augustinern den Zunftmeister Ospernell zu sämmtlichen Vertretern der Zünfte, der Versammlung des alten und neuen großen Rathes, reden. Wiederholt betheuerten sie, daß sie willig und bereit seien, in Allem was ihren eingegangenen Lehenspflichten nicht zuwider wäre, ihre Bürgerpflicht treu und gehorsam zu erfüllen und Leib und Gut nicht von der Stadt zu schlagen.

Als auf Sonntag vor Johannes des Täufers Tag ein neuer Rath gewählt werden sollte, beriefen nach Inhalt der bischöflichen Handveste die Räthe alle Mitglieder der abtretenden Regierung, auch die stille Gestellten, morgenden Tages auf dem Rathhause zu erscheinen, um den Rath kiesen zu helfen. Man hielt mitten in der gegenseitigen Spannung der Partheien an der von Gesetz und Uebung geforderten verfassungsgemäßen Ordnung dennoch fest. Diese Grundlage von Mäßigung und Gerechtigkeit, sagt unser eidgenössischer Geschichtschreiber, machte die schweizerischen Verfassungen dauerhaft. Die Ausgetretenen meinten zuerst: weil sie unverschuldet ausgeschlossen worden, möchte es ihnen und gemeinsamer Stadt besser sein, es würde ihnen die Betheiligung an der Neuwahl dieses Mal erlassen. Da aber der Zunftmeister erwiderte, sie würden wohl thun, wenn sie bei dem blieben was von Alters Herkommen wäre, fügten sie sich, keiner Empfindlichkeit Raum gebend, in willigem Gehorsam. Die nach alter Ordnung vom Rath bezeichneten Kieser hatten sodann Arnold von Rotberg zum neuen Bürgermeister und zu Gliedern des neuen Raths die Ritter Hans Roth und Hemman Offenburg gewählt und ihnen die übliche Zahl von Achtbürgern beigegeben. Da die von den neu Gewähl-

ten welche östreichische Lehen hatten aber noch nicht erlangen konnten, daß sie dieses Rechtes gebrauchen durften, baten sie, daß ihnen wenigstens der Rathseid erlassen werde, weil er ihnen Verantwortlichkeiten auferlegte denen sie ja nicht nachzukommen vermochten. Das wurde ihnen bewilligt, und sie sprachen dafür ihren freundlichen Dank aus. Den jährlichen Bürgereid hingegen haben sie mit der gesammten Bürgerschaft am Sonntag nach Peter und Paul, ohne sich zu weigern, gerne und getreulich geleistet.

Auf den Zünften und in dem Rathe der Sechse war längst begehrt worden, die östreichischen Lehenträger sollen der Herrschaft ihre Lehen absagen. Der Eid welchen die Bürger ihrer Stadt schwören gehe allen andern Eidespflichten, die Lehnsherren geschworen worden, zuvor. Bisher hatten die Belehnten Anstand genommen, das zu thun. Sie achteten es nicht für angemessen und ehrenhaft, bevor es ihnen zur dringenden Schuldigkeit werde, ihren Lehnsherren gegenüber der eingegangenen Verpflichtungen sich zu entledigen. Als aber am 21. Juli 1445 Basel dem Herzog Albrecht von Oestreich förmlich seinen Fehdebrief zusandte und die Räthe nach ihnen schickten und sie aufforderten, den Lehensverband mit dem erklärten Feinde der Stadt nun abzulösen: sandten sie, ob sie schon wußten, wie Herzog Albrecht das ihnen auslegen würde, als gehorsame Bürger demselben ihre Lehensbriefe zurück, nur das sich bedingend, die Stadt möge nach alter Uebung bei einem künftigen Friedensschluß darauf bringen, daß der Herzog ihnen dann ihre Lehen wieder verleihe.

Die viel verdächtigten Mitglieder der Stube der höhern Geschlechter haben übrigens in dem Kriege, den die Basler Bürgerschaft nach der Schlacht von St. Jakob bis ins Jahr 1446 wider den benachbarten Adel und die Herrschaft Oestreich führte, vielfältig mit der That bewiesen, wie sie von der Sache

ihrer Stadt sich nicht ferne zu halten entschlossen waren. Sie haben sich nicht in einem gewissen beleidigten Standesgefühl von der Stadt Sachen zurückgezogen und die unglückliche Bahn einer thörichten Entfremdung von den Schicksalen des gemeinen Wohles betreten. Nicht nur, daß sie sich nicht geweigert haben, die Kriegssteuern, welche insonderheit die Vermöglichen streng trafen, zu leisten. Sie fanden sich auch willig und bereit — eine ungewohnte Verpflichtung für die altritterlichen Geschlechter — eben so wie der geringste Mann unter den Thoren Wache zu halten. Wenn die Bürger ausrückten, die benachbarten Edeln die den Einbruch des französischen Kriegsheeres begünstiget hatten zu strafen, oder Plünderung und Beraubung der Ihrigen mit Brand und Plünderung wieder zu vergelten; als Pfeffingen, das Schloß des Grafen von Thierstein, genommen, als Dirmenach, das Hans von Flachsland gehörte, geplündert, als die zwei Häuser Hermanns und Konrads von Eptingen verbrannt wurden: fehlten ihre Knechte und Reisigen, fehlten auch sie selber, wenn es die Regierung begehrte, bei diesen Zügen nicht; insonderheit nachdem sie sich mit dem Rath darüber verständigt hatten, daß ihnen vorher angezeigt werde, gegen welchen der Herren der Zug gehen solle, damit dessen Mannen ihm vorher ihre Lehen aufsagen könnten. Da der Stadt Panner gegen Blotzheim, das Schloß des Götz Heinrich von Eptingen aufbrach, schickte Hemman von Offenburg, dem Aufgebote gehorsam, Knecht und Pferd auf den Sammelplatz. Und da der Oberstzunftmeister ihm sagen ließ, er solle selber auch mitziehn, überwand er, nachdem er die Versicherung erhalten, es gehe gegen keinen seiner Herren, seine Bedenken, ob er auch recht daran thue, und ritt mit; wiewohl er dabei manche wilde Rede vernehmen mußte: man sehe ihm wohl an, wie ungern er es gethan habe und wie ihm das Blut überwalle, der Uebergabe des Hauses zusehen zu müssen. Als aber in der Stadt

Lärm geschlagen ward wegen eines Trupps Armagnaken, die, von Mümpelgard her kommend, vor dem Spalenthor Vieh geraubt hatten, sah man, mit mehrern seiner Standesgenossen, den schon stark in den Sechzigen stehenden Mann, schnell gewappnet, zu Fuß, unter dem Haufen der übrigen Bürger vor das Thor bis gen Hägenheim hinausziehn. Für Männer welche sonst bei solchen Anlässen Rathgeber und Führer gewesen, war selbstverleugnende Gesinnung nöthig, um in die Reihen Untergeordneter zurückzutreten. Die Aufzeichnungen Offenburg's lassen wohl merken, wie's ihm vorkam, als er einst unter der Hauptmannschaft eines nur kürzlich erst eingewanderten Mannes am Thore Wache halten mußte. Und wir können wohl verstehn, weswegen er von da an sich wohl hütete, mit seinem Rath oder seiner Meinungsäußerung in die Berathungen der Thorhüter sich einzudrängen. Auch läßt er's nicht ungerügt, daß bei dem Auszuge gegen Seckingen und während der Belagerung dieser Stadt Die von den „Sechsen" in den Kriegsrath gezogen wurden, von ihrer Stube zum Brunnen aber Keiner, auch von Denen nicht unter ihnen welche doch bei der letzten Erneuerung des Raths durch die Kieser in den Rath der Stadt gewählt worden waren; nur, als wegen des Sturms Uneinigkeit zwischen den Obern entstand, zuletzt zwei oder drei Mal. Aber diese in ihrer Zurücksetzung redlich der Bürgerpflicht obliegenden Männer verdienen darum nicht weniger unsre beste Theilnahme und Hochschätzung.

### 6. Die Frucht dieses Verhaltens, welche die Treugebliebenen davon tragen durften.

Nichts gereicht mehr zum glücklichen Gedeihen eines Gemeinwesens, als wenn bei unvermeidlichen Reibungen zwischen verschiedenen Ständen und Partheien unpartheiisches Urtheil genugsam vorhanden ist, die Gesinnung und den Werth Derer auf der andern Seite zu erkennen. Diese Freiheit von den Leidenschaftlichkeiten des Partheigeistes fand sich unter den Einsichtsvollern des Raths. Es war sichtbar, daß die ganze Haltung der in der Stadt gebliebenen Edelleute und Patrizier auf die Gemüther doch zuletzt Eindruck machte. Der Rath fieng an, bei der Versammlung der Sechse auf Wiederzulassung der Ausgeschlossenen zu seinen Berathungen anzutragen. Zuerst war man auf den höheren Zünften noch dawider. Als die Berner in die Stadt kamen, um im Krieg gegen den Herzog ihre Mannschaft mit der von Basel zu vereinigen, redeten sie der Bürgerschaft zu, man möge doch Die von den Geschlechtern wieder mit im Rathe sitzen lassen. Bei ihnen zu Hause wußte man den Gewinn welchen der mit den Bürgern verbundene Adel der Stadt brachte wohl zu schätzen. Die Sache verzog sich aber noch. Auf den Zünften der Krämer und der Hausgenossen redeten Etliche, es sollten überhaupt keine Mannen fremder Herren mehr in den Rath gewählt werden. Die Belehnten trugen eine Zeit lang selber Bedenken. Es fanden sich in der besondern Eidesformel die sie beim Wiedereintritt schwören sollten einige Stellen welche ihnen, nahen Freunden und Blutsverwandten gegenüber, schwer fielen. Ein Kriegsunfall gab zuletzt den Ausschlag.

Am Vorabend vor Simon Judä zeigten sich vierhundert Pferde von der östreichischen Herrschaft, in drei Haufen zertheilt, vor den Thoren von Klein-Basel. Während Sturm

geläutet ward, damit Alles auf dem Kornmarkt zum Panner sich sammle, rückten, von Dietrich Amman, einem mehr trotzigen als besonnenen Manne, angeführt, ihrer zweihundert Bürger mit einem Feldstück zum Riehen Thore hinaus. Die Feinde empfiengen, in einen Haufen gesammelt, den unüberlegten und nicht wohl geordneten Angriff. Die Basler wurden zersprengt und gegen die hoch angeschwollene „Wiese" getrieben. Sie ließen das Feldstück dahinten, entrannen durchs Wasser, flohen der Stadt zu. Auf die Unglückskunde hin eilten die Panner hinaus und nahmen die Flüchtigen auf. Als man mit den vielen Verwundeten und den sechszehn Leichen der Erschlagenen zurückkehrte, konnte Herr Konrad von Laufen, Einer der ausgetretenen Räthe, sich nicht enthalten, den untüchtigen Anführer laut auf offener Straße zu schelten: er habe heut den Tod manches Biedermannes verschuldet. Jetzt schlug die Stimmung der Bürgerschaft völlig zu Gunsten der ausgeschlossenen Mitglieder des Rathes um. Durch die Erfahrung gewitzigt, sah man ein, wie thöricht es sei, erfahrene und kriegskundige Männer von der Leitung der Dinge auszuschließen. Am darauf folgenden Fest Aller Heiligen waren die Zünfte, eine jede auf ihrem Zunfthause, die Räthe auf dem Richthaus bis spät in die Nacht beisammen. Die Ausgeschiedenen wurden vom Rathe beschickt. Der Oberstzunftmeister redete ihnen brüderlich zu: sie sollten sich die Sache mit dem neuen Rathseide nicht so schwer sein lassen; sie möchten sich die Eidesformel vorlesen lassen, dieselbe beschwören und zu ihnen sitzen, damit sie ihnen das Beste thun helfen. In diesen schwierigen Zeiten bedürfe die Stadt der Leute im Rath welche durch langjährige Uebung und herkömmliches Ansehn zur Leitung ihrer Angelegenheiten geschickt seien. Und Donnerstag nach Aller Heiligen, am 4. November 1445, traten zu Jedermanns Freude der Bürgermeister Arnold von Rotberg, Herr Bernhard von Rotberg,

Ritter Hemman Offenburg, Hans Konrad Sürlin, Konrad von Laufen und die andern von der Maßregel des Ausschlusses Betroffenen in ihre Stellung ein, die sie in Folge der Wahl von Johannis Bapt. im Rathe einzunehmen hatten. Die aufgekündigten Lehen erhielten sie am Friedensschlusse zu Konstanz im Jahr 1446 auf Begehren der Gesandten von Basel aus den Händen des Herzogs von Oestreich aufs Neue zurück, nach Inhalt der Briefe, wie sie sie vor dem Kriege besessen hatten.

Hemman von Offenburg aber fand noch einmal Anlaß, ungeachtet manches Bittern das ihm widerfahren war, seiner Vaterstadt mit seinen trefflichen Gaben erwünschte Dienste zu leisten. Es war bei dem für Basel peinlichen Ausgang den das allgemeine Kirchenconcil, nachdem es siebzehn Jahre lang in seinen Mauern Schirm und Sicherheit gefunden hatte, endlich genommen hat. Der römische König Friedrich III. hatte sich nach längerem Schwanken völlig auf die Seite des Papstes zu Rom, des heftigen Gegners der Kirchenversammlung, gewendet. Er verlangte nun von der Stadt Basel, sie solle, wie er gethan, das sichere Geleite das sie den versammelten Vätern zugesagt hatte wieder aufkünden. Und da Bürgermeister und Räthe, sowie alte und neue „Sechse" ernstlichen Anstand nahmen, ihr vor Kaiser und Papst, ja vor dem Angesichte der ganzen Christenheit feierlich gegebenes Wort zurückzunehmen und zu brechen: hatte König Friedrich sie des Ungehorsams wider Kaiser und Reich beschuldigt und den strengen Befehl gegen sie erlassen, wenn sie nicht innert dreimal fünfzehn Tagen den Vätern ihre Stadt verbieten, werde er den Baslern alle ihre Rechte, Lehen und Freiheiten die sie vom Reiche hätten nehmen, und Acht und Bann über sie aussprechen. Denen von Basel fiel schwer, zwischen dem Ungehorsam gegen den Befehl des Reichsoberhauptes und einem für sie unehrenhaften Schritte die Wahl zu treffen. Zu zweien Malen wurde eine Gesandt-

schaft an den königlichen Hof abgeordnet, damit diese Wahl ihnen erlassen würde. Und jetzt war es eben doch wieder der in Führung von Staatsgeschäften wohlbewanderte und des Umgangs mit hohen Fürsten und Herren längst gewohnte Hemman Offenburg, den man zur Lösung dieser Aufgabe ausersah. Zweimal ritt er, beinahe schon ein siebenzigjähriger Greis, an den Hof zu Wien und zu Gräz im Steiermärkischen Lande. Seine Festigkeit, seine besonnene Rechtskunde, sein taktvolles, bescheidenes, gewinnendes Benehmen verstand die bedenkliche Angelegenheit zum besten und einzig noch möglichen ehrenhaften Ausgang zu bringen. Er erlangte zwar nicht, daß Friedrich von seiner Forderung abstand; aber er erreichte, daß er vor dem König und dem königlichen Kammergericht auf dem ordentlichen Wege des Rechts das Verhalten und Begehren der Stadt Basel begründen und rechtfertigen durfte, und daß am 12. Mai 1448 ein rechtskräftiges Urtheil des kaiserlichen Gerichts, die Verantwortung von ihnen abwälzend, den Baslern die Aufkündung ihres Geleites auferlegte.

Der Name „Offenburg" aber, der einst so hart verunglimpfte, blieb von da an noch längere Zeit ein in Basel hochangesehener und geachteter Name. Nach dem Tode des trefflichen Begründers dieses Geschlechtes (1458) bekleidete sein Sohn Peter Offenburg wiederholt das Amt eines Obervogtes auf Farnsburg. Dessen Sohn gleichen Namens nahm in Basel eine einflußreiche Stellung ein. Als er im Jahr 1488 dem Kaiser Friedrich in seinem Krieg gegen die flandrischen Städte den Zuzug der Basler zuführte, erwarb er, in die Fußstapfen seines Großvaters tretend, seiner Stadt vom Reichsoberhaupt einen ihre Rechte bedeutsam sichernden Freiheitsbrief. Während längerer Zeit haben die höchsten Würden der Stadt, die Stellen eines Oberstzunftmeisters und eines Bürgermeisters, in seinen Händen gelegen. Als im Jahr 1501 Basel in den Bund der Eid-

genossenschaft eintrat, hat er auf öffentlichem Markt den Boten der zehn eidgenössischen Orte den Schwur ewiger brüderlicher Treue abgenommen. Das Geschlecht der Offenburger, so rasch es sich am Anfang vermehrte, starb gegen das Jahr 1636 wieder aus. Die Nachkommen Hemman's von Offenburg sind bis ans Ende, der neuen Ordnung der Dinge sich anschließend, in unserer Stadt geblieben.

# Die Stiftung der Universität.

# Die Stiftung der Universität.

Es ist kein unwichtiges und noch weniger ein unrühmliches Blatt in der Geschichte unsrer Vaterstadt, das wir aufschlagen und etwas näher uns ansehen wollen. Die Stiftung der Universität Basel, wenn auch nicht, wie die berühmterer hoher Schulen der Wissenschaft, ein großartiges, glänzendes Werk von weithin reichender Bedeutung, ist doch unverkennbar für unsre Stadt ein segensreiches Ereigniß, eine ihre Wichtigkeit hebende und ihren Namen zierende Unternehmung gewesen. Einem Gemeinwesen das durch den Gewerbsfleiß und die Geschäftstüchtigkeit seiner Bürger emporgeblüht ist, gereicht es zur tiefern Begründung seines Wohls und eines gedeihlichen Fortgangs, wenn der Sinn und die Achtung für noch etwas Anderes und Besseres als nur für äußerlichen Besitz unter seiner Bürgerschaft heimisch wird, wenn die Glieder des aufstrebenden Gemeinwesens auch nach einem noch werthvollern Vorzuge trachten, als den ihrer Stadt „die stattlichen Häuser und Wohnungen, die mit schönen Teppichen bedeckten Fußböden der „Zimmer und die auf ihren Tischen gehäuften silbernen Pokale“ gewähren. Die Geschichte rechnet es der Stadt Leyden zum immerwährenden Ruhm, daß als ihr durch Wilhelm von Oranien und die Stände Hollands zum Lohn ihres Heldenmuths zwischen Gewährung der Zollfreiheit und dem Besitz einer Universität die Wahl gelassen wurde, die hochherzige Bürger-

schaft sich für das Vorrecht entschied, eine Schule der Wissenschaften bei sich gründen zu dürfen. Es war etwas von demselben eine Stadt ehrenden Sinne, was Bürgermeister und Rath von Basel, da eine ähnliche Wahl ihnen vorlag, zu dem Entschlusse bewogen hat, ihre Stadt zu einem Sitze geistiger Bildung, der edlen Arbeit des menschlichen Geistes um die Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge zu machen und sich vom Oberhaupte der Christenheit die Stiftungsurkunde ihrer Universität zu erbitten.

---

## 1. Die Vorbereitung der Gemüther zu diesem Entschlusse.

Basel hatte bisher nicht gerade sich rühmen können, in besonderm Maße eine Stätte und Pflegerin wissenschaftlicher Bestrebungen zu sein. In den Lobeserhebungen damaliger Zeitgenossen zum Ruhme der Stadt Basel lesen wir mehr „von „ihrer schönen Lage am Rhein, von den Fruchtfeldern und Wein„gärten die sie umgeben, von der gesunden Luft deren man „daselbst sich erfreue und von dem Ueberfluß an Nahrungs„mitteln welche dort anzutreffen seien," als von der hohen Bildungsstufe ihrer Bürger und Einwohner und den Leistungen Basel's auf dem Gebiete menschlicher Erkenntniß. Als der bekannte Aeneas Sylvius zur Zeit des Kirchenconcils längere Zeit in unsrer Stadt sich aufhielt, fand er Vieles zum Lobe ihrer Einwohner zu schreiben. Er rühmte die muntere Kraft und Behendigkeit der dortigen Jugend, den Anstand und den einfachen, täuschendem Flitterprunk abholden Sinn der Männer und Frauen daselbst, die bürgerliche Freiheit zu der die Stadt sich aufgeschwungen habe, das strenge unpartheiische Recht das in Basel geübt werde, auch den fleißigen täglichen Besuch der

Kirchen welchen die Baslerische Frömmigkeit einzuhalten gewohnt sei; nur vom Studium der Wissenschaften daselbst will er nicht viel rühmen. Der feingebildete Italiener sah auf den Stand der Bildung den er hier antraf ziemlich geringschätzig herab. Er vermißt — was freilich damals erst in seinem Vaterlande anders geworden war — durchaus die Beschäftigung mit den classischen Werken der Alten. „Sie fragen nichts," sagt er, „nach den Büchern der Dichter und den Schriften der Heiden. „Keiner hat den Cicero oder einen andern Redner auch nur „je nennen hören."

In der That waren die wissenschaftlichen Anstalten die unsre Stadt noch aus frühern Zeiten besaß kaum dazu angethan, großen belebenden Einfluß auf ihre Schüler und ihre weitern Umgebungen auszuüben. Es fehlte zwar in Basel nicht an allerlei Schulen, darin die Jugend einiger Maßen in das Gebiet gelehrter Kenntnisse eingeführt wurde. Das Domstift des Münsters, die Stifte der Chorherrn von St. Peter und St. Leonhard, das Kloster der Dominikaner und das von St. Alban, die Pfarrkirchen zu St. Martin und St. Theodor hatten ihre Lateinschulen, in welche zum Theil Söhne wohlhabender Eltern um ein bestimmtes Schulgeld, arme Schüler gegen die Verpflichtung, bei der Feier der Messe und bei kirchlichen Umgängen als Chorknaben Dienste zu leisten, eintreten konnten. Aber die Zeiten waren vorüber, da die neugegründeten Klöster und Domherrenstifte die gefeierten Pflanzstätten einer bessern und allgemeinern Bildung unter den Völkern der abendländischen Christenheit gewesen waren. Die Domherren waren längst zu vornehmen Herren geworden, die ihre Pfründen in müßigem Wohlleben verzehrten. Der Scholastikus des Stiftes begnügte sich, als gebietender Schulherr die Oberaufsicht über die Schule zu führen und ließ statt seiner einen Mann der Latein verstand, „den Rector der Knaben", den

Unterricht halten, bei welchem es allein auf Heranbildung von Clerikern, auf Leute die den Kirchen- und Meßdienst versehen könnten, abgesehen war. Wo die Klöster nicht völlig in Unwissenheit und Trägheit versunken waren und unter dem Vorwande, der Knabenlärm hindre die klösterliche Andacht, sich des Schulhaltens gänzlich entschlagen hatten, beschränkte man sich meistentheils auf die Vorbereitung eigener künftiger Ordensbrüder. Eine Schulverordnung des Domstifts, die uns erhalten worden, läßt uns sehn, daß der Stand des Unterrichts in unsrer Stadt kein anderer war, als wie er beinahe allgemein in damaliger Zeit uns geschildert wird. Der Schulrector kam des Morgens mit seinen lateinischen Schulbüchern und Grammatiken, las den Knaben daraus vor, dictierte ihnen das Gelesene und ließ sie es dann, oft mechanisch genug, ihrem Gedächtnisse einprägen. Daneben wurde etwa noch von der Arithmetik, der Geometrie, von der Gestirnkunde etwas vorgenommen, insonderheit, wenn das der Lehrer verstand, die Erklärung des Kalenders und die Berechnung der kirchlichen Festtage. Wo's gelehrter zugieng, trug der Lehrer den jungen Scholaren die Formen und Gesetze des folgerichtigen Denkens — man nannte das die Dialektik — vor. Am meisten Zeit und Mühe aber wurde auf das Singen und Einüben der lateinischen Psalmen und Gesänge, die bei der Feier der Messe an den verschiedenen Festen vorkamen, verwendet. Denn die Schüler hatten jetzt schon unter der Führung des Rectors als Sängerchor ihre Dienste zu leisten, und es spielten diese Leistungen neben denen für die Schule eine gleichberechtigte Rolle. Am Samstag kam dann der Schulherr, sah nach, „ob der Schul„meister seine Stunden richtig halte, ermahnte ihn, daß er seine „Scholaren fleißig nach der bei seinem Amtsantritt eingegan„genen Verpflichtung unterrichte und las den jungen angehenden „Kanonikern die Abschnitte die bei der morgenden Frühmesse

„sollten gelesen werden, damit sie dieselben dann deutlich aus-„sprechen und dabei die richtige Abtheilung der Sätze einhalten „möchten." Bei diesem Unterricht war offenbar Vieles auf bloße todte, geistlose Abrichtung berechnet. Was darüber hinausgieng, bestand großentheils in einer Menge von ungenießbaren Regeln und unfruchtbaren Begriffsspaltereien. Der Lehrer schrie den jungen Scholaren Dinge zu die ihr Alter nicht zu fassen vermochte. Unter unzähligen Ruthenstreichen vermeinte er die wenig anziehende Gelehrsamkeit ihnen beibringen zu müssen. Noch Luther klagt, wie in solchen Schulen „manch ein feiner „und geschickter Kopf verderbt worden sei und mehr als Einer „in zwanzig Jahren kaum so viel gelernt habe, daß er zuletzt „ein Pfaffe werden und Messe lesen konnte."

So wenig übrigens von diesen Schulen zur Hebung des Sinnes für wissenschaftliche Bestrebungen unter der Bürgerschaft zu erwarten war: Basel war darum nicht so sehr wie man denken könnte von Männern welche auf dem Gebiete gelehrter Kenntnisse eine geachtete Stellung einnehmen konnten entblößt. Es befanden sich am Domstift und am Stifte der Chorherren zu St. Peter mehrere studierte Leute, die sich auf den berühmtesten Universitäten des Auslands ehrenvolle akademische Grade erworben hatten: der Domprediger Johannes Krützer war Magister der freien Künste und Baccalaureus formatus der Theologie; der bischöfliche Vikar, Magister Peter zum Luft, hatte den Grad eines Doktors der geistlichen Rechte; der Custos zu St. Peter, Johannes Grütsch, war Licentiat des geistlichen Rechts, der Stiftskaplan Gerhard von Harlem beider, der geistlichen und bürgerlichen Rechte Doctor. Im Kloster der Dominikaner hatte sich frühe schon Freude und Lust an höher gehenden Forschungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Rechts- und Gestirnkunde eingebürgert; ihre Bibliothek war wohl damals die ansehn-

lichste in unsrer Stadt; die Bürger pflegten in schwierigen Fällen bei den Predigern sich Raths zu erholen; unter ihnen hatte Kaspar Mayer den Ruf, ein in den Bestrebungen damaliger Zeit um das Verständniß göttlicher Dinge nicht unbewanderter Theologe zu sein. Und auch die Angehörigen des weltlichen Standes zählten unter sich einen Magister Konrad Künlin, den geschickten Schreiber der Regierung unsrer Stadt und, was dazumalen schon etwas Selteneres war, einen auf Universitäten gebildeten Doktor der Arzneikunde, Wernhard Wölflin. War allerdings die bessere Kenntniß der alten Sprachen und ihrer Schriften, die Aeneas Sylvius bei den Gelehrten Basel's vermißte, noch nicht über die Alpen gedrungen: so war doch namentlich die Beschäftigung mit den Fragen des Kirchenrechts, die damals, zur Zeit der Kirchenversammlungen zu Konstanz und Basel, alle Gemüther in Anspruch nahmen, für die gelehrten Männer unsrer Stadt keine fremde Sache geblieben. Der bischöfliche Offizial, Dr. Heinrich von Beinheim, dem wir zum Theil eine der werthvollsten Chroniken unsrer Basler-Geschichte verdanken, fand um seiner Rechtskenntnisse willen bei den Vätern unsres Concils rühmliche Anerkennung. Der Domdekan, Dr. Johannes Wiler, Sohn des Ammeisters Hans Wiler, wurde sogar bei der Wahl Papst Felix V. unter die Kieser aufgenommen welche im Conclave „zur Mücke" den neuen Papst zu wählen hatten. Die Anwesenheit so mancher Freunde der Gelehrsamkeit in unsrer Stadt bewog einmal (1450) den für die Sache der Wissenschaft begeisterten Domkaplan und Licentiaten des geistlichen Rechts, Peter von Andlau, der es mit Andern bedauerte, daß die vorhandenen Kenntnisse und Gaben brach liegen sollten, eine förmliche öffentliche Disputation zu veranstalten, damit die gelehrten Männer von Basel untereinander ihre Kräfte messen möchten.

Inzwischen war der Werth geistiger Bildung und Tüchtigkeit auch den Nichtgelehrten zu Basel in glänzender, ansehngebietender Weise vor Augen getreten. Das berühmte allgemeine Basler Concilium hatte während siebzehn Jahren (1431 bis 1448) in unsern Mauern getagt. Hochgestellte Prälaten der Kirche, Cardinäle, Bischöfe und Aebte, zahlreiche Glieder der Geistlichkeit und der Klosterorden, Abgeordnete der Universitäten, eine Menge gelehrter Magister und Doctoren aus allen Gegenden der abendländischen Christenheit hatten in den besondern Zusammenkünften der verschiedenen Congregationen und in den allgemeinen öffentlichen Sitzungen der Kirchenversammlung schwer wiegende Fragen der Kirche und des Kirchenrechtes verhandelt. Mehr noch als zu Kostnitz geschehen war, wurde bei den oft weit reichenden Verhandlungen in langen und glänzenden Reden die ganze theologische und juristische Gelehrsamkeit, der ganze dialektische Scharfsinn selbiger Zeiten zu Tage gefördert. Insonderheit machte dabei die Entfaltung einer neuen, aus dem Studium der römischen Klassiker geschöpften Beredsamkeit der Italiener, eines Cardinals Julianus von St. Angelo und eines Aeneas Sylvius allgemeinen Eindruck. Den Bürgern der rüstigen Gewerbs- und Handelsstadt hatte sich der Ruhm erworbener Kenntnisse noch nie so in seinem höchsten Glanze gezeigt. Wie einst, als noch die benachbarte Ritterschaft auf der bischöflichen Burg ihre Turniere hielt, das Lob der tüchtigsten Kämpfer von Mund zu Munde gieng, erzählte man sich jetzt von den Siegen welche mächtige, wohlgeübte Redner auf dem Kampffelde des Geistes gewannen. Basel sah sich damals, als der Sitz einer so bedeutenden, große Hoffnungen weckenden Kirchenversammlung, auf eine Stelle erhoben die seinen Namen in der ganzen Christenheit zu einem vielgenannten und geachteten machte. Mit steigender Theilnahme hatten die Verständigen unter den

Bürgern den verhängnißvollen Gang der Dinge an dieser Kirchenversammlung beobachtet, mit tiefem Bedauern, als die Stadt vom Kaiser gezwungen wurde, dem Concil Schutz und Geleite wieder aufzukünden, die letzten Väter aus ihren Mauern scheiden sehn. Der Gesichtskreis eines Manchen unter ihnen hatte sich unwillkürlich, über die engern Gränzen des bloß äußerlichen, bürgerlichen Wohls ihres Gemeinwesens hinaus, zur Einsicht erweitert, was einer Stadt und Bürgerschaft durch Beherbergung und Schirm der Bestrebungen des menschlichen Geistes für ein weiterhin sie ehrendes Gewicht und Lob zu Theil werden kann. Die Gemüther waren zu einem Entschluß nach dieser Seite hin etwas besser vorbereitet als bisher.

---

## 2. Der Entschluß zur Gründung einer Universität.

Am 6. August 1458 wurde vom Collegium der Kardinäle zu Rom der von den Zeiten des Concils her den Baslern wohlbekannte Enea Silvio de Piccolomini zum Papste gewählt. Unter dem Namen Pius II. bestieg er den Stuhl des heiligen Petrus. In Basel erinnerten sich Viele des feingebildeten, gewandten, menschenfreundlichen Mannes, der an die sieben Jahre lang unter ihnen gewohnt und, damals erst ein sein Glück suchender Schreiber höherer Herrn, mit den Gelehrten der Stadt und ihren angesehenern Bürgern gerne Umgang gepflogen hatte. Ihm hatte es da, am Ort wo er den ersten Grund zu seiner künftigen Größe legte, insonderheit wohlgefallen. In einer anziehenden Schilderung der ihm werthen Stadt und ihrer ihm merkwürdigen Sitten hatte er zum ersten Mal seine schriftstellerischen Gaben versucht. Mit freudiger Theilnahme vernahm man daher, daß der frühere gute Freund

und Bekannte das Oberhaupt der ganzen römisch-katholischen Christenheit geworden sei. Bürgermeister und Rath ermangelten nicht, in einem Sendschreiben ihm zu seiner Erhebung in aller Ehrerbietigkeit Glück zu wünschen. Die gute, gnädige Aufnahme die diese briefliche Kundgebung ihrer Freude fand machte in Basel nicht unbedeutenden Eindruck. Man hielt es für geziemend und ehrenhaft, daß die Stadt auch durch mündliche Botschaft dem h. Vater ihre Glückwünsche darbringe und sich zu seiner Heiligkeit Wohlgefallen erbiete, auch — wie es bei solchen Anlässen je und je üblich war — irgend eine Erweisung seiner Gnade von dem zu hoher Machtstellung Gelangten sich zu erbitten. Im Sommer 1459 wurde Ritter Hans von Flachsland, der Stadt Bürgermeister, nach Mantua, wo der neue Papst des Türkenkrieges wegen einen Fürstentag hielt, abgeordnet; vorerst wohl, um der Geneigtheit des h. Vaters ganz gewiß und sicher zu sein. Denn wir Basler haben uns je und je gescheut, in einer Sache allzuvoreilig oder unbescheiden zu erscheinen. Der Abgesandte brachte bei seiner Rückkehr darüber die erfreulichsten Berichte. Papst Pius hatte sich seinen alten lieben Freunden von Basel gegenüber ungemein huldreich und liebenswürdig geäußert: „er zähle sich zu den Bürgern „dieser guten Stadt; jede Gunst — sie mögen sich nur aus„sprechen — werde er ihnen gerne erweisen."

Es war an allerlei gedacht worden was man aus solch einer huldreich geöffneten Hand zum Wohl und Gedeihen der Stadt sich erbitten könnte. Am nächsten lag der Gedanke an die ehrenvolle Stellung Basel's zur Zeit des Concils, und man hatte sich gefragt, ob nicht seine Heiligkeit ersucht werden sollte, falls sie eine allgemeine Kirchenversammlung zusammen zu berufen gedächte, dieselbe wieder nach Basel zu verlegen; die Stadt würde gerne dabei thun was in ihren Kräften stehe. Die guten ehrlichen Basler scheinen von der Aenderung die in

den Ansichten ihres ehemaligen Freundes vorgegangen war, von dem großen Unterschiede der zwischen dem Protokollführer des Concils Aeneas Sylvius und dem Papste Pius II. bestand nichts geahnt zu haben. Im Kreise der Freunde der Wissenschaften hingegen, unter Männern wie Peter von Andlau, Doctor von Beinheim, Stadtschreiber Künlin, war der Gedanke erwacht: wenn man irgend einmal in unsrer Stadt eine hohe Schule haben wollte, jetzt möchte das leichter denn je zu einer andern Zeit erworben werden. Denn der Papst, als das höchste Oberhaupt der Welt in geistlichen Dingen, als der Spender aller höheren geistigen Güter in seiner Christenheit, hatte nach längst bestehender Uebung die Macht, Universitäten denen er das Vorrecht zur Ertheilung akademischer Grade verleihen konnte zu stiften. Den Männern welche dieser päpstlichen Gnadengabe gedachten erschien der Besitz einer höheren Schule der Wissenschaften als ein edles, köstliches Kleinod für die Stadt die eine solche in ihrem Schooße berge. Ihnen war's eine hohe, segensreiche Aufgabe für ein Gemeinwesen, mit andern berühmten Städten Italiens, Frankreichs und Deutschlands an seinem Theile dazu beizutragen, daß in der Christenwelt „die „Erkenntniß des Glaubens verbreitet, das Verständniß des „Rechtes gekräftigt, der Geist des Menschen mit löblichen Kennt„nissen bereichert" werde. Als ein schöner Ruhm ihrer Stadt erschien es ihnen, „wenn sie ein sprudelnder Quell der Wissen„schaft würde, aus dessen Fülle Viele schöpfen könnten, damit „aus ihr Männer hervorgiengen, ausgezeichnet durch Reife des „Urtheils, gekrönt mit dem Schmucke der Tugenden und ge„lehrt in der Weisheit der verschiedenen Facultäten." Und dieser Gedanke fand unter den Mitgliedern des Raths vielfache Beistimmung. Die Regenten Basel's gehörten nicht zu jenen Rathsherrn an welche Luther später einmal in seiner Schrift „über Errichtung christlicher Schulen in allen Städten Deutsch-

lands" seine strafende Rede richten mußte, weil sie die Pflicht der Obrigkeit, für Erziehung „seiner, gelehrter, vernünftiger, „wohlgezogener Männer" in Kirche, Schule und im weltlichen Regimente zu sorgen nicht erkannten und meinten: „was es „doch ihrer Stadt nütze sein sollte, gelehrte Sprachen und andere freie Künste zu lehren?" Einsichtige Berather des Wohles unsrer Stadt, wie der treffliche Bürgermeister von Flachsland, scheinen einen weiteren Blick gehabt zu haben in die Stellung welche der Stadt Basel gebührte. Basel war's um der Macht der Umstände willen nicht vergönnt, wie Bern und Zürich ein seiner Lage und Wichtigkeit angemessenes Gebiet seiner Herrschaft zu gewinnen. Seine fürsorgenden Regenten gedachten nun an die nicht weniger einflußreiche Stellung die es sich auf einem andern friedlicheren Wege in den ihm umliegenden Landen erobern könne: an den Dank und die Anhänglichkeit welche es sich bei Allen die hier studiert haben würden erwerben werde, an die Verpflichtung welche die allda mit akademischen Ehrengraden Gekrönten würden zu übernehmen haben, allezeit das Beste der Stadt Basel zu fördern, an die Botschaften von Fürsten und Städten die hieher kommen werden, in schwierigen Fällen bei den kundigen Lehrern der Universität Rath und Entscheid sich zu holen. Auch hatte in den letzten Jahren zur Zeit des Kriegs und der Streitigkeiten mit der benachbarten östreichischen Herrschaft, die Stadt an Leuten und Vermögen, an Bauten und Nutzungen merklich abgenommen. Der größte Theil ihres Adels hatte sie verlassen. Handel und Gewerbe hatten den Zwang der dem Verkehr angethan worden empfindlich gespürt. Und die Aussicht auf vermehrten Verkehr, die Hoffnung, durch den Zusammenfluß von Studierenden und sonstigen gelehrten Männern möchte der sinkende Wohlstand wieder gehoben werden und die Stadt „wohl wieder aufgehn", sie legte beim Rath und der Bürgerschaft ein nicht unbedeu-

tendes Gewicht in die Waagschale. So zog denn nicht lange nach der Rückkehr Flachslands, gegen Ende August 1459, mit Empfehlungen und Vollmachten wohl versehn, der kluge und thätige Schreiber des Raths, Magister Konrad Künlin, ebenfalls nach Mantua an den päpstlichen Hof und legte in der Mitte Septembers im Namen von Bürgermeister, Rath und Gemeinde von Basel die förmliche Bittschrift in die Hände des Papstes, die es als ein Geschenk seiner besondern Gunst von ihm erbat, daß er kraft seiner apostolischen Gewalt der Stadt Basel das Recht gewähren möge, „eine Universität allgemeinen Studiums" bei sich zu errichten und sie mit allen einer solchen Schule eignenden Befugnissen und Ordnungen auszurüsten indem diese Stadt durch ihre Lage zwischen Ländern verschiedener Sprachen, nicht in allzu großer Nähe anderer bereits bestehender Universitäten, auch, wie seine Heiligkeit selber am besten wisse, durch ihren Ueberfluß an Lebensmitteln hiezu vorzüglich geeignet erscheine. Und Pius, ein besonderer Freund und Gönner aller Bestrebungen des menschlichen Geistes um „die Perle der Wissenschaften", ertheilte dem Abgesandten der Basler mit Freuden seine persönliche Einwilligung.

Es liegt aber zwischen dem ersten Entschluß zu einem löblichen Werke und seiner wirklichen Ausführung oft noch ein weiter Weg. Nicht sowohl das Verlangen nach einem edlen Gute, als vielmehr das Beharren bei diesem Sinne, den Schwierigkeiten die sich in den Weg legen gegenüber, ist rühmlich. So groß auch unter den Freunden der Sache die Freude über die angebotene Gabe war: für eine Stadt wie Basel war's beinah ein über ihre Kräfte gehendes Werk, welches sie nun in die Hand nehmen sollte. Hier war kein reicher Fürst der die Unkosten der Sache übernehmen und mit seiner Machtherrlichkeit dafür einstehen konnte. Ein bürgerliches Gemeinwesen, das nur unter vielen Opfern an Gut, Zeit und Mühe sich zu

einem selbstständigen Dasein emporgeschwungen, sollte mit seinen bescheidenen Mitteln, in seiner begränzten Macht, der ungewohnten Aufgabe ein Genüge thun. Die Basler haben von jeher die Art gehabt, ehe sie an eine folgenschwere Unternehmung sich machten, die Sache von beiden Seiten anzusehn und sie gründlich zu überlegen. Man erwog nochmals eingehend „das Gute und das Böse, das Saure und das Süße" der Sache. In einem Gemeinwesen wo Alles mehr und weniger zu den Dingen zu reden hat machen sich leicht verschiedene Anschauungen und vielerlei Rücksichten geltend. Es waren unter den Mitgliedern der Räthe und wohl namentlich unter den Vertretern der Bürgerschaft, in der Gemeine „der Sechse", mancherlei Bedenken und Besorgnisse rege geworden. Es hieß: „die Kosten der Einrichtung eines Universitätsgebäudes, der Anstellung besoldeter Professoren und Lehrer möchten zu schwer wiegen, der Gewinn und Nutzen aber den man sich verspreche nicht so groß sich erweisen; die Freiheit von Zöllen und Steuern die den Mitgliedern einer Universität gewährt zu werden pflege könnte den Einkünften der Stadt Nachtheil bringen; man werde Mühe haben die fremden Gesellen die zum Studium hieher kommen Alle in Zucht und Ordnung zu halten; wenn eines Fürsten, Grafen und Herren Sohn bei uns Kränkungen erlitte, könnte die Stadt darum in leidige Rechtshändel verwickelt werden; in Kriegszeiten möchten leicht, um Unruhen und Verrath zu verhindern, die Bürger über Gebühr mit Wachen und Hüten an den Thoren beladen sein." Diesen Bedenklichkeiten gegenüber wurde in den Berathungen der vom Rath aus seiner Mitte niedergesetzten Commission „der Boten wegen der Schule", sowie im Schooße des alten und des neuen Raths, von den Freunden der Universität redlich und tapfer für die gute Sache gestritten. Eine Anzahl von sachkundigen Fachmännern, von gelehrten Doctoren welche auf

hohen Schulen gewesen und Gestalt und Wesen derselben wohl kannten, ein Doctor von Beinheim, der Domkaplan Peter von Andlau und Andere wurden zu Rathe gezogen. Ihr umsichtiges Gutachten sprach gute Hoffnung und Muth ein. Es rieth, für den Anfang mit der Anstellung von Lehrern der Schule auf ein bescheidenes Maß, nur auf zwölf besoldete „Lesemeister" sich zu beschränken. Es suchte darzuthun, wie auch eine geringere Anzahl von Studenten, als sie damals an berühmten Universitäten sich einzufinden pflegten, immerhin eine merkliche Summe auswärtigen Geldes bei uns in Umlauf setzen würde. Es erinnerte, daß dem Mißbrauche der Freiheiten, Unruhen, gefürchteter Untreue in Kriegszeiten, wie an andern Orten, durch angemessene Verordnungen müsse gesteuert werden. Es mahnte das Gutachten mit Nachdruck davon ab, dem vom Papst erbetenen und huldreich gewährten Geschenk nun doch keine Folge geben zu wollen; seine Heiligkeit würde das als eine kränkende Verschmähung seiner Gnade empfinden. „In „allen Sachen die auf's ungewisse Zukünftige gehn," so schlossen die großherzig denkenden Männer, „ist eine starke Hoffnung des „Guten, doch auch eine nicht ganz ungegründete Furcht des „Argen enthalten. Einer tapfern Regierung gehört aber zu, „kein Gutes, insonderheit nicht ein so großes, löbliches, gött„liches und gemeiner Christenheit werthvolles Gut um einer „zaghaften menschlichen Furcht willen unterwegen zu lassen, „sondern ihm mit der Hilfe Gottes redlich nachzugehn und „Alles was Widerwärtiges damit verbunden sein möchte mit „guten Ordnungen und Satzungen, mit tapferer Handhabung „derselben nach Möglichkeit abzuwenden. Wenn dieses nicht „von Anfang bei allen Regierungen so gehalten worden wäre, „so würde nie eine einige namhafte Sache vorgenommen noch „zu Ende gebracht worden sein." Und diese Anschauung drang nun auch in den Berathungen der Boten und des Raths zum

Siege durch. Die Zweifel und Bedenken wichen der Stimme des entschlossenen Muthes. Man blickte in vergangene Zeiten zurück und erinnerte sich der großen, beinah unerschwinglichen Ausgaben welche die Stadt, zur Behauptung ihrer Freiheit dem Bischof und der östreichischen Herrschaft gegenüber, gehabt hatte und die sich jetzt augenscheinlich als lauter Gewinn für die Bürgerschaft erwiesen. Man rief sich die Zeiten des Concils ins Gedächtniß, da eine Menge fremden Volkes Jahre lang in unsrer Stadt hauste, und Basel sein frei Geleite und seinen Schutz so kräftig zu handhaben wußte, daß es sich davon in allen Landen ein gutes Lob, Zuneigung und guten Willen erwarb. Im benachbarten Freiburg handelte es sich damals seit längerer Zeit ebenfalls um die Errichtung einer hohen Schule, und man fragte eifrig mahnend einander: was es wohl einer Stadt Basel für Ehre bringen würde, wenn das kleinere Freiburg fähiger sein sollte ein solches Kleinod zu würdigen, als sie? Mittwoch vor Dionysii, am 10. October, faßten beide Räthe den einmüthigen Entschluß, das Geschenk einer hohen Schule dankbar anzunehmen und den Sachen ohne Säumniß weiter nachzugehn. Und die Gemeine der Sechse gab ihre Beistimmung. In einem hochbegeisterten Dankbriefe wurde dem Papste dieser Wille der Stadt ausgesprochen und um die Ausfertigung der schriftlichen, förmlichen Stiftungsurkunde durch die Hände der päpstlichen Kanzlei gebeten.

Es war Sitte, daß das Oberhaupt der Kirche, dieweil die hohen Schulen vor Allem *dieser* zum Frommen dienen sollten, ihnen den Genuß einiger geistlicher Pfründen zur Erleichterung ihrer Unkosten bewilligte. Darum wurden im Laufe des folgenden Monats die beiden früheren Abgesandten nochmals nach Mantua geschickt, um sich dort für die zu errichtende Universität um Zuwendung der Einkommen etlicher Chorherrenstellen theils in der eigenen Stadt theils an Kirchen der wei-

tern Umgegend zu bewerben. Eine Verwendung dieser Pfründen welche der ursprünglichen Bestimmung solcher Stifte durchaus würdig war. Wiewohl nun freilich diese Hilfsquellen sich nicht so ergiebig erwiesen als man gehofft hatte, und Magister Künlin über viel Verdruß und Sorge die er dabei gehabt sich beklagen mußte: blieb man in Basel dennoch unentwegt beim gefaßten Entschlusse. Die Stiftungsbulle, in welcher Papst Pius II. vermöge seiner apostolischen Autorität anordnete, „daß in der „Stadt Basel hinfort ein allgemeines Studium sei und auf „alle künftigen Zeiten in Kraft bestehe in der Theologie, im „canonischen und bürgerlichen Rechte, wie auch in jeder andern „erlaubten Facultät", ausgefertigt am 12. November 1459, gelangte endlich in die Hände des Raths. Und nachdem über die nähere Ausführung noch viel hin und her berathen worden, stellten „Boten und beide Räthe" an die Vertreter der Bürgerschaft den schließlichen Antrag: „man wolle im Namen Gottes „die päpstliche Freiheit öffentlich verkünden und die Schule „angehen lassen."

---

### 3. Die Eröffnung der Universität und ihre rechtskräftige Errichtung.

Am 4. April 1460, dem Tage des h. Ambrosius, wurde die neue hohe Schule in öffentlicher kirchlicher Feier eröffnet. Tags vorher hatten sich die Abgeordneten des Raths in den Bischofshof begeben und den damaligen Bischof der Stadt, Herrn Johannes von Venningen, geziemend ersucht, das Ehrenamt eines Kanzlers der Universität, das die Bulle des Papstes dem jeweiligen Vorsteher der Basler Kirche übertrug, annehmen zu wollen. Er hatte auch sich

bereit erklärt, als gehorsamer Sohn des h. Vaters die Stellung des rechtskräftigen Oberhauptes der neu zu gründenden Anstalt zu übernehmen. Am darauf folgenden Morgen aber, zwischen sieben und acht Uhr, versammelte sich im Chore des Münsters die gesammte Geistlichkeit der Stadt, sowohl Weltpriester als Klostergeistliche, samt einer zahlreichen Zuhörerschaft von Leuten beiderlei Geschlechts. Bischof Johannes, in seinem vollständigen bischöflichen Ornat, begann zur glücklichen Eröffnung „eines allgemeinen Studiums in unsrer Stadt“ am Hochaltar die Messe des h. Geistes zu feiern, und der vollzählige Chor der Domherrn und ihrer Kapläne stimmte dabei die üblichen Gesänge an. Als am Schlusse des ersten vorbereitenden Theiles der Messe das Glaubensbekenntniß der Kirche gesungen worden, setzte sich der Bischof vor dem Hochaltare nieder. Es traten vor ihn die Abgeordneten des Raths, seine in Sachen der hohen Schule aus seiner Mitte verordneten „Deputierten“: Altbürgermeister Hans von Flachsland, der Ritter Peter Roth, der Oberstzunftmeister Johannes Bremenstein, Heinrich Isenlin, Heinrich Ziegler und Hans Sürlin. Sie überreichten ihm durch die Hand des Stadtschreibers, Mag. Konrad Künlin, die vom Papste ausgestellte Stiftungsbulle der Universität. Auf des Bischofs Geheiß verlas sie sein Notarius, Joh. Friedrich von Munderstadt, vor dem Altare öffentlich und mit lauter Stimme, in Gegenwart der Geistlichkeit und des Volks. Der Chor der Stiftsherren, im Namen der Gemeine um die Gabe flehend deren eine hohe Schule der Weisheit vor Allem bedarf, sang nun den alten ergreifenden Wechselgang der Kirche: Veni, sancte spiritus (Komm, heiliger Geist, Herre Gott). Und darauf erklärte Bürgermeister von Flachsland als Abgeordneter des Raths, gemeinsam mit dem Kanzler der Universität, dem Bischof, förmlich und feierlich: auf Autorität des h. Vaters, Papstes Pius II., und im Namen der heiligen Dreieinigkeit sei

hiemit in der Stadt Basel in bester Form Rechtens eine Universität und allgemeines Studium eröffnet und aufgerichtet. Nochmals wendeten sich jetzt die Deputirten des Raths mit demüthiger Bitte an den bischöflichen Kanzler, daß er der Schule zu näherer Ueberwachung und Leitung ihrer Angelegenheiten einen Rector setzen möge. Er, eine Weile in der Stille mit sich selbst zu Rathe gehend, ernannte dazu den ehrwürdigen Greis, Herrn Georg von Andlau, Domprobst der Kirche von Basel. Von zwei gelehrten Mitgliedern des Domkapitels und zwei Mitgliedern des Raths freundlich ersucht, die Bürde des Rectoramtes auf sich zu nehmen, erklärte dieser, er wolle der Ernennung des hochgeehrten kirchlichen Oberherrn sich nicht entgegensetzen, ließ sich vor dem Altare auf die Kniee nieder und leistete den feierlichen Amtseid. Der Bischof ließ ihn neben sich sitzen; der Chor stimmte den Lobgesang „Te Deum laudamus“ an, und Herr von Flachsland gab dem Kanzler und dem Rector der Universität im Namen des Raths die ausdrückliche Erklärung ab, daß derselbe zu Schutz und Sicherheit, zum Wohl und zur Förderung der Anstalt Alles thun werde was nur in seinen Kräften stehe. Die ganze Handlung schloß sodann mit der weiteren und eigentlichen Feier des Hochamts, und indeß der Vorsteher der Kirche von Basel unter Begleitung des Sängerchors und unter den stillen Gebeten der anwesenden Gemeine den Dienst am Altare fortsetzte, hefteten seine beiden Notarien die Originalhandschrift des päpstlichen Stiftungsbriefes für eine kurze Zeit an der Kirchthüre an, damit Jeder der aus- und eingehe sie lesen und sehen könne.

Schon am folgenden Tage trat die neue Anstalt ins Leben. Der eingesetzte Rector beauftragte einige der in Basel anwesenden Doctoren und Magister, auf diesen Tag in allen vier Facultäten die Vorlesungen zu beginnen, und am 7. April machte er in einer Kundmachung „an Alle welche dieß

lesen oder davon hören würden" bekannt, „daß in Basel durch päpstliche Gnade eine Universität in jeder erlaubten Facultät errichtet sei", und lud alle „nach der Perle der Wissenschaft Begierigen" ein, „zu kommen und von dem Brunnen, der daselbst reichlich fließe, mit ihnen zu trinken." Zugleich eröffnete er die Matrikel, in welche sich Alle die der Universität als Lesende oder Studierende angehören wollten einschreiben mußten. Und zahlreich meldeten sie sich; zuerst die Freunde, Gönner und Schüler der Wissenschaften in unsrer Stadt und aus ihrer Umgegend. Insonderheit ließen viele geistliche Würdenträger ihre Namen einschreiben: der Kanzler des Bischofs Wunewaldus Heydelbeck, der Domcustos Kaspar ze Rhin, der Suffragan Nikolaus, der den Titel eines Bischofs von Nicopolis trug, der bischöfliche Vicar Dr. Peter zum Luft, fünf Kanoniker des Domstifts, darunter der Domprediger Johannes Krützer, zehn Kapläne der Domkirche, unter ihnen der Official Dr. Peter von Andlau, der Custos und ein Chorherr von St. Peter, der Leutpriester von St. Ulrich, ein Kaplan von St. Martin und eine Menge anderer Priester. In der zierlichen ältesten Matrikel der Universität, die auf unsrer öffentlichen Bibliothek sich befindet, sind im ersten Halbjahre 121 Namen eingetragen.

Die Universitäten des Mittelalters waren nicht ganz nur das was unsre heutigen hohen Schulen sind. Ihre Schüler waren nicht bloß junge Leute, die sich zu einem wissenschaftlichen Berufe heranzubilden begehrten. Neben diesen kamen vielfach auch reife Männer, namentlich Mitglieder von Dom- und Chorherrenstiften und Leute aus höhern Ständen, an die Orte wo hohe Schulen waren gezogen, um sich einen academischen Ehrengrad zu erwerben, um sich lehrend oder lernend, oft Beides zugleich, an der rühmlichen Arbeit der Beschäftigung mit den Wissenschaften zu betheiligen. Mit solchen Ehren-

graden bereits geschmückte Gelehrte, oft solche welche schon eines bedeutenderen Rufes genossen, pflegten wohl von einer hohen Schule zu der andern zu reisen, um sich auch da eine Schaar von Schülern zu sammeln oder, vereint mit den Fachgenossen, in gelehrten Disputationen die Fragen welche die Männer der Wissenschaft bewegten vor einer theilnehmenden lernbegierigen Zuhörerschaft zu besprechen. Das Mittelalter war die Zeit vielfacher freier Genossenschaften. Die Mitglieder desselben Standes, die Meister und Schüler desselben Lebensberufs, die Ritter und Knappen des Waffendienstes, die Meister und Gesellen eines Handwerks, thaten sich zu besserer Wahrung ihres Rechts, zu fester Regelung ihrer Pflicht, zu gegenseitiger Hebung der Würde ihres Berufs, in gemeinsame mit besondern Rechten und Ordnungen ausgerüstete Körperschaften zusammen. Eine Gewohnheit und Sitte welche nicht wenig dazu beitrug, daß Jeder seines Standes sich freute und ihn in Ehren hielt. Solche Genossenschaften der Meister und Schüler des Gelehrtenstandes, welche unter dem Schutze der ihnen Herberge gebenden Stadt, im Genusse werthvoller Freiheiten, zu Pflege und Uebung berufsmäßiger Arbeit sich zusammengethan, waren die Universitäten der damaligen Zeit. So wurden nun auch für die gelehrte Körperschaft die sich in Basel zusammen zu finden begann, nach dem Vorgang anderer Universitäten, die *üblichen Rechtsame und nöthigen Ordnungen festgesetzt*. Bürgermeister, Rath und Gemeine der Stadt gewährleisteten in einem förmlichen Freiheitsbriefe allen Doctoren, Magistern und Studenten die der Schule wegen hieher kommen und hier wohnen würden freies sicheres Geleite, Schutz, Hut und Schirm für sich und ihre Diener. Bei Anschaffung des Nöthigen zum eignen Bedarf, „es sei Tuch, Wein, Korn, Fisch, Fleisch oder Anderes,“ sagte der Rath den Leuten der Universität freien Verkehr und Kauf zu, also daß sie aller Zölle und Steuern

und jedes sonst auf diese Waaren gelegten Ungeldes „zu ewigen Zeiten los und ledig sein sollten.“ Der Universität wurde, als einer selbstständigen und freien Korporation, ihre eigene Gerichtsbarkeit bewilligt; kein Schultheiß, Vogt, Amtsmann oder Weibel durfte einen Meister oder Schüler der hohen Schule ohne Bewilligung des Rectors gefangen setzen; dieser sollte zwischen den Universitätsangehörigen richten, Bürger und Einwohner ihre Klagen gegen sie vor ihn bringen. Die Universität und eine jede der vier Facultäten sollte volle Gewalt haben, zu Nutz und Gedeihen der Schule ihre Ordnungen und Statuten aufzurichten, und der Rath verpflichtete sich, ohne ihr Wissen und ohne ihren Willen nichts davon abzuthun oder zu ändern. Allen Bürgern und Einwohnern der Stadt aber gebot der Brief des Raths alles Ernstes, daß sie die Angehörigen der Schule „gänzlich unbeleidigt und unbekümmert lassen sollen“; auch empfahl er ihnen, „sie möchten beim Kauf und Handel „mit ihnen sie nicht über den gewöhnlichen Marktpreis beschwe„ren und beim Vermiethen von Wohnungen sich bescheidentlich „gegen sie halten.“ Hinwiederum erließen auch ihrerseits, in billiger Erwiderung solcher der hohen Schule gewährten Freiheiten, der Rector und die ihm beigegebenen Räthe der Universität über die Pflichten und Obliegenheiten ihrer Untergebenen eine urkundliche Verordnung, dadurch verhütet wurde, daß die verliehenen Vorrechte nicht zu Betreibung von Handelsgeschäften, „zum Einkauf um Mehrschatzes willen, zum Ausschenken nicht auf eigenem Boden gewachsenen Weines“ mißbraucht würden und daß nicht etwa Jemand nur zum Schein, bloß um der bevorrechteten Stellung willen deren die Mitglieder der gelehrten Körperschaft sich erfreuten, nicht um der Studien willen sich ihr zugeselle. „Ein Student,“ hieß es in diesen Verordnungen, „der nicht die Vorlesungen und Uebungen „seiner Lehrer besucht, soll nicht für einen Studenten gehalten

„werden und der Freiheiten eines Mitgliedes der Universität „nicht genießen.“ Auch suchten die von der Universität gegebenen Statuten möglichen Störungen des Stadtfriedens und Reibungen mit Bürgern und andern Städtern weislich vorzubeugen: Die Studenten durften, „wenn das Nachtglöcklein das „Zeichen gegeben, nicht mehr ohne Noth auf den Gassen oder „öffentlichen Plätzen umherschweifen“; wo „gute Ursache“ vorhanden war, sollten sie nur in ehrbarer Weise „mit offenem Lichte“ über die Straße gehn; an öffentlichen Tänzen der Bürger durften sie nur, wenn sie eingeladen worden, Theil nehmen, Keiner mit Angriffswaffen gehn, Keiner ohne Bewilligung des Eigenthümers in Gärten und Weinberge eindringen. Insonderheit wurde den jungen Leuten der Universität bei schwerer Buße und Strafe geboten, sie sollen sich „wie gegen „ihre Mitstudierenden, so auch gegen jeglichen Bürger und „Bauer“ in Wort und That aller Beleidigungen enthalten, und es wurden alle Mitglieder der hohen Schule erinnert, „so lange „sie in der Stadt wohnen und der ihnen gewährten Freiheit „sich erfreuen wollten, dürfe Keiner zu ihrem Nachtheil und „Schaden in Anschläge, Verschwörungen und heimliche Einverständnisse sich einlassen.“ Und nachdem man so Beides über die Rechte und Pflichten der neuen Körperschaft sich gemeinsam vereinbart hatte, berief der Rath durch öffentlichen Ruf die gesammte Bürgerschaft und alle Einwohner auf Sonntag den 21. September, den Tag Matthäi des Evangelisten, zu der Linde auf Burg, wo man jährlich die alte Freiheitsurkunde der Stadt, die bischöfliche Handveste zu verkünden pflegte. Daselbst wurden öffentlich vor allem Volk die Freiheiten und Statuten der Schule verlesen und Jedermann, edel und unedel, aus den Zünften und Gesellschaften beider Städte und sonst männiglich ermahnt, dieselben bei den im Freiheitsbriefe ausgesprochenen Strafen getreu und fest zu beobachten.

---

## 4. Die Ausrüstung der Schule und die näheren Einrichtungen derselben.

Die Deputierten des Raths, an ihrer Spitze Bürgermeister von Flachsland, waren nun eifrig bemüht, der jungen Schule zu Begründung ihres Rufes tüchtige, wo möglich ausgezeichnete und berühmte Lehrer zu gewinnen; und der Rath hielt sich dabei nicht nur in den engen Schranken die man bei der ersten Kostenberechnung sich gezogen hatte. An der theologischen Facultät wurden nicht weniger als drei ordentliche besoldete Professoren angestellt, unter ihnen für eine Zeit als Lesemeister der h. Schrift ein Lehrer ersten Ranges: der berühmte Wormser Domherr, Dr. Johannes von Wesel, der früher lange auf der Universität Erfurt gelehrt hatte, Einer der Ersten welche in deutschen Landen den Irrthümern und Mißbräuchen der römischen Kirche in Lehre und Schrift entgegenzutreten begannen. Die Rechtsfacultät, vom Rath für die wichtigste angesehn, weil der Grad eines Doctors in geistlichen Rechten adeliger Geburt gleich stellte und Hoffnung war, das Studium des bürgerlichen Rechts werde aus fremden Ländern die Söhne der Edeln herbeiziehn, wurde noch reichlicher mit Lehrern bedacht, namentlich im Anfang mit solchen aus dem damaligen Lande der Juristen, vornehmen italienischen Herren, bei denen man bis auf einen Jahresgehalt von 100 Ducaten und 400 Mailänder Gulden hinaufgehen mußte. Für die Facultät „der freien Künste", wie sie damals genannt wurde, wurden freilich bloß vier regelmäßige Lehrstühle aufgestellt. Es leitete und überwachte aber neben ihnen eine bedeutende Zahl von Magistern, zumeist aus Erfurt und Heidelberg, die für den Eintritt in die höhern Facultäten befähigenden Studien ihrer Schüler. Unter diesen Magistern der Artisten-Facultät

finden wir bald einen Johannes Heynlin de Lapide, der von Paris kam, um eine Zeit an unsrer Universität zu lehren: denselben welcher später in die Karthause zu St. Margarethenthal in Klein-Basel eingetreten ist. Solche bei uns anwesende Gelehrte suchte man oft zum Besten der Universität festzuhalten, indem ihnen irgend ein Gehalt, damit sie in der oder jener Facultät Vorlesungen hielten, bewilliget wurde. Etwelche Erleichterung dieser Unkosten gewährte der Stadt gerne das Domkapitel, namentlich aber das Stift zu St. Peter, durch Einräumung der Einkünfte erledigter Canonicusstellen. Ein Gebäude für die neue Schule konnte um 900 Gulden von der frommen Wittwe Burkard Zybol's, Sophia von Rothberg, der bekannten Wohlthäterin unsrer Karthause, erworben werden, als sie sich nach dem Tode ihres Mannes von der Welt zurückzog. In demselben wurden Hörsääle, Wohnungen und eine Aula für academische Akte eingerichtet. Es ist das gleiche Haus am Rheinsprung das noch jetzt unser Universitätsgebäude ist.

Uebrigens waren damals die Studien an den Universitäten nicht nur auf das Lesen und Zuhören beschränkt. Die Schüler der Artisten-Fakultät standen zum Theil noch im Knaben- und ersten Jünglingsalter, gleich denen höherer Gymnasien in unserer Zeit. Ihre Lehrer ließen sie vielfach in Lösung von Aufgaben ihre Kräfte üben; man stellte Wiederholungen des Gelernten mit ihnen an und hieß sie, zur Uebung in richtigem Denken und Sprechen, aufgegebene Sätze gegen einander vertheidigen. Die Studenten und Baccalaureen, namentlich in dieser Facultät, wohnten unter der Aufsicht und Anleitung von „regierenden Magistern“ in sogenannten „Bursen“, wo sie gemeinsamen Tisch hatten, zusammen. Gleich in den ersten Jahren ist in unsern Universitätsbüchern von einer „Leuenburs“ (im jetzigen Seidenhof), einer „Pariserburs am Eglofs-

thor" (auf der Lyß), einer „Heidelberger Burs" und andern die Rede. Die jungen Leute waren da einer ziemlich strengen Zucht und Ordnung ihres Studiengangs unterworfen. Spiel, liederliches Leben, ungeziemendes Benehmen war scharf verpönt; im Winter um acht Uhr, im Sommer um neun mußten Alle zu Hause sein. Keiner durfte einer andern als der lateinischen Sprache gebrauchen; wer sich darin verfehlte, wurde von einem der ältern Mitschüler, den sie unter einander nur „den Wolf" zu nennen pflegten, dem Rector der Burse verzeigt. Die damalige Zeit ließ weit mehr als die unsrige den Mann erst unter ausdauernder Uebung des Gehorsams, in der Ehrerbietigkeit eines Untergebenen, zum gereiften Manne werden. Wer ein Meister der Wissenschaft heißen wollte, mußte zuvor ein tüchtiger Schüler gewesen sein.

Vor Allem spielten auf den alten Universitäten die Disputationen eine wichtige, hervorragende Rolle. Alle Samstage wurden solche von den gelehrten Magistern oder den Baccalaureen abgehalten. Die Studierenden sollten denselben fleißig und bis ans Ende beiwohnen, auch, wenn sie dazu aufgefordert wurden, sich selber an diesen Uebungen betheiligen. Die Hauptrichtung der Wissenschaft des Mittelalters gieng, wie bei den ersten Bestrebungen des menschlichen Geistes nach bewußtem Denken natürlich ist, vorwiegend und beinahe ausschließlich auf verstandesmäßige Fassung und Begründung der überlieferten Lehre. Man verlangte vor Allem vom Meister der Wissenschaft, daß er geschickt und gewandt sei, jedem ihn bestreitenden Angriffe zu begegnen. So oft deswegen ein Genosse der hohen Schule zu einem höhern Grade academischer Würde gelangte, mußte er in einer öffentlichen Disputation den Meistern der Facultät Rede stehen. Sie war das „Meisterstück" wodurch er die erlernte Kunst an den Tag legte. Es war dann aber auch, wenn nach langen Jahren des Studiums ein gelehrter

Mann den Grad eines Meisters der freien Künste oder gar eines Doctors der Rechte und der Theologie erwarb, ein Ereigniß für die gesammte Universität, ja für die Stadt in der er zu dieser Ehrenstufe emporstieg. Zu Pferde unter Trommetenschall durfte der künftige Doctor zu seinem Ehrentag einladen. In festlichem Zuge führten ihn dann der Rector und die Würdenträger der Schule, die Doctoren der theologischen Facultät in Kapuze und geistlichem Gewande, die der Rechte und der Medizin in scharlachrothen Hüten und Mänteln, die Magister der Artisten mit runden Baretten beliebiger Farbe bedeckt, von hohen Prälaten und andern Universitätsgliedern adeligen Standes begleitet, zur Kirche oder in die Aula „des allgemeinen Collegiums". Dort in Gegenwart des Kanzlers oder seines Statthalters, so wie der obersten Häupter der Stadt und der Rathsdeputierten, im Angesichte der zu beiden Seiten des Rectors auf erhöhten Bänken sitzenden Doctoren, Licentiaten und Magister der vier Facultäten auf einer Seite, auf der andern ihnen gegenüber der Prälaten der Kirche und der bei der Feierlichkeit anwesenden Grafen, Barone und Edelleute, wurden dem Gefeierten die Abzeichen seiner neu erlangten academischen Würde überreicht. Er durfte, von den Promotoren der Facultät geführt, den Katheder besteigen. Sie übergaben ihm ein geschlossenes Buch, das Sinnbild tieferer Weisheit und Lehre, legten ihm den Ring, das Bild seiner künftigen Verpflichtungen, an seinen Finger, setzten ihm das Abzeichen seiner Ehre und Würde, den Doctorhut, auf sein Haupt, ernannten und erklärten ihn vor Jedermann laut und förmlich zum Doctor, und begrüßten ihn nun als Einen der ihres Gleichen geworden mit dem Friedenskuß. Die alte Zeit liebte solche ausdrucksvolle sinnbildliche Handlungen. Sie verstand es besser als wir, daß nicht abgezogene Begriffe, sondern in sichtbaren Thatsachen sich kundgebende Wirklichkeiten dem Gemüthe am wirksamsten

sich einprägen. Nachdem sodann der neue Doctor in einer gelehrten Disputation die von ihm aufgestellten Thesen gegen Jedermann der dagegen auftreten wollte, vom untergeordneten Baccalaureus an bis zu den höchsten Doctoren, siegreich vertheidigt hatte: gab ihm zum Schluß die ganze Versammlung durch die Straßen der Stadt das Geleite. Spielende Pfeifer, schön gekleidete Jünglinge die Fackeln trugen, der Pedell das silberne Szepter des Rectors tragend giengen voran; darauf die Würdenträger der Universität an der Seite der theilnehmenden hochgestellten Herren, der neu gekrönte Doctor zwischen seinen beiden Promotoren in der Mitte des Zuges, die Studenten am Schlusse. Als Luther in Erfurt studierte, hat er mehr als einmal solch einem Ehrenzuge mit jugendlicher Begeisterung zugesehn, und noch als gereifter Mann hat er erklärt: „er halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude für größer geachtet werden könne als diese.“

---

## 5. Die ersten Erfolge.

Die Basler Universität hat sich freilich nie, wie besser gestellte und höher begünstigte Anstalten, durch eine massenhafte Zahl ihrer Studierenden ausgezeichnet. Ihr war von Anfang durch die Beschränktheit der Geldmittel, die sich immer mehr fühlbar machte, auch durch die wachsende Zahl neuer Mitbewerberinen eine bescheidenere Stellung angewiesen. Doch hat sie im fünfzehnten Jahrhundert, insonderheit in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens, andern namhaften deutschen Hochschulen sich wohl als ebenbürtig an die Seite stellen dürfen. Die Universitätsmatrikel weist von der Gründung bis zum folgenden Jahrhundert über 3800 Einschreibungen von jüngeren oder älteren Studierenden und Lehrenden nach, die zum Theil

Jahre lang auf unsrer hohen Schule verweilten. Es haben in dieser Zeit an die 300 Magister der freien Künste, mehrere nicht unbedeutende Licentiaten und Doctoren der Theologie und 34 Doctoren des Rechts die dazu befähigenden Studien bei uns vollendet. Eine Menge Basler, die in ihrer Vaterstadt später eine einflußreiche Stellung einnahmen, finden wir unter den Schülern unsrer Anstalt. Aus fast allen Kantonen der Schweiz sind die Söhne berühmter Geschlechter, von Schwyz die Abyberge und Redinge, aus Luzern die Hertenstein, aus Zürich die Göldlin, von Bern die von Hallwyl und Müllinen gekommen, um in Basel zu ihrer künftigen Laufbahn ausgerüstet zu werden. Süddeutschland und die oberrheinischen Lande, Schwaben und das Elsaß, haben uns manchen lernbegierigen Schüler, manchen jüngern Gelehrten der hier sich weiter auszubilden wünschte geschickt. Weit nach Baiern hinein und bis in den Niederrhein, nach Mainz und Köln, nach München und Regensburg, nach Thüringen und Sachsen, nach Lothringen und Burgund, nach Erfurt und nach Paris ist der gute Name der Basler Hochschule gedrungen. Die Bürgerschaft sah hochgestellte Domherren bischöflicher und erzbischöflicher Stifte, die nach der Sitte der Zeit der Auszeichnung eines wissenschaftlichen Grades begehrten, auch sonst vornehme Herren altadeligen und gräflichen Geschlechtes herbeikommen, um an der neuen Hochschule eine Zeit zu verweilen. Am meisten aber ist wohl die Universität Basel durch die Anwesenheit von dreien ihrer Schüler geehrt worden, welche zu den Berühmtheiten ersten Ranges gehören. Denn der erste Kanzelredner seiner Zeit, Johann Geiler von Kaisersberg, hat in Basel Theologie studiert und ist daselbst zum Doctor dieser Fakultät ernannt worden (1471 bis 1475); der berühmte Dichter Sebastian Brant von Straßburg ist als siebzehnjähriger Jüngling nach Basel gekommen und hat, als Schüler den geordneten Weg an der Artisten-

und Rechtsfacultät bis zum Magister- und Doctorgrade durchlaufend, sodann als hochgefeierter Lehrer der Dichtkunst und des Rechts unterrichtend und lesend, an die fünfundzwanzig Jahre auf unsrer Hochschule zugebracht (1475 — 1500); und Johannes Reuchlin von Pforzheim, der hervorragende Kenner der griechischen Sprache und ihrer Schriften, der Erste welcher die Kenntniß des Hebräischen in Deutschland emporbrachte, er war einmal in seinen jungen Jahren drei Jahre lang Schüler und Lehrer an unsrer Universität und hat sich hier die Magisterwürde erworben. (1474—1477.)

Doch die werthvollsten Erfolge einer Anstalt zur Pflege der Wissenschaften sind nicht in bloßen Zahlen und glänzenden Namen zu suchen. Ein ergiebiges Bergwerk ist vor Allem das, aus dessen Gründen von den arbeitenden Händen ächtes Silber und Gold zu Tage gefördert wird. Auch die an Umfang geringere Hochschule nimmt auf dem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit und Forschung eine achtungswerthe Stellung ein, wenn ein reges Streben nach dem Bessern und Gehaltreicheren was die Zeit bietet unter ihren Lehrern und Schülern sich geltend macht. Und Basel ist darin nicht zurückgeblieben. Die junge Universität hat sich an den Kämpfen und Bewegungen jener Zeit lebhaft betheiligt. Die große Streitfrage welche damals beinah allenthalben die gelehrte Welt bewegte, die philosophische Frage nach dem Grund aller Erkenntniß und aller Dinge, wie sie in dem Streite der Gegner und der Vertheidiger der Wirklichkeit überweltlicher Ideen und Begriffe, der Nominalisten und der Realisten, sich kund gab: sie fand, als mit Johannes de Lapide ein ausgezeichneter Lehrer des Realismus nach Basel gekommen, hier ein ungemein günstiges, ein äußerst rührig, selbst heftig bewegtes Kampffeld. Es kam bis zur Trennung der Fakultät der Artisten in zwei abgesonderte Lager; die für ihre Lehrer jugendlich eifernden Scholaren gingen den neuankom-

menden Studenten bis auf die Rheinbrücke entgegen, um sie für den Eintritt in die Bursen ihrer Richtung zu gewinnen. Noch wichtiger indeß war, wozu die Parthei der Realisten den ersten Anstoß gab: die Anbahnung besserer und fruchtbarerer Studien als die der oft unerquicklichen alten Scholastik gewesen waren. Es kam die Zeit, da die Gemüther der bloßen dürren Verstandesoperationen, der unendlichen, zu keinem Ziele führenden Uebungen des Scharfsinns, müde wurden und man sich auch in unsern Landen der Kenntniß der alten Sprachen und Schriftsteller, ihrer Redner, Geschichtsschreiber und Dichter, den unvergleichlichen Mustern des Schönen, zuzuwenden begann: die Zeit einer neuen, bisher den deutschen Universitäten beinah verschlossen gebliebenen Bildung; zugleich, weil sie einem tiefer gegründeten Verständniß der Schrift in den Ursprachen den Weg bahnte, die nöthige Vorschule für die endliche fruchtbringende Reformation der entarteten Kirche. An den Bestrebungen dieses neu erwachenden „Humanismus", namentlich in seiner ersten der Kirche gegenüber noch friedlicheren Gestalt, nahm die Hochschule zu Basel, trotz des Widerstandes der Anhänger dürrer Verstandeskunst, in rühmlicher Weise Antheil. In den Siebenziger und Achtziger Jahren, als Johann Heynlin de Lapide zwar nicht mehr Lehrer der Universität war, sondern als Prediger der christlichen Gemeinde in unsrer Stadt wirkte, sammelte er um sich einen seltenen Kreis von Lehrern der Hochschule, die voll Begeisterung waren für die Pflege einer bessern, am Studium des Alten sich nährenden Bildung, und, obwohl noch in den Schranken bisheriger kirchlicher Frömmigkeit, voll Eifers für die Verbreitung einer innerlicheren Theologie und besserer Sitten, als sie großen Theils die Kirche damals noch zu gewähren vermochte. Ein Johann Matthias von Gengenbach, ein Geiler von Kaisersberg, ein Sebastian Brant und Johann Ulrich Surgant waren in freiem freund-

schaftlichem Verkehr um ihren väterlichen frühern Meister vereint. Manche „Oratoren und Poeten", wie sich die Freunde der classischen Litteratur damals nannten, kamen aus der Fremde und traten als Lehrer auf. Der Rath errichtete, darin an der Spitze der Zeitbewegung stehend, einen eigenen Lehrstuhl für dieses Fach; mit begeisterter Theilnahme folgten die Studierenden den beredten Vorträgen des Lieblingsdichters jener Zeit, des Magisters und Doctors der Rechte Sebastian Brant. Die Universität Basel ist damals ein Hauptsitz der in Deutschland beginnenden Richtung gewesen.

Die Bedeutung der in unsrer Stadt errichteten Hochschule beschränkte sich übrigens nicht bloß auf die Grenzen der eigenen Anstalt. Ihr fördernder Einfluß machte sich auch in ihren weitern Umgebungen fühlbar. An den Kreis von Universitätslehrern der sich um Heynlin de Lapide sammelte schloßen sich, des Umgangs mit unterrichteten Männern sich freuend, auch andere Freunde geistiger Bildung an, wie der edle Domcustos Christoph von Utenheim, der spätere Bischof, wie der eifrige treffliche Meister der Buchdruckerkunst, Johann von Amerbach. Die neuerfundene Kunst des Bücherdrucks hatte frühe, der Hochschule auf dem Fuße folgend, in Basel Eingang gefunden. Die Anregung und thätige Hilfe die den Unternehmungen Amerbach's von Seiten jener Männer zu Theil wurde trug nicht wenig zu dem mächtigen Aufschwunge bei, den die edle Kunst in unsrer Stadt nahm. So wurde Basel — denn der seltene Ruf seiner Buchdrucker zog eine ganze Reihe ausgezeichneter Gelehrter herbei — zu einer Stätte lebendiger Theilnahme an dem was zur Zeit des siegreichen Humanismus in der deutschen gebildeten Welt vorgieng. Auch als die Zeit der ersten Blüthe für unsre Hochschule vorüber war und gegen das Ende des Jahrhunderts die Zahl ihrer Studenten zusehends abnahm, war in den sie umgebenden Kreisen noch

eine freudige Begeisterung für die von ihr angeregten humanistischen Studien. Das Amerbachische Haus war ein von ferne wohnenden Freunden beneideter Sitz der Pflege der aus Griechenland entflohenen Musen. Im Hause des Berufsgenossen Amerbachs, des geschickten, unternehmenden Johann Froben, verweilte, von einem Kreise jüngerer gleichgesinnter Freunde und Verehrer festgehalten, Jahre lang der König der Wissenschaften, der feinste Kenner und Meister lateinischer Sprache und Rede, der erste Herausgeber des griechischen neuen Testaments, der weltberühmte Erasmus von Rotterdam. Es gieng damals unter dem Volke die Rede: in Basel sei kaum ein Haus zu finden, das nicht einen Gelehrten beherberge. Der Stand der Schulen wurde nun ebenfalls ein besserer, der Stand der Bildung, auch in den nicht eigentlich gelehrten Kreisen, ein höherer, als er vordem gewesen. Als zur Zeit der Reformation Doctor Oecolampadius seine lehrreichen Vorlesungen über biblische Bücher an unsrer Universität zu halten begann, fanden sich unter seinen Zuhörern, auch aus dem Stande der Nichtgelehrten, Bürger ein die seinen Vorträgen mit großer Begierde folgten. Es ist geistigen Bewegungen eigen, sich unwillkürlich der davon berührten Umgebung mitzutheilen. Die Bewegung die an einer Stelle des Sees entsteht, breitet sich in immer weiteren Kreisen, Woge an Woge reihend, in dem sonst regungslosen Gewässer aus. Solche Wirkungen, welche von der Gegenwart einer Anstalt zur Pflege der Wissenschaften ausgehen, sie müssen — wir dürfen das jetzt noch in reichem Maaße inne werden — nicht zu ihren geringsten Erfolgen gezählt werden, deren die Stadt, die sie bei sich aufgenommen sich zu erfreuen hat.

Druck von Felix Schneider.

# Bilder

aus der

# Geschichte von Basel

von

**Abel Burckhardt.**

---

**Drittes Heft.**

Die Schlacht bei Dornach. — Dr. Johannes Oekolampadius. — Thomas Plater.



Basel 1879.
Verlag von Felix Schneider.
(Adolf Geering.)

# Die Schlacht bei Dornach.

# Die Schlacht bei Dornach.

Eine Schilderung des rühmlichen Sieges den am 22. Juli 1499 die Eidgenossen über ihren alten Erbfeind, das Haus Oestreich, erfochten: sie darf wohl in eine Reihe von Bildern aus der Geschichte unsrer Vaterstadt aufgenommen werden. Zwar Basel hat an dieser Schlacht keinen thätigen Antheil genommen. Es war damals noch nicht in den eidgenössischen Bund eingetreten. Es stand erst auf der Schwelle dieses Eintritts. Seine Bürger sind nur theilnehmende, mit gespannter Erwartung zuschauende Zeugen des wackern Streites gewesen welchen ihre künftigen Bundesbrüder, ihre guten Freunde und Nachbarn, ganz in ihrer Nähe, beinahe auf dem Boden ihres eigenen Gebietes zu streiten hatten. Aber auch was wir als bewegte und dabei näher betheiligte Zuschauer miterlebt haben, es gehört oft zu den bedeutendsten und unvergeßlichsten Erinnerungen unsers Lebens, zumal, wenn unser eigenes künftiges Geschick dadurch mit bestimmt worden ist. So bildet doch die Geschichte der Schlacht bei Dornach ein Stück Baslergeschichte. Und sie mag wohl zu den denkwürdigen und erhebenden Erinnerungen die uns aus der Zeit unserer Väter überliefert worden gezählt werden.

---

## 1. Die früheren Vorgänge.

Schon seit Anfang Februar des Jahres 1499 war die gesammte Umgegend um Basel her von kriegerischen Gerüchten, den ersten Anzeichen eines herannahenden Kampfes zwischen den beiderseitigen Nachbarn, erfüllt. Es sendet hier der Jura seine letzten Ausläufer in die weite Ebene des Elsaßes hinunter. Seine letzten Thäler und Hügel senken sich vom hohen Gebirgskamm dem Schwarzwald gegenüber zum Rheine hinab. Hier näherten sich gegenseitig, nur durch das kleine Gebiet Basels etwas auseinandergehalten, die Grenzmarken der östreichischen Herrschaft und der Eidgenossen der Schweiz. Aus beiden Gebieten kam die Kunde von beginnenden Rüstungen. In Rheinfelden wurde auf Sicherung der Umwohnenden, wenn die Sturmglocke ertönen werde, gedacht. In Altkirch begann der Landvogt Oestreichs ein Kriegslager zu errichten, falls der Krieg bis in diese Gegenden sich erstrecken würde. Aus dem obern Baselbiet berichtete der Vogt auf Schloß Homburg an seine Regierung, er vernehme von Truppenzügen der Solothurner, Berner und Freiburger durch das Aargau; sie hätten alle Nacht auf dem Hauenstein eine Wache. Bald kam es von beiden Seiten zu Streifzügen ins gegnerische Gebiet. Die Rheinfelder Besatzung fiel raubend und sengend ins solothurnische Dorf Kienberg. Sie streifte über Basler Boden an Liestal vorbei, den Feind in den angrenzenden Herrschaften der Solothurner zu suchen. Im Wirthshause zu Buckten, unterhalb Homburg, quartierten sich kampflustige Kriegsknechte von jenseit des Jura ein und streiften durch die Aemter der Herren von Basel bis in die Nähe von Rheinfelden. Insonderheit von der Gegend des Schlosses Dorneck her, wo die letzte Grenze Solothurns gegen dem Elsaße hin liegt, unternahmen die dort gelagerten eidgenössischen Kriegsleute wiederholte Einfälle und Raubzüge in die benach-

barten Dörfer des Sundgau, und streifende Schaaren der östreichischen Herrschaft zogen hinwiederum Dornach, Gempen und Seewen zu, den Herren von Solothurn ihre Schlösser zu bedrohen und in ihren Dörfern Brand einzulegen. Am 22. März kam es auf dem Wege nach Reinach zwischen dem Bruderholz und der Birs zu einem Zusammenstoß zweier aus Feindesland zurückkehrender Streifzüge. An die Tausend schweizerischer Männer brachen da durch eine dreifach überlegene Schaar östreichischer Reiterei und Fußvolkes, die ihnen den Weg verlegen wollten, siegreich hindurch.

In diesem denkwürdigen Jahre entbrannte, durch die Räthe der kaiserlichen Regierung in Innsbruck zuerst angezündet, durch die Herren und Städte des schwäbischen Bundes bald zur hellen Flamme angefacht, der schreckliche Krieg welcher in der Schweizergeschichte unter dem Namen des Schwabenkrieges bekannt ist. An den Quellen der Etsch, auf der Grenze zwischen der östreichischen Grafschaft Tirol und dem mit den Eidgenossen verbündeten Bündtnerland, hatte derselbe seinen Anfang genommen; im angrenzenden Rheinthal und am Bodensee war er zwischen den Kriegsherren der Schwaben und der Schweizer vollends ausgebrochen; längs des Rheines hinunter bis zu den vorderöstreichischen Herrschaften im Frickthal und Elsaß verbreitete er sich gleich einem Lauffeuer. Der alte Haß des Adels gegen die freiheitsstolzen „Schweizerbauern,“ wie sie sie nannten, wollte sich noch einmal Luft machen. Der seit den Tagen von Morgarten und Sempach genährte Groll des Hauses Oestreich und seiner Anhänger über die erlittene Schmach begehrte endlich einmal Rache zu nehmen. Der Neid und die Eifersucht des Nachbarlandes ob des Ruhmes und Ansehns schweizerischer Eidgenossenschaft mochte auch sein Theil dazu beitragen. Und das kriegsmuthige, auf seinen Waffenruhm trotzige Schweizervolk war eben durchaus nicht geneigt, schnöden Hohn und kränkende Ge-

ringschätzung, wie sie längst gegen sie an der Tagesordnung waren, geduldig hinzunehmen. Das damalige Reichsoberhaupt aber, der römische König Maximilian, war zwar ein edler, wahrhaft ritterlicher, menschenfreundlicher Herr und hätte gern die tapfern Schweizer, die ersten Lehrer und Meister einer neuen Kunst des Krieges, zu seinen guten Freunden gehabt. Doch erschien ihm, dem Haupte des erzherzoglichen Hauses Oestreich, der Bund der Eidgenossen als ein ungerechter, den sie wider ihren rechten natürlichen Herrn und Landesfürsten geschworen. Leichtbeweglichen, hochstrebenden und reizbaren Gemüthes, wie er war, ließ er sich gegen sie als gegen abtrünnige Glieder des hl. römischen Reiches deutscher Nation, des Schirmes der Christenheit, einnehmen. So hatte er, während er, vom geldrischen Kriege gebunden, in den Niederlanden abwesend war, seine eifrigen Anhänger im Schwabenland und seinen oberrheinischen Erblanden nicht ungerne gewähren lassen, und kam nun gegen Ende des Monats April selber mit 5000 Lanzknechten das Land herauf, um alle Fürsten, Herren und Städte des Reichs gegen „das böse, grobe, schnöde Bauernvolk“ aufzubieten und mit eigner Hand wider die zehn Orte der Eidgenossenschaft das Reichspanner aufzuwerfen.

Von da an mehrten sich die Zeichen, daß auch unsre Gegend noch in erhöhtem Maaße ein Schauplatz dieses Krieges werden solle. In den ersten Tagen des Mai schien's hier bereits zu einem Zusammentreffen größerer Kriegsheere zu kommen. König Max war zu Freiburg im Breisgau; er übertrug seinem Hofmarschall, dem Grafen Heinrich von Fürstenberg, den Oberbefehl über die Truppenmacht die vom Elsaß und den vier Waldstädten am Rheine her die Schweizergrenzen bedrohte; die Königlichen aus dem Lager zu Altkirch rückten bis herauf gen Blotzheim und ins Leimenthal vor. Die Panner von Solothurn, Bern und Freiburg zogen durchs Gebiet der Basler hin-

unter und schlugen jenseits der Birsbrücke bei Muttenz ihr Kriegslager auf. In der nächsten Nähe unsrer Stadt, bei der Brüglinger Mühle, fiel zwischen der beiderseitigen Vorhut ein Gefecht vor. Und die von Basel sahn das Heer der Eidgenossen an ihren Thoren vorüber ins Sundgau hinabziehn, den Feind in Blotzheim zu suchen. Der hatte es aber auf einen Zug seitwärts ins Münsterthal abgesehn, und das drohende Gewitter verzog sich wieder für dieß Mal. Indeß der König sich nach dem Bodensee und dem Bündtnerland wandte, wo seine Heere eine Niederlage um die andre erlitten, sah's während dieser und der folgenden Monate an den Grenzen des Elsaßes ruhiger aus. Doch immer wieder stiegen am Horizonte einzelne Wolken auf, die einen endlichen Ausbruch des Kriegsgewitters ankündeten. Man vernahm zu Basel von neuen Truppen des Reichs die in Rheinfelden eingetroffen seien, von Kürassieren der burgundischen Garde die in dortiger Gegend sich zeigten. Man hörte, wie die Oestreicher unter dem Grafen von Thierstein schier täglich an der Hülftenschanze bei Liestal als einem Ausfallsposten gegen Seewen und Dornach hin sich gelagert, wie sie Büren, Hochwald und Seewen überfallen und dort Alles verbrannt hätten. Die kleine Mannschaft des Schlosses Dorneck sah sich auf ihrem Wachtposten gegen dem Sundgau beständigen Gefahren ausgesetzt; die Erschrockenen unter ihnen kamen in das sichere befreundete Basel geflüchtet. Dieses hatte beschlossen, in diesem Kriege zu keiner der kriegführenden Partheien zu halten. Es öffnete seine Thore keinen eigentlichen Truppendurchzügen, nahm aber Flüchtige und Verwundete beider Theile in seine friedlichen Mauern auf und gewährte den beiderseitigen Angehörigen freien Kauf des nöthigen Kornes und Weines. Zu diesem Entschlusse bewog den Rath nicht nur die höchst gefährdete Lage der Stadt und ihres Gebiets, sondern eben so sehr das Gebot der Pflicht und der Ehre. Denn Basel war einerseits als eine Stadt des Reichs

dem Kaiser zum Frieden verpflichtet; es stand als Mitglied der „niedern Vereinigung" mit den oberrheinischen Städten im Elsaß, die dem Reichspanner folgten, in engster Bundesgenossenschaft. Andrerseits waren die Eidgenossen, namentlich Solothurn und Bern, seine lieben guten Freunde und Nachbarn, denen es seit alten Zeiten getreue Nachbarschaft schuldete. Mit Mühe hatte der Rath die mehr schweizerisch als östreichisch gesinnte Bürgerschaft vermocht, seiner Einsicht von der ihrer Stadt gebührenden Stellung beizustimmen. Mit großer Arbeit und Klugheit hatte er den römischen König und die schweizerische Tagsatzung endlich überzeugt, daß er es redlich meine und durch sorgfältige Beobachtung gleicher Billigkeit nach beiden Seiten hin ihnen besser diene, als wenn er durch thätige Theilnahme entweder sein Land oder seine Stadt ihrem Feinde anheim geben würde. Und so lange der Krieg in unserer Nähe noch nicht zum vollen Ausbruche kam, waren es beide Theile ziemlich zufrieden gewesen. Aber jetzt erneuten sich wieder die Beschwerden und Zumuthungen der kriegführenden Nachbarn. Immer schwerer ward es den Baslern, sich streng unparteiisch in der Mitte zu halten. Immer dringender wurden die Forderungen, immer lockender lauteten die freundschaftlichen Anerbieten, immer ungestümer und unmuthiger die beiderseitigen Klagen. Die Lanzknechte des römischen Königs schalten und kränkten, die Solothurner führten scharf drohende Reden, die Herren von Bern wußten überaus gütig und tugendlich zu reden und zu schreiben. Der Rath und seine Vögte auf Schloß Homburg, Farnsburg und Wallenburg hatten große Noth, das Landvolk, das am liebsten schweizerisch geworden wäre, in Ruhe zu halten. Zusehends näherten sich die Dinge einem ernstlichen, entscheidenden Kampfe.

---

## 2. Der Anmarsch Fürstenberg's.

Zu Ueberlingen berieth sich König Maximilian mit den Fürsten des Reichs und den Hauptleuten seines schwäbischen Heeres, wie der Krieg, der bisher nur Niederlagen und Verwüstung des Landes gebracht hatte, mit besserem Erfolge geführt werden möge. Man wurde Eins, es sollen an mehreren Orten zugleich Angriffe und Einfälle in das Gebiet der Schweizer unternommen werden. Dabei hatte man vornehmlich die beiden Hauptstellen der Vertheidigung ihrer Grenzen, die Engpässe und Höhen des Schwaderlochs in der Nähe von Konstanz und das Schloß Dornach am Eingange des Juragebirges, ins Auge gefaßt. Der König behielt sich vor, auf Margaretha-Tag (den 15. Juli) bei Konstanz sein Hauptheer über die Rheinbrücke zu führen und der Besatzung auf Schwaderloch, die den Weg ins Thurgau und nach Zürich deckte, mit ansehngebietender Macht sich entgegenzustellen. Zu derselben Zeit sollte Graf Heinrich von Fürstenberg mit den Truppen des Reichs und der östreichischen Herrschaft welche im Elsaß sich sammelten Dornach überfallen und den Weg ins Gebiet der Solothurner und Berner suchen.

In seinem Feldlager zu Altkirch und in der Gegend von Mühlhausen begann jetzt der königliche Hofmarschall das ihm übergebene Kriegsvolk zusammen zu ziehn. Von Woche zu Woche mehrte und verstärkte sich sein ansehnliches Heer. Den Kern desselben bildeten die „freien geldrischen Lanzknechte", die der König aus den Niederlanden gebracht hatte, altbewährte Krieger, längst begierig, sich mit ihren Nebenbuhlern im Waffenruhme zu messen; ihnen zur Seite, unter ihrem Hauptmanne Loy de Wadern, die vierhundert wohlgepanzerten Reiter „der welschen Garde", welche Prinz Philipp von Burgund seinem königlichen Vater zugesandt, eine muthige, schön geordnete Schaar. Zu

Diesen stießen, mit den Leuten der Herren des östreichischen Adels im Elsaß, Sundgau und Breisgau, die Zuzüge aus den Städten des Reichs in dieser Gegend. Die von Kolmar und Schlettstadt sandten ihre Mannschaft; die von Ensisheim führten eine gewaltige Büchse herbei; aus Freiburg im Breisgau kam Hauptmann Storch mit den Seinen; aus Straßburg mit Zeug und schönem Geschütz ein hübsch und auserlesen Volk, ihr Panner trug Herr Arbogast von Kagenegg. Den ganzen Rheinstrom entlang hatte man zahlreichen kriegerischen Zuzug zu diesem Kriege des Reichs gegen die Eidgenossen heraufziehen sehn. Aus Speier und Mainz, aus Köln, aus den Landen des Pfalzgrafen, des Herrn von Nassau, der rheinischen Bischöfe hatte gerüstetes Kriegsvolk zu Roß und zu Fuße sich eingefunden. Diese Alle sammelten sich nun unter den Oberbefehl ihres Feldherrn. Um ihn her erblickte man eine glänzende Schaar von edlen, hochgestellten, ritterlichen Herren. Es waren da der Graf Eckart von Bitsch und der Freie von Kastelwart, der die Stelle eines Obermusterherrn im Fürstenbergischen Heere versah, Herr Georg von Sensheim zu hohen Kottenheim und die zwei Feldhauptleute Ludwig von Maßmünster und Friedrich Kappleren, Ritter. Das gesammte Kriegsheer konnte wohl auf mehr denn 15000 Mann (13000 Knechte zu Fuß und 2000 Reiter) geschätzt werden.

Der Plan des Feldzuges wurde von den Führern des Kriegs so geheim als möglich gehalten, und auf der Tagsatzung zu Luzern waren die versammelten Boten unschlüßig, nach welcher Seite hin am ehesten den Rüstungen des Feindes begegnet werden solle. Zürich und Schwyz redeten eifrig für einen Zug zum Schutze des Thurgaus; Bern und Solothurn aber stritten für ein Unternehmen gegen dem Sundgau hin. Nach heftigem Widerstreit der Meinungen hatten zuletzt die Vorstellungen des Solothurner Gesandten ein Mehr erlangt. Man

war einig geworden, auf Donnerstag Abend (am 18. Juli) sollten die Mannschaften sämmtlicher zehn Orte in Liestal sich zusammenfinden. Und das Panner derer von Solothurn war bereits am 13ten ausgerückt. Sie waren 1500 Mann stark, und zu Balstal stießen noch achtzig streitlustige Männer von Witlisbach zu ihnen. Ihr Hauptmann war Schultheiß Niklaus Konrad, Venner Urs Ruchti, Lütiner war Hans Heinrich Winkeli und Niklaus Ochsenbein Fähndrich. Bis zur anberaumten Zeit sollten sie unterdessen, beobachtend und die Zugänge durchs Gebirg hütend, im benachbarten Jura umherschweifen. Als aber die Feuerzeichen der Besatzung auf Schwaderloch von der dort drohenden Gefahr oerkündeten und ihre Boten den schreckenden Bericht nach Zürich brachten, auf Sankt Margaretha-Tag sei König Maximilian selber mit den höchsten Fürsten des Reichs und der ganzen Macht des schwäbischen Bundes in Konstanz eingerückt, sein gewaltiges Kriegsherr stehe im Begriff, ihren schwach besetzten Posten anzugreifen: so wurde auf die dringenden Mahnungen Zürichs der Anschlag auf die untere Rheingegend wieder aufgegeben; Zürich, Schwyz, Luzern schickten ihre Verstärkungen nach dem Schwaderloch; die Zuzüge der Eidgenossen schlugen den Weg nach dem Thurgau ein; selbst Bern hielt mit der Sendung seines Panners nach der solothurnischen Grenze noch inne.

Von dieser Lage der Dinge im Lande des Gegners erhielt Graf Fürstenberg von befreundeter Hand geheime sichere Nachricht. Hans Immer von Gilgenberg, der Altbürgermeister von Basel, im Herzen der Sache Oestreichs geneigt, meldete ihm, daß die Eidgenossen Alle hinauf nach dem Bodensee gezogen seien, daß auf der Seite von Dornach und Solothurn die Grenze von jeder Vertheidigung so viel als entblößt liege. Man hat nachher den Brief mit der Unterschrift „Pfefferhans" in Fürstenbergs Zelte gefunden. Da säumte der Hofmarschall

des Königs nicht länger. Er ließ sein Kriegsheer durchs Sundgau hinauf und durch das Leimenthal am Fuße des Blauen gegen Dornach rücken, eine unaufhaltsam näher und näher sich heranwälzende Fluth von gewappneten Männern und Pferden, von leichtem und schwerem Geschütz, von kriegerischem Zeug und Gepäcke. Bei ihrer Annäherung flüchteten vor ihnen her die Landleute mit Weib und Kind, mit Hab und Gut in die Nachbarstadt. Der Vogt Benedikt Hugi auf Schloß Dorneck schrieb seinen Herren zu Solothurn: die Feinde ziehen heran; der größte Haufe sammle sich zu Blotzheim und in den Basel zunächst liegenden Dörfern. Im nahen Therwil, dem Hauptorte des Leimenthals, wurden auf die Ankunft des Feldherrn die erforderlichen Vorkehrungen getroffen. Zwei Tage darauf aber, am Morgen des zweiunzwanzigsten Heumonat, ergoß sich die gesammte Heeresmacht Fürstenbergs in das erweiterte Thal der Birs, wo der Waldstrom aus den Schluchten des Gebirges heraustritt und unter Schloß Dornach vorbei dem Rhein und der Ebene zueilt. Die geldrischen Lanzknechte, die Mannschaften der Reichsstädte, die Herren vom Adel mit ihren Reisigen schritten über die Birsbrücke und begannen zur rechten Seite der Birs, im Angesichte des Berges daran das Schloß liegt ihre Lager zu schlagen; die Einen beim Dorf Dornach unmittelbar am Fuße des Schloßbergs, der größere Haufe mehr links gegen Arlesheim hin, Andere in der Mitte zwischen Beiden bei der Brücke am Ufer des Flusses; die Reiter der welschen Garde blieben jenseits, auf der andern Seite des Wassers.

Man begann allmälig zur Belagerung des Schlosses zu schreiten. Das schwere Geschütz wurde den Hügel hinauf geführt. Die Kundigen suchten die Stellen auf, von denen aus am besten Bresche gelegt werden könne. Hie und da wurde schon zum Versuche ein Schuß abgefeuert. Der treffliche und

unermüdliche Vogt Hugi befand sich in seinem Schlosse in großer Noth. Er hatte Briefe über Briefe um Entsatz und Hilfe nach Solothurn gesandt. Seine Knechte waren in den letzten Tagen wacker gewesen, Steine zur Abwehr eines Sturmes auf die Mauer zu tragen. Aber das Haus hatte nur schwache Wehren und schadhafte, nothdürftig gebesserte Mauern. Seine Mannschaft war ihm zuletzt bis auf zehn muthige Männer zusammengeschmolzen. Es fehlte an Mehl und Wein für die Leute, um eine Belagerung auszuhalten. Im benachbarten Basel erwartete Alles, auf die Nacht das Schloß Dornach in Flammen aufgehen zu sehn. Einer der Herren des Domstifts, Arnold von Rotberg, ließ auf dem Münsterthurm einen Tisch rüsten, damit er von hier aus mit seinen Genossen, den Freunden Oestreichs, beim fröhlichen Becherklang dem Brande zuschauen könne. In dieser Noth ließ der Vogt heimlich einen Boten an einem Seile hinunter, daß er den Wald hinter dem Schlosse gewinne, die Eidgenossen in Liestal aufsuche und sie bewege, zur Errettung des Schlosses herbeizueilen.

---

## 3. Die Ankunft der Eidgenossen.

Unterdessen hatte man in der Eidgenossenschaft von der hereinbrechenden neuen Gefahr in der letzten Stunde noch Kunde erhalten. Die Solothurner im Jura hörten von den gewaltigen Truppenbewegungen des Feindes. Zu einer ernstlichen Unternehmung vorerst zu schwach, näherten sie sich allmälig, immer in der Nähe der bedrohten Grenze bleibend, dem schon früher bestimmten Sammelplatze zu Liestal. Schultheiß und Räthe von Solothurn aber melden eilends die dringende Noth an die übrigen Orte. Boten laufen nach Bern, nach Zürich, nach Luzern. Sie mahnen die getreuen lieben Eidgenossen zu schleuniger

Hilfe. Bern sendet Bericht an Herrn Kaspar zum Stein, der mit Bernern und Aargauern im Fricktthale stand. Es heißt das längst bereit gehaltene Stadtpanner aufbrechen. Die Zürcher, so Viele ihrer noch zu Hause sind, ziehen aus. Luzern bemüht sich, auf einem Tage zu Beckenried Zug und die Waldstätte des Gebirgs für Solothurn umzustimmen. Einer seiner Boten eilt, die Mannschaft von Luzern einzuholen, welche schon auf dem Wege nach dem Bodensee war. Es schickt ihnen auf näherm Weg Geschütz nach Olten voraus. Aus den Landschaften von Solothurn und Luzern machen Freiwillige sich auf. Unter den Orten der Eidgenossenschaft konnte wohl etwa heftiger Streit verschiedener Meinungen obwalten; wo es Noth galt, herrschte bei Allen derselbe Sinn: Einer den Andern nicht zu verlassen und, ihres Eides eingedenk, Blut und Leben zu den gefährdeten Bundesgenossen zu setzen. Sofort bewegten sich nun von allen Seiten die Zuzüge nach dem obern und unteren Hauenstein. Samstag früh am 20sten rückten unter ihrem Hauptmann, Altschultheiß Rudolf von Erlach, 2000 Berner aus. Ihr Panner, das der Zunft zu Gerbern, trug Konrad Vogt; Kaspar Wyler war Venner und Niklaus Murry der Fähndrich der Schützen. Sonntag Abends den 21. langte Junker Kaspar Göldlin von Zürich mit 400 hübsch gewachsenen, schön ausgerüsteten Knechten und einem Fähnlein, welches Jakob Stäpfer trug, zum Nachtlager in Olten an. Erst in Winterthur erreichte am Sonntag früh der abgeschickte Bote den Hauptmann Fehr mit seinen 600 Luzernern. Zu ihnen hatte sich auf der Straße das Panner von Zug unter Führung das Landammanns Werner Steiner mit 400 redlichen Mannen gesellt. Sie waren eben in der Kirche und rüsteten sich weiter nach dem Thurgau zu ziehn. Willig und freudig folgten sie dem neuen Geheiß und kehrten um, dem Feinde vor Dornach zu begegnen. Der Stadtschreiber Babenberg von Solothurn, im Auftrag seiner Herren nach

Zürich reitend, traf am Abend desselbigen Sonntags die beiden Orte in Aarau. Als diese stattliche Schaar zwischen Zürich und Aarau durch Bremgarten zog, weinten die Leute des Orts über diese Opfer des Todes und über des Landes Gefahr. Aber Hans Kolli, der Pannerträger von Zug, redete getroste Worte des Glaubens und des freudigen Muthes zu ihnen. „Ihr biderben Leute," so sprach er im Weiterziehen, „seid wohl „getröstet; es wird nicht anders denn wohl gehn. Betet ihr „nur treulich zu Gott um Hilfe, so wollen wir mit seiner „Kraft dem Feinde bald ab unserm Boden zünden. Gott be„hüte euch Alle!"

Die von Solothurn waren gegen Ende der Woche nach Liestal gekommen und warteten, von den Bürgern daselbst freundschaftlich aufgenommen, mit Sehnsucht des Zuzuges aus den andern Kantonen. Es waren aber erst, außer einzelnen Haufen von Freiwilligen, die über Balstal und Olten gekommen, nur etliche Fähnlein der Berner da, welche ihnen Kaspar von Stein aus dem Aargau hatte zukommen lassen. Und Schultheiß Konrad, der Solothurner Hauptmann, hatte strengen Befehl von seinem Herrn zu Hause erhalten: er solle vor Ankunft der übrigen Orte in keinen Streit mit dem überlegenen Feinde sich einlassen. Als nun am Montag Morgen der Bote von Dornach die Nachricht vom Einbruch der Feinde in ihr Land brachte, hatte kurz vorher ein Trupp streifender Reiter den Solothurnern zwei der Ihrigen zunächst vor dem Thore des Städtleins erstochen, und das Volk war des unthätigen Zuwartens müde und unmuthig. Von der Noth der Freunde vernehmend, begehrten sie zum Kampfe geführt zu werden, ehe denn der Feind seine Lager befestige und das Schloß zu erstürmen beginne. Der Schultheiß von Liestal, Heinrich Strübin, gab ihnen den Rath: oben auf der Höhe des Berges der das Gelände von Liestal vom jenseitigen Birsthale scheidet, zur Seite des Dorfes

Gempen, in der Nähe der Schartenfluh, liege in einsamer, verborgener Gegend ein offenes ebenes Feld, die Gempenmatte geheißen; dort mögen sie eine Weile noch ferner harren, ob ihnen nicht Verstärkung kommen werde. Ueber Nuglar zogen sie den Berg nach Gempen hinauf. Zwei Männer von Liestal, Peter Bicker und Hans Brotbeck, zeigten ihnen den Weg. Das Dorf links liegen lassend stiegen sie noch vollends zur Anhöhe, wo von den Stollenhäusern zum Gehölz das die Fluh umgiebt und zum Hofe des Baumgarten hin waldloses Wiesenland sich ausbreitet. Hier hieß der Hauptmann seine Schaar Halt machen. Die Erhebung des Bergs um die Fluh her und der Wald vor ihnen verbarg ihre Nähe den Blicken des Feindes unten im Thale.

Kaum vermochte, als es schon weit über Mittag geworden, der Führer seine kampfbegierigen Leute länger zurückzuhalten. Da erschienen, die Ersten der zu Hilfe eilenden Bundesgenossen, unter ihrem Hauptmann Junker Göldlin, vom Marsch in der Mittagssonne erhitzt und erschöpft, die vierhundert nothfesten Männer von Zürich. Sie hatten die vorige Nacht in Olten Rast halten wollen, als ein Bote um den andern kam und sie mahnte nach Liestal zu eilen. Sie waren die Nacht hindurch auf dem Marsche gewesen, und da sie zu Liestal den Auszug der Andern vernommen, waren sie ohne Aufenthalt und ohne Mittagsmahl zu halten weiter gezogen. Als die Solothurner diese Kampfgenossen erblickten, empfiengen sie dieselben wie Freunde in der Noth. Mit bewegtem Herzen, mit Thränen in den Augen einander die Hand reichend, begrüßten sich die biedern Eidgenossen. Man stärkte die ermüdeten Getreuen mit Wein und mit Brot. Aber der Hauptmann der Zürcher wollte keinen Bissen zu sich nehmen, bevor er die Stellung der Feinde gesehen. Er stieg mit dem Schultheißen von Solothurn zur nahen Schartenfluh hinauf, die wir zu Basel

„den Gempenstollen“ nennen. Dort öffnet sich dem Besuchenden auf einmal der Wald, und der vorspringende Fels bietet einen freien Rasenplatz zu offener Aussicht. Die beiden eidgenössischen Hauptleute konnten von hier aus das nahe Schloß zu ihren Füßen, den Lauf der Birs, die vom Fuße des Berges gegen dem Bette des Flusses hin sich abdachende Thalebene schön überblicken und auf die verschiedenen Lager des Feindes vor dem Schloß, im weiten Felde drunten und in der tieferen Thalsohle um die Brücke her trefflich hinuntersehn.

Sie sahen, wie die Lager wohl weit von einander entfernt lagen, durch keine Verschanzungen gegen einen Angriff geschützt, durch keine Wachen vor unvermuthetem Ueberfalle gesichert: wie keinerlei Kriegszucht in diesem Heere herrschte und Alles sichtbar der sorglosesten Sicherheit sich überließ. An dem Tage war das Fest der heiligen Maria Magdalena. Es wurde im Kriegsheere der Königlichen vor Dornach in der unbekümmerten Weise soldatischen Uebermuthes gefeiert. Die Landleute des Elsasses brachten Wein und Schlachtvieh in Menge zum Verkaufe herbei. Die Domherren von Basel schickten ihren Freunden im Heer Silbergeschirr und kostbare Kleider. Die Herren machten sich's bequem, legten die Rüstungen ab und lustwandelten im langen Gewande, wie's Leute vom Adel zu Haus und im Frieden trugen, gaben zwischenein etwa Denen die mit Geschütz um das Schloß lagen nachlässig ihre Befehle. Andere badeten sich in der Birs, giengen, der Hitze des Tages zu wehren, in luftigen Badhemden am Ufer hin oder saßen zechend und prassend im Schatten grüner Hütten. Die Knechte waren theils mit Bereiten des Mahls, mit Schlachten, mit Braten des Fleisches am hell lodernden Feuer beschäftigt und holten Aeste und Zweige aus dem Walde herbei, um Laubhütten zu bauen; theils trieben sie, der Lust des Augenblickes sich hingebend, allerlei Kurzweil. Hier wurde mit Würfeln gespielt,

dort beim Weine gelacht und gejubelt, dort schwangen sie sich im Tanz und Reigen mit leichtfertigen Dirnen. Der bekannte Leutpriester von Straßburg, Johann Geiler von Kaisersberg, hatte vor dem Auszug zu diesem Kriege die Mannschaft der Stadt in seiner Predigt ernstlich daran erinnert: „wenn sie wider die Eidgenossen zu Felde ziehn wollten, müßten sie anders sich rüsten, als wenn sie gen Baden ins Bad zu reisen gedächten; da bedürfe es, mit mannlichen Herzen, mit guten langen Spießen, Hallebarten und Büchsen, vor allen Dingen mit Gottesfurcht wohl gerüstet zu sein." Im Lager des Grafen von Fürstenberg war von solcher guter Bereitschaft auf den Ernst des Krieges wenig zu spüren. Zwar es mißfiel Etlichen der Besonnenern unter ihnen, kriegserfahrenen Männern aus den Städten und von den geldrischen Lanzknechten, der gänzliche Mangel an Vorsicht. Sie traten vor den Feldherrn und riethen Wachen auszustellen, redeten von der Gefahr welche die Versäumniß aller im Kriege üblichen Vorkehrungen bringe. Man hatte, so wird erzählt, die schweizerischen Kriegsmänner auf dem Fels oben bemerkt, wie sie den Freunden im Schloß mit ihren Hüten Zeichen der nahenden Hilfe gaben. Ein Gefangener, welchen am Morgen die streifenden Reiter von Liestal gebracht, hatte ausgesagt, die Eidgenossen seien daselbst, sie hätten die vergangene Nacht dort übernachtet. Aber der völlig verblendete, auf seine bessere Einsicht und sein starkes Kriegsheer trotzende Oberanführer zürnte der Mahnung und gab den Warnenden spöttische Antwort: „ob sie denn meinten, daß es Schweizer vom Himmel schneie? so Viele gebe es ihrer nicht, und diese hätten genug an andern Orten zu schaffen; wer sich fürchte, möge einen Panzer anziehn oder heimgehen." Ihm erwiederte Hauptmann Storch von Freiburg: „Ich will meinen Stand noch „ebenso redlich verstehn als Ew. Gnaden; doch sollte man end„lich einmal der Schweizer Fäuste besser kennen gelernt haben."

Als die eidgenössischen Hauptleute auf Schartenfluh das sinnlose Wesen und Treiben im feindlichen Lager gewahr wurden, erbrannte ihnen das Herz zu freudigem Kampfesmuth; auch der Hauptmann der Zürcher rieth jetzt zum Angriff. Sie kehrten zu ihren Leuten auf der Gempenmatte zurück. Hier trafen bald nach den Zürchern, unter Schultheiß von Erlach den hohen Berg von Liestal heraufkommend, die zweitausend Männer von Bern ein, „der starke Bär", wie ihr Geschichtschreiber sich ausdrückt. Und wie jetzt die drei Orte mit ihren Fahnen und Pannern beisammen sind, halten sämmtliche Hauptleute und Venner Kriegsrath untereinander. Sie werden Alle Eins, Gott zu Hilfe zu nehmen und den Angriff zu thun. Die Führer ordneten ihre Schaaren. Die Eidgenossen beugen ihre Kniee und beten. Es war gegen die Vesperzeit, zwischen drei und vier Uhr des Abends.

---

## 4. Die Schlacht.

In größter Stille, dem Feind ihre Nähe nicht zu früh zu verrathen, zog das kleine tapfere Kriegsheer den Wald hinunter der von der Höhe des Berges zum Schlosse hinabfällt. Ihrer waren nicht über fünfthalbtausend Mann. Die von Solothurn unter ihrem wackeren Schultheißen bildeten die Vorhut. Sie zogen seitwärts von der üblichen Straße, weil diese, ein enger Hohlweg, mit Geschütz verlegt war. Die Verständigern im Belagerungsheer scheinen doch auf etwelche kriegerische Vorkehrung bedacht gewesen zu sein. Ein Landmann der Umgegend, Uli Kaiser von Grellingen, kam den Solothurnern den Berg herauf entgegen. Derselbe zürnte den Königischen, weil sie ihm eben erst sein Haus verbrannt hatten. Er zeigte den Hauptleuten an, daß er drunten im Holz vier Lanzknechte, eine heim-

liche Wacht der Feinde, erstochen habe, und erbot sich, die Eidgenossen sicher und unbemerkt bis zu den Zelten der Belagerer vor dem Schlosse zu führen. Rasch und freudig folgten ihm die Männer der Vorhut, langsamer auf dem rauhen und unwegsamen Pfade die Panner.

### Der Angriff der Vorhut.

Am Ende des Waldes, zunächst beim Lager das gegen dem Schloß lag, machte Schultheiß Niklaus Konrad mit den Seinigen Halt. Noch verbargen sie die letzten Bäume den Blicken des Feindes. Sie waren ihm so nahe, daß sie die Flüche und Schwüre der Zechenden vernahmen, den Dampf der Speisen riechen konnten. Ihr Hauptmann ermahnte sie mit wenigen kräftigen Worten. „Gedenket,“ sprach er, „eurer frommen, red„lichen Altvordern, welche oftmals mit kleiner Macht, aber mit „starker Hand und mannlichem Herzen an große und gewaltige „Heere sich machten und nichts, auch keinen Tod scheuten, „um der Eidgenossenschaft Ehre und Namen, Lob und Freiheit „zu schirmen. Ihr höret die Flüche unsrer Todfeinde, wie sie „Gott schmähen und lästern. Sie liegen auf unserm eigenen „Erdreich, um uns Land und Leute, Weib und Kind zu ver„derben. Wohlan! nach löblichem Brauch unsrer Väter, drücken „wir unverzagt in den Feind, achten wir getreu auf einander, „und der Sieg wird uns über diese sorglose Menge nicht ent„gehn.“ So sprach der wackere Führer. Jeder betete noch ein stilles Vater Unser. Dann mit einem Male brachen sie unter lautem Schlachtgeschrei aus dem Walde hervor und fielen mit Macht unter die zechenden Knechte, unter die wehrlos in ihren Zelten liegenden Herren, machten nieder wen sie gerade trafen, jagten die Andern, ehe sie sich zur Wehr setzen konnten, durch wildes Gestrüpp, durch Stauden und Stöcke den letzten steilen Hügel hinab, den Lagern im offenen Felde unten entgegen.

Hier entstand große Verwirrung unter den Feinden. Die Flüchtigen, gejagtem Wilde gleich auseinander stiebend, rennen den Zelten der Führer und des Adels an der Birs zu. Die Verfolgenden in unaufhaltsamem Laufe stürmen ihnen nach, erreichen sie, werfen sie allenthalben zu Boden. Alte Krieger, die schon manche Schlacht mitgefochten, einen ehrenhaften Tod schimpflicher Flucht vorziehend, stellen sich, beinahe unbewaffnet, und erliegen dem unwiderstehlichen Andrang. Im Lager finden Viele unter den adeligen Herren und Rittern beim Trinkgelage, im Schlafe unter den grünen Hütten, im langen Prachtgewand oder im Badhemde einen plötzlichen unrühmlichen Tod. Zuerst wußte man gar nicht, was der unvermuthete Kriegslärm bedeute. Die Hauptleute wähnten, ihre Knechte seien betrunken und liegen im Zwiste untereinander, wollten kommen und Frieden gebieten. Es wurde damals erzählt, die Eidgenossen hätten einer Kriegslist gebraucht und sich vorn auf der Brust rothe Kreuze, das Feldzeichen der Oestreicher, angeheftet, das eidgenössische weiße Kreuz aber am Rücken getragen. Zu spät erkannten die Herren die starken Fäuste der Schweizer. Der Graf von Fürstenberg mit einigen Edelleuten seines Gefolges eilte herbei, dem vermeinten Unfuge zu steuern. Bevor er erkunden konnte, was hier geschehe, schlug ihn die Hand eines eidgenössischen Mannes: er fiel nieder, tödlich getroffen.

Aber in der Hitze des Verfolgens waren die Leute der solothurnischen Vorhut zu weit auseinander gekommen. Sie hatten schon beim Schlosse oben des allzuengen Hohlweges wegen sich zur Rechten und zur Linken getheilt. Die zur linken Hand, der kleinere Haufe, vergaßen der Mahnung des Hauptmanns, immer wohl aufeinander zu achten, stürzten sich, Jeder so schnell er nur konnte, den Schloßberg hinunter, geriethen in das Lager der Feinde das, durchs Schloß zuerst ihren Blicken verdeckt, beim gleichnamigen Dorfe lag und begannen hier

größern Widerstand als dem sie stark genug waren zu finden. Die andre Abtheilung war schon bis in die Nähe der Birs vorgedrungen, sah die Bedrängniß der Freunde, kehrte um, den von den Ihrigen Abgetrennten Entsatz zu schaffen. Wie sie aber, die gelinde Steigung hinan die aus der Thalsohle nach dem erhöhten Rande des Thales führt, sich zurückzogen, kamen ihnen vom jenseitigen Ufer her, durch die schäumenden Wogen der Birs sprengend, die rüstigen schnell gewappneten Reiter der burgundischen Garde nachgejagt, umringten sie und richteten nicht kleinen Schaden unter ihnen an. Aber die Schweizer waren des Kampfes mit der Reiterei wohl kundige Kriegsleute. Sie schaarten sich; die Vordermänner streckten den auf sie eindringenden Kürassieren ihre Spieße entgegen; hinter ihnen schossen die wohlgeübten Schützen ihre tödlichen Geschosse gegen dieselben ab. Die Reisigen der königlichen Leibgarde ließen von ihnen und rannten dem schwächern Haufen zu, der weiter oben in Noth war. Der sah sich jetzt gewaltig in die Enge getrieben. Es fielen ihm todt oder verwundet an die achtzig von seinen Leuten. Er wurde gänzlich zurückgedrängt und mußte sich ins Gehölz retten. Auf diesem Rückzug haben die kühnen Angreifer der Vorhut den größten Verlust erlitten der sie an diesem Tage getroffen hat.

### Der Hauptstreit.

Die Panner und Zeichen des eidgenössischen Hauptheers langten endlich auch auf dem Kampfplatze an. Sie hatten ihr Geschütz kaum auf den bösen Waldwegen fortschleppen können, die schwersten Stücke ungern zuletzt dahinten lassen müssen, und standen nun oben beim Schloß am Ausgang des Waldes. In guter Ordnung zog sich der eine Theil der Vorhut, auf dem Wege noch das Geschütz derer von Straßburg zerschlagend und umwerfend, zu ihrem Gewalthaufen zurück. Ihren Noth leiden-

den Gefährten aber kamen vom Hauptheere aus die Eidgenossen zu Hilfe und zogen ihr verschlagenes Häuflein wieder an sich. Und jetzt gieng's die Straße gegen Arlesheim hinunter zum zweiten, rechten Angriffe und Hauptstreit.

Es war unterdessen schon ziemlich spät am Tage geworden. Die Feinde hatten sich vom ersten Schrecken des unvermutheten Angriffs wieder etwas erholt. Im Lager zu Arlesheim war der beste Theil des Heeres noch unversehrt geblieben. Daselbst sammelte sich auch das Kriegsvolk aus den übrigen Lagern. Es ward, so gut es bei der allgemeinen Verwirrung, beim Mangel eines gemeinsamen Führers möglich war, eine Schlachtordnung gebildet. Auf den Wiesen vor Arlesheim stellte sich das Fußvolk aus dem niederländischen Kriege sammt den Mannschaften und Pannern der Städte zum Empfang des eidgenössischen Heeres auf, die Reiterei des Adels und der welschen Garde zu ihrer Seite, das Geschütz der Reichsstädte und der Truppen des Königs in vorderster Reihe. Die Eidgenossen, unten im weiten Felde angelangt, ordnen sich und rücken heran. Der Feind brennt seine Geschütze los. Die Schüsse gehen zu hoch, den Anrückenden über die Köpfe weg. Sie, nach Schweizerart gewohnt im schnellen, kühnen, festgeschlossenen Angriff ihre Stärke zu suchen, unterlaufen ein zweites Feuer und dringen ohne Schaden an die feindliche Fronte. Die Lanzknechte, um ihre Waffenehre streitend, wehren sich standhaft. Die Kürassiere der Leibgarde und die übrigen Reiter fallen den Eidgenossen bald hier, bald da in die Seite. Die Männer von Bern, die Vordern im Streite, den Streichen der Gegner sich blos stellend, suchen mit kräftigen Schlägen einen Eingang ins feindliche Fußvolk. Rings zur Seite und im Rücken bilden die Andern um die Panner her einen festen Wall von starrenden Spießen, hinter welchem hervor die Geschosse der Schützen in die anrennenden Reiterschaaren eindringen. Da

erkämpfte sich mit tapferer Faust Johannes Wild von Bern das Lob seiner Obrigkeit und das Ehrengeschenk eines silbernen Bechers. Da fiel unter den Streichen der gering geachteten Schweizer manch edles und stolzes Haupt. Es sank Graf Eckart von Bitsch und der Letzte seines Geschlechtes, Freiherr Mathias von Kastelwart, der zu spät wieder gut zu machen suchte, was er in seiner Stellung als Ordner des Heeres versäumt hatte. Aber auch unter den Eidgenossen ward nicht wenigen redlichen Männern das Loos, auf dem Schlachtfelde rühmlich zu fallen. Insonderheit war der Verlust der Berner bedeutend: einundzwanzig Bürger ihrer Stadt fanden im Schlachtgewühle den Tod; unter ihnen Meister Paul Löwensprung, ein kunstreicher Maler, der sonst nicht ein Krieger gewesen.

Lange dauerte unentschieden der Kampf. Zwischen sieben und acht Uhr hatte der Angriff begonnen; die Sonne war längst gesunken; der Sieg stand noch im Zweifel. Jetzt drangen die Freunde, jetzt wieder die Feinde vor. Am einen Orte gewannen die Genossen die Oberhand, am andern bedurften die bedrängten Freunde ihrer eiligen Hilfe. Bald vorwärts, bald rückwärts wogte die Schlacht, einem vom Winde bewegten Kornfelde gleich. Der an Zahl weit geringere Haufe der Eidgenossen fieng an über der strengen Arbeit zu ermüden. Ihnen ward immer schwerer „Ernst mit Ernst zu vertreiben“. Sie vermochten kaum länger mehr, der feindlichen Uebermacht sich zu erwehren; sie waren allen Ernstes nahe am Ende; Etlichen entsank der Muth und sie flohen. Benedikt Franz und Benedikt Küfer von Solothurn kamen am späten Abend in großer Hast und Eile gen Liestal gelaufen. Die fuhr der Schultheiß Strübin heftig an; „daß euch Gott schelte! was seid ihr für Leute und was thut ihr hier?“ Und sie erzählten, die Eidgenossen hätten müssen abziehn; denn ihrer seien zu Wenige gewesen.

## Die Hilfe in der Noth.

Aber in derselben Stunde standen schon droben auf der Höhe des Bergs am Rande des Waldes, wo der Weg nach der Wiese des Baumgarten führt, denen in der Schlacht noch völlig verborgen, die Eidgenossen von Zug und von Luzern. Ihnen kamen etliche Flüchtlinge entgegen, welche sie vom Streit abmahnen wollten und sprachen: „Liebe Eidgenossen, ziehet nicht „weiter; denn die Unsern sind der Maaßen von allen Seiten „umgeben und geschädigt, daß ihrer nur Wenige davon kommen „werden". Doch der Luzerner Hauptmann, Schultheiß Petermann Fehr, sprach zürnend zu ihnen: „Ihr hättet bis in den „Tod nicht von ihnen weichen sollen. Wir werden zu unsern „lieben Eidgenossen unsern Leib und unser Leben, zu den „Todten und den Lebendigen setzen." Und Ammann Werner Steiner von Zug sagte: „Sollten wir das Gefecht hören und „nicht dazu eilen? das wäre uns eine ewige Schande! Ich „kenne unsre Eidgenossen und kann nicht glauben, daß sie schon „so, wie ihr uns vorgebt, überwältiget seien. Sind sie aber „erschlagen, so werden sie sich der Maaßen an dem Feinde gehalten und ihn ermüdet haben, daß wir etwas schaffen und „unsre treuen lieben Eidgenossen rächen wollen. Darum, welche „redlicher Eidgenossen werth sind, mögen mir nachfolgen!" Alle stimmten freudig bei. Sie legten, um besser fechten zu können, ihre Waidsäcke ab und eilten der Stätte zu, woher das Getöse der Schlacht von Ferne zu ihnen herauf drang. Die Landleute der Umgegend haben lange Zeit ihren Kindern und Kindeskindern den alten Birnbaum gezeigt, an dessen Aesten die Getreuen ihre Wartsäcke aufhiengen. Jetzt steht an der Stätte ein einfaches Denkmal.

Als nun drunten in der Schlacht die Noth der drei eidgenössischen Orte aufs Allerhöchste gestiegen war, sah man hinter

Arlesheim aus Berg und Wald hervor die neue Schaar von Kriegern heranrücken. Es war für beide Theile zuerst ein Augenblick angstvoller Ungewißheit. Wer waren diese frischen Theilnehmer am Kampfe? kamen sie über Rheinfelden von jenseits des Rheines her? kamen sie über den Jura aus dem Lande der Eidgenossen? In gespannter Erwartung schauen Alle nach der Stätte hin, und Jeder fürchtet und hofft, ungewiß, ob's Freunde oder Feinde seien. Aber Meister Hans Schönbrunner, der Pfarrherr von Zug, eilt auf seinem Pferde den Seinen voraus; er hat, daß man's von Weitem sehen kann, seinen schwarzen Mantel mit einem großen weißen Kreuze darauf um sich geschlagen; an die Freunde heranreitend ruft er ihnen mit lauter Stimme entgegen: „Tapfer daran, liebe „Eidgenossen! denn meine Herren von Luzern und Zug sind „da, mit aller Macht euch zur Hilfe!" Hoch flackert im Abendwind der Luzerner blau und weißes damastenes Fähnlein; es zeigt sich deutlich das Panner von Zug; die wohlbekannten Schlachthörner erschallen. Mit lautem Geschrei fallen die zwei Städte dem Feind in die Flanke, und die drei andern, durch Siegeshoffnung in ihrem Muthe gehoben und wie verjüngt in ihren Kräften, erneuern den Angriff von vorne.

Alsobald entsank den Feinden der Muth. Ohnehin der Sicherheit mangelnd welche wohlbedachte Ordnung gewährt, nun auf einmal vom jähen Schreck übermannt, begannen sie allenthalben rückwärts zu weichen. Die Freiburger hielten den Stand nicht den ihr Hauptmann wohl verstehen zu wollen vermeint hatte; sie entflohen und ließen ihr Panner in den Händen derer von Solothurn. In die durchbrochenen Reihen der Mannschaft aus Ensisheim brachen die Männer von Zug ein; Franz Laurenz Brandenburg gewann die Ehre, das Panner der Stadt zu erobern. Bald ward Alles zur ungeordneten, wilden Flucht. Geschütz und Lager dahinten lassend, die Waffen

wegwerfend, stürzten sich die Einen den Rain hinunter nach der Birsbrücke hin. Langsamer, an des Tages Glück verzweifelnd, in tiefem Unmuth über die Thorheit des Feldherrn, die ein so zahlreiches Heer in die Hand des Feindes überliefert hatte, folgten Andre dem allgemeinen Rückzuge. Die siegesfreudigen Eidgenossen unaufhaltsam den Fliehenden nach. Viele der Besten erlagen ihrer ungestümen Verfolgung. Von der schmucken Schaar die aus Straßburg ausgezogen kehrten Viele nicht mehr heim. Um ihr Fähnlein stritt in blutigem Zweikampfe Heinrich Rahn von Zürich mit Junker Arbogast von Kagenegg. Der Zürcher wurde am Kopfe verwundet; aber auch der von Kagenegg wankte; ein Solothurner brachte ihn noch gänzlich zu Falle. Beinahe wäre zwischen den zwei übereifrigen Siegern ein neuer Kampf um die ehrenvolle Beute ausgebrochen.

An der Birs aber ward's, als die Flüchtigen zur Deckung des Rückzuges allzufrüh die Brücke abbrachen, ein grauenhaftes Gemetzel unter den Zurückgebliebenen. Hinter den Umhegungen, im Dickicht des Gestäudes, in den Fluthen der Birs noch erreichte Geringe und Edle, Herren und Knechte das scharfe Schwert, die wuchtige Hallebarde der Schweizer. Manche ertranken im Gedränge der Flucht in dem sonst wenig tiefen Gewässer des Waldstroms. Auf dem Wege nach Basel hin währte noch eine beträchtliche Strecke weit die schimpfliche Flucht und die unausgesetzte Verfolgung. Die bald eintretende völlige Nacht setzte dieser ein Ende. Die Eidgenossen kehrten freudigen Herzens nach den eroberten Lagern zurück. Da, vor allem Andern zuerst, fielen sie auf offenem Felde auf ihre Kniee und sagten Gott Lob und Dank für seine gnädige Hilfe. Sodann, nach des Tages Marsch und Streit der Stärkung wohl bedürftig, aßen und tranken sie fröhlich was Andre hergebracht und zubereitet hatten und halfen einander brüderlich, ihre Todten suchen und die Verwundeten verbinden. Die Hauptleute aber

schrieben beim Fackelschein an ihre Herren zu Hause von dem glücklichen, glorreichen Siege den sie erfochten.

---

## 5. Der Gewinn und Erfolg.

Am folgenden Morgen überschauten die Sieger mit freudigem Stolz die Größe und den reichen Gewinn des erfochtenen Sieges. Es lagen auf dem Schlachtfeld zwischen Dornach und Arlesheim, es lagen diesseits und jenseits der Birs an den Wegen und in verborgenen Thalgründen wohl mehr als dreitausend der erschlagenen Feinde, insonderheit eine große Zahl von Hauptleuten und edelgeborenen Herren. Sie selber hatten nicht fünfhundert ihrer Leute verloren. Aus den leerstehenden Lagern wurde eine stattliche Beute zusammen getragen. Sie fanden in den Zelten der Führer werthvolle Kleinodien, silberne Gefäße, prächtige Kleider, auch des Goldes und des Silbers, des Dings dessen Besitz auch dem gemeinen Manne werthvoll erscheinet, nicht wenig. Eine Menge von Waffen, von Rüstungen, von Feuergewehren, ganze Wagen voll Pulver und Steinen, voll Vorraths und Proviantes wurden gefunden. Vor Allem erfreute sie der Anblick des schönen Geschützes, das sie erbeutet hatten. Es standen da zwei mächtige Hauptbüchsen: die eine, das Kätterli von Ensisheim genannt, 55 Centner schwer — um ihre weite Mündung her war ein trotziger Reimspruch zu lesen — eine Karthaune aus Straßburg, von 40 Centnern an Gewicht, und eine andere aus glänzendem Messing gegossen. Dazu zahlreiches Belagerungsgeschütz der beiden Städte des Reichs und die Feldschlangen der Truppen des Königs. Von eroberten Fahnen wurden nicht weniger als neun solcher Ehrenzeichen des Sieges vor die Hauptleute zur Vertheilung unter den verschiedenen Orten gebracht. Nicht so leicht war's, als die Beutelust sich

der Gemüther bemächtigte, eine geordnete und billige Austheilung des gewonnenen Gutes zu Stande zu bringen. Ein weniger erfreuliches Werk war die Bestattung der gefallenen Brüder. Sie wurden zusammen in eine gemeinsame Grube gelegt. Aus Basel kamen die Baarfüßer-Mönche und andre vom Rath verordnete Diener, den Gebliebenen vom feindlichen Heer den letzten Dienst christlicher Liebe zu erweisen. Sie erkannten die Ueberreste der Grafen von Fürstenberg und von Bitsch, des Freiherrn von Kastelwart und Anderer. Gerne hätten sie dieselben von dannen geführt, damit sie in ihren Erbbegräbnissen bestattet würden. Eine schöne Summe Geldes, wohl 1000 Gulden, wurde von den Freunden und Angehörigen den Eidgenossen darum angeboten. Ihrem Gefühle aber widerstrebte ein Geldhandel in dieser Sache, und die Solothurner, welchen der Kriegsrath die Entscheidung anheimstellte, erklärten: der Tod habe Hohe und Niedrige gleich gemacht, „die Edelleute sollen bei den Bauern bleiben". Es wurden jene Drei beieinander in der Kirche zu Dornach an geweihter Stätte begraben. Länger als sich gebührte blieben viele der Leichen unbeerdigt liegen, da die Streifereien feindlicher Reiter die Wege für die Basler unsicher machten. Zu Dornachbrugg steht eine Bein-Kapelle, der heiligen Magdalena, der Schutzpatronin des Schlachttages, geweiht: darein wurden später die Gebeine der Umgekommenen gesammelt.

Am ersten und zweiten Tag nach der Schlacht trafen auch die übrigen eidgenössischen Zuzüge auf dem Schlachtfelde ein, früh am Dienstag die Unterwaldner, bei Nacht noch die Freiburger, am Mittwoch Uri und Schwyz. Sie kamen des weiten Weges halb zu spät, um am Kampfe, nicht um an der Freude des Sieges mit Theil zu nehmen. Nach altem Kriegsbrauche der Schweizer blieben die Sieger bis zum dritten Tag auf der Wahlstatt, zu sehn, ob ihnen der Feind den Sieg wolle streitig machen. Da dieser keine Lust zeigte, die erlittene Niederlage

zu leugnen, noch einen Versuch zur Wiedervergeltung zu machen: drangen die Solothurner darauf, daß man sich vor das gegenüberliegende Pfeffingen, das Schloß ihrer abtrünnigen Freunde, derer von Thierstein, lege und es mit Gewalt nehme. Doch der Mangel eines einzigen Oberbefehls und der alte Zwist widerstreitender Meinungen verhinderte jede weitere Verfolgung des Siegs. Die gewonnene Beute wurde auf Karren nach Liestal befördert. Noch ward ein Versuch gemacht, Basel zu einer Entscheidung für die Parthei der Eidgenossenschaft zu bewegen. Das gesammte Kriegsheer zog die Birs hinunter und lagerte sich vor der Stadt draußen bei St. Jakob; die Hauptleute erschienen vor dem Rath und vor der Gemeine der „Sechse", und redeten ihnen dringlich zn, einmal ein bestimmtes Ja oder Nein zu sagen. Und da die Basler zwar ganz wohlgeneigt und freundnachbarlich sich erzeigten, aber doch dabei blieben, aus ihrer bisherigen Stellung nicht weichen zu wollen: so kehrten die Eidgenossen am 28sten über Liestal ein Jeder wieder nach Hause.

Die Schlacht bei Dornach war die letzte die in diesem Kriege gestritten wurde. Das Unternehmen im Thurgau hatte inzwischen einen kaum weniger kläglichen Ausgang für die stolzen Gegner genommen. Es hatte sich unter den Führern des Reichsheeres nur wenig Eifer für die Sache des Reiches gezeigt, und es war zu weiter nichts gekommen als zu einer prächtigen kriegerischen Schaustellung der Besatzung auf Schwaderloch gegenüber. Unmuthig, des ganzen Krieges überdrüssig, war König Max von Constanz wieder weggeritten. Wie er nun von der Niederlage Fürstenberg's vor Dornach Kunde erhielt, schalt er zuerst heftig über den Unverstand des verwegenen Feldherrn und schloß einen Tag lang trauernd die Hofburg; am Abend erschien er wieder, war gefaßt und ruhig, speiste heitern Muths mit den Seinen, betrachtete des Nachts am

Fenster den Sternenhimmel, sprach über der Gestirne Natur und Eigenschaften und gedachte des Schmerzes mit keinem Worte mehr. Gerne bot er nun die Hand zum Frieden. Auch auf der Seite der Eidgenossen war man des Kriegs, der Verluste, der Noth und der Theurung die er auch dem siegenden Theile bringt müde. Die Abgesandten beider Theile kamen in Basel, als einer unpartheiischen Stadt, zu Friedensunterhandlungen zusammen. Und am 22. Herbstmonat wurde der Friede zwischen königlicher Majestät und gemeiner Eidgenossenschaft unterzeichnet. Die Eidgenossen wurden im ungehinderten Besitz ihrer Rechte und Freiheiten, ihrer Landschaften und Gebiete belassen. Alle Schmähungen und Kränkungen von Seiten der Anhänger Oestreichs und des schwäbischen Bundes sollten für immer abgethan sein. Von nun an stand die schweizerische Eidgenossenschaft, wenn auch noch nicht ausdrücklich dem Namen, so doch der Sache nach, als ein selbstständiger Bund unabhängiger Freistaaten dem römisch-deutschen Reich gegenüber. Tags darauf feierten unter dem Freudengeläute der Glocken der Stadt die Bevollmächtigten der wieder versöhnten Partheien im Münster ein Hochamt.

Die beste Frucht aber trug der Stadt Basel der Sieg eidgenössischer Treue und Tapferkeit davon sie Zeuge gewesen war. Wenn schon die Basler, so lange der Kriegszustand noch fortdauerte, nicht, in wetterwendischem Sinne und dem gegebenen Worte zuwider, ihre bisherige Stellung hatten aufgeben wollen: die Stimmung der Gemüther unter der Bürgerschaft gewann von da an je mehr und mehr ein entschiedeneres eidgenössisches Gepräge, und das Vertrauen auf den Schutz den ein Bund mit den Eidgenossen gewähren mußte reifte zusehends zum endlichen Entschlusse. Basel hatte ohnehin in der letzten Zeit, bis der Friede geschlossen war, mehr als je für sich und die Seinen von den Gewaltthätigkeiten der in seiner Umgegend umher-

streifenden königlichen Schaaren zu erdulden gehabt. Und auch nachher machte sich unter den Bewohnern des östreichischen Nachbarlandes eine allgemein feindselige Gesinnung, Zorn, Mißtrauen und Groll ob seiner Zuneigung für die verhaßten Schweizerbauern gegen es geltend. Es sah sich allein stehen. Es schaute sich nach einem Rücken um, der ihm bessern Halt als die Verbindung mit dem ohnmächtig gewordenen römischen Reich zu geben vermochte. Der Rath, von den letzten Anhängern Oestreichs in seiner Mitte befreit, begann bei den Tagherrn zu Zürich und zu Luzern um Aufnahme in ihren Bund anzusuchen. Den Eidgenossen, den Städten insonderheit, erschien der Gewinn einer Stadt wie Basel, deren Zuverlässigkeit, deren Lage am offenen Thore des fruchtbaren Elsasses und Breisgaus sie aufs Neue schätzen gelernt hatten, für ihr Wohl und Gedeihen ersprießlich. Am Heinrichstag 1501, zwei Jahre nach dem unvergeßlichen Siege vor Dornach, empfing vor dem Rathhause auf dem Marktplatze unserer Stadt, im Angesicht aller Bürger und ihrer Söhne, der Oberstzunftmeister Peter von Offenburg aus den Händen der eidgenössischen Boten den Bundesbrief, durch welchen Basel als das neunte im Rang unter den Orten der Eidgenossenschaft in den Schweizerbund aufgenommen wurde, und die gesammte Bürgerschaft, so wie hinwieder die anwesenden Vertreter sämmtlicher eidgenössischer Orte und Städte leisteten sich gegenseitig mit aufgehobenen Händen den Bundeseid. Einen fröhlicheren Tag als diesen sah Basel nie. Auf den Gassen sangen die Kinder: „Hie Schweizerboden! Hie Schweizerland!" Am Thore hütete die Stadt anstatt der üblichen Wache geharnischter Männer eine friedliche alte Frau, am Spinnrocken sitzend und spinnend.

---

# Doctor
# Johannes Oekolampadius.



# Doctor Johannes Oekolampadius.

Der Name des Mannes dessen Leben und Wirken wir dieses Mal zu schildern gedenken steht in erster Reihe unter den gefeierten Namen unsrer Geschichte. Er hat Basel zwar nicht durch seine Geburt angehört; nur von seinem mütterlichen Großvater her konnte er die ihm werthe Stadt seine Vaterstadt nennen; als ein Gast, der Zuflucht suchend aus der Fremde zu uns kam, hat er erst in seinem reiferen Alter eine Stätte seiner Wirksamkeit unter uns gefunden. Aber dieser Gast aus der Fremde ist für Basel einer seiner besten und bedeutendsten Männer geworden. Seine Ankunft war für unsre Stadt eines der glücklichsten, folgereichsten Ereignisse ihrer Geschichte. Die gesegnete Wirksamkeit Oekolampads, des Reformators unserer Kirche, hat Basel gebracht, was in der Waagschale seiner künftigen Geschicke schwerer wog, was für eine segensreiche Entwicklung seiner gesunden Zustände entscheidender war, als der Erwerb aller seiner bisherigen Vorzüge: den unverkümmerten Besitz der rechten und lauteren göttlichen Wahrheit, die freie gemeinsame Uebung einer besseren, lebendigern Gottesverehrung, das Erwachen und Aufkommen einer tiefern, fruchtbringenderen Frömmigkeit unter seinen Bürgern. „Andere mögen,“ so hat in der ersten Zeit seines Wirkens in Basel der treue Lehrer und Verkündiger des Wortes Gottes in einer Zuschrift an den Rath unsrer

Stadt sich ausgesprochen, „Andere mögen die Schönheit der Ge„bäude eurer Stadt, ihren gemäßigten Himmelsstrich, die Frucht„barkeit ihres Bodens, ihre günstige Lage an dem sie durch„strömenden Rhein, die Mannigfaltigkeit ihrer Gewerbe, die „Kunst ihrer Buchdrucker rühmen. Sie mögen davon reden, „welcher Freiheiten und Vorrechte sie genieße, welche Berühmtheit „sie durch ihr großes Concilium erlangt habe, wie die An„wesenheit so vieler gelehrter Männer sie schmücke, in wie guten „Treuen sie mit den schweizerischen Eidgenossen verbündet sei, „in wie gutem Vernehmen und Ansehn sie stehe bei den be„nachbarten Fürsten und Städten. Ich will die Stadt preisen „in welcher das lautre Wort Gottes vernommen wird, in der „die Freiheit womit uns Christus befreit hat ungefährdet bleiben „darf, deren Zierde und Schmuck von Tage zu Tage mehr ihre „Christentugenden bilden. So eine Stadt wird eine glückliche „sein; von ihr werden rühmliche Dinge gesagt werden; von ihr „wird es heißen, daß Gott ihren Grenzen Frieden schafft. Ihre „Mauern und Wehren werden Gottes Heil, Gott selber wird ihr „Wächter und Schirmherr sein."

---

## 1. Die Jahre der Vorbereitung und Ausrüstung zum künftigen Reformator.

Die Aeltern Oekolampads waren im guten Städtchen Weinsberg im Neckarthale zu Hause. Der Name des Vaters war Hüsgen, vielleicht eher Hüserle, woraus später, nach dem Sinn den dieses Wort noch immer im Schwabenlande hat, die Studiengenossen den gelehrter und bedeutsamer lautenden Namen Oekolampadius (zu deutsch „Leuchte des Hauses" oder „Hausschein") gemacht haben. Die Mutter war eine geborene Pfister von Basel, aus einem auch sonst genannten, nicht unansehnlichen

bürgerlichen Geschlechte dieser Stadt. Sie galten in Weinsberg, wie man dort zu leben gewohnt war, für wohlhabende und ganz vermögliche Leute. Und da ihr Sohn Johannes, geboren im Jahr 1482, das einzige ihrer Kinder war das ihnen am Leben erhalten blieb, wandten sie gerne was sie nur konnten an eine bessere Erziehung und Ausbildung des Knaben. Seine Mutter insonderheit war eine Frau von nicht gewöhnlichem Geiste, um ihres ehrbaren und frommen Lebens willen, als eine treue Wohlthäterin und Freundin der Armen bei allen ihren Bekannten geehrt. Unter ihrer einsichtigen mütterlichen Obhut und Leitung begannen bald im Gemüthe des empfänglichen und regsamen Knaben die beiden Grundrichtungen seines Wesens in erfreulicher Weise sich zu entfalten. Er war von jeher ein stilles, frommes, den göttlichen Dingen zugewendetes Kind. Zugleich zeigte sich bei ihm von frühster Kindheit an eine ganz besondere Lust und Liebe zum Lernen. Als die Schulzeit im heimischen Weinsberg zu Ende gieng, wurde ihm gerne noch etwas mehr Zeit zur Ausbildung der schönen Gaben die in ihm waren gewährt. Er durfte im nahen Heilbronn auf der dortigen Lateinschule die ersten Anfangsgründe damaliger höherer Schulbildung sich aneignen. Auch machte er daselbst nicht unbedeutende Fortschritte; schon im zwölften Jahre konnte er feinen recht ordentlichen lateinischen Vers zu Stande bringen; Alles wunderte sich ob der Gelehrsamkeit des noch unmündigen Schülers. Der Vater hatte freilich bisher nichts Andres im Sinne gehabt, als einen Kaufmann aus dem zukünftigen Erben des Hauses zu machen. Aber die Bitten der Mutter und die ausgesprochene Neigung des Knaben erlangten zuletzt die väterliche Einwilligung, daß der Sohn studiere und einer gelehrten Laufbahn sich widme.

So bezog der siebzehnjährige Jüngling die Universität Heidelberg. Im Jahr 1499, wie die alte Universitäts-Matrikel es ausweist, ließ er sich dort als Student einschreiben und machte

nach üblicher Ordnung als Schüler der Facultät der freien Künste seinen ersten Studiengang, um seines ernstlichen Fleißes und seines christlichen unschuldigen Betragens willen bei seinen Lehrern und Mitschülern wohl bekannt und geachtet: bis er sich den Grad eines Baccalaureus und dann den eines Magisters an dieser Facultät erworben und sich damit den Weg zu anderweitigen, auf den künftigen Lebensberuf zielenden Studien gebahnt hatte. Er sollte sich zum Rechtsgelehrten ausbilden. Sein Vater schickte ihn daher auf die in diesem Fache längst hochberühmte Universität zu Bologna. In den göttlichen Gedanken war es aber anders beschlossen. Das italienische Klima sagte seiner zarten Gesundheit nicht zu; es gab Anstände mit der richtigen Zusendung des nöthigen Geldes; nach einem halben Jahre ließen die Aeltern den Sohn wieder nach Hause zurückkehren. Und nun durfte er, wohin sein Sinn weit mehr ging, in Heidelberg das Studium der Theologie beginnen. Es zeigte sich übrigens gleich etwas Besonderes an dem neuen Schüler der Gottesgelehrtheit. Auf den theologischen Facultäten herrschte damals noch die althergebrachte Ordnung des „scholastischen“ Studiums. Der menschliche Scharfsinn ergieng sich in Aufstellung und Lösung einer Menge von Fragen und Spitzfindigkeiten. In den unzähligen Disputierübungen welche die Magister und Studenten untereinander zu halten hatten that sich der Ehrgeiz und und die Streitsucht dieser Jünger göttlicher Wahrheit in ziemlich unerbaulicher Weise hervor. Das Alles zog das stille, friedsame, tiefer geartete Gemüth des jugendlichen Theologen wenig an. Er hielt sich davon ferne und gieng in aller Stille und Bescheidenheit seinen eigenen Weg, fleißig für sich studirend, nur im Kreise gleichgesinnter Freunde sich aussprechend. Es waren vor Allem solche Lehrer der Kirche in deren Schriften der Geist einer tieferen innigeren Frömmigkeit wehte, welche er sich zu seinen Führern nahm. Sein Geist dürstete nach dem höchsten

Inhalte der Erkenntniß in göttlichen Dingen. „Ein Schüler der heiligen Wahrheit, nicht ein Lehrling thörichter Meister begehrte er zu sein."

Als die Zeit kam, daß der junge Mann sich einen Wirkungskreis wähle, zog es ihn am meisten zum Beruf eines Predigers. Seine Aeltern, im frommen Wunsche ein Werk zur Ehre Gottes zu thun, und zugleich um den einzigen Sohn bei sich behalten zu können, stifteten für ihn in der Vaterstadt eine eigene Pfründe und Predigerstelle. Doch nicht länger als ein halbes Jahr ließ ihn sein strebsamer Geist bei dieser immerhin nur beschränkten und einstweiligen Wirksamkeit beharren. Es war die Zeit, da in Deutschland die „humanistischen" Studien allenthalben einen mächtigen Aufschwung nahmen. Man war der bisherigen geschmacklosen Gelehrsamkeit müde; man zürnte der groben Unwissenheit in der eine vielfach arg heruntergekommene Geistlichkeit das christliche Volk ließ. Unter den aufstrebenden Geistern der Neuzeit erwachte ein begeisterter Eifer, an den neu geöffneten Quellen edler menschlicher Bildung, den Schriften der alten classischen Literatur, zu schöpfen. Man begann durch das Studium der Grundsprachen der hl. Schrift sich den Weg zu einem bessern Verständniß ihres göttlichen Inhaltes zu bahnen. Den jungen Weinsberger Prediger trieb's, in seinem dreißigsten Jahre abermals hinauszuziehn an die Stätten der Wissenschaft und an den Bestrebungen neu erwachter Wissenschaft thätigen Antheil zu nehmen. Der bescheidene Mann fühlte sich zu einem Ausleger der Schrift nicht genugsam ausgerüstet. Insonderheit begehrte er in die noch immer seltene Kenntniß des Griechischen, in das noch seltenere Verständniß der hebräischen Sprache bei bewährten Meistern sich einführen zu lassen. So verbrachte er die folgenden Jahre seines Lebens (1512 bis 1518) theils in Tübingen und Heidelberg gelehrten Studien obliegend und im Verein mit andern jüngern Männern seine Kräfte übend, theils

wieder aus dem zerstreuenden literarischen Treiben zu seiner stillen Predigerthätigkeit sich flüchtend, in seiner Heimath bei den Aeltern mit ersten schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. In diesen Jahren hat er sich auch zu dreien Malen vorübergehend in Basel, der künftigen Stätte seiner Bestimmung, aufgehalten und im anregenden Umgang mit dem berühmten Erasmus von Rotterdam, den Entschluß seines Herzens, ein tüchtiger Lehrer der göttlichen Wahrheit zu werden, mächtig in sich gestärkt. Er erwarb sich bei dem Anlasse, nachholend was er früher als unnöthig bei Seite gelassen, auf das Zureden seiner Freunde die verschiedenen theologischen Grade, die ihn auch zu einer academischen Thätigkeit auf diesem Gebiete befähigten. Der Name „des gelehrten und frommen Doctor Oecolampadius," des trefflichen Kenners der hebräischen Sprache, gewann damals bereits einen guten Klang in der Welt der Gelehrten.

Zu der reichen Ausrüstung mit menschlichen Kenntnissen sollte jetzt das göttliche Licht kommen das in der beginnenden Reformation seinem inwendigen Menschen aufgieng. Er hatte längst mehr dem innern Kern des Evangeliums als der leeren Schaale äußerlicher Kirchengebräuche, die sich im Laufe der Zeiten darum gelegt hatte, sich zugewendet. Von Anfang verkündete er seinen Zuhörern in Weinsberg, zur Erbauung aller Bessern unter ihnen, in edler, würdiger, geistgesalbter Rede die herzergreifende Predigt des Kreuzes Christi, wenn auch noch allzusehr in der Weise damaligen Zeitgeschmacks und zum Theil mit allerlei Ueberbleibseln des in der Kirche einheimischen römisch-katholischen Aberglaubens untermischt. Auch mitten unter den begeisterten wissenschaftlichen Bestrebungen der folgenden Jahre verlor er nicht aus den Augen, was seinem Herzen höher stand als alles Wissen menschlicher Weisheit. Selbst in seinem Freundschaftsverkehr mit dem hochgefeierten Erasmus war es das, was seine Seele vor Allem suchte. Keines der Worte die er

damals aus dessen beredtem Munde vernahm blieb ihm so tief und unauslöschlich im Gedächtnisse, wie der Ausspruch dieses ersten Wiederherstellers biblischer Theologie: „in der heiligen Schrift müsse nichts als Christus gesucht werden.“ Als nun Luther in Wittenberg in seinen Thesen sich wider den Unfug des Ablaßhandels erhob und in Kurzem die ganze Welt davon erfüllt wurde, als seine Schriften darin er immer heller und mächtiger den Grund und Hauptinhalt des Evangeliums aufdeckte eine um die andre im Druck erschienen: so brauchte es bei einem Manne wie Oekolampad nicht viel mehr. Er stimmte von ganzer Seele bei. Sein Herz brannte in ihm, als ihm Luther die Schrift öffnete. Als dieser die tiefgehenden Forderungen der Gebote Gottes vor ihm aufschloß, sah er, wie er's ganz aufgeben müsse durch eigne Werke vor Gott gerecht werden zu wollen. Wie Luther von der durch Christum erworbenen Vergebung der Sünden redete, welche der Glaube frei und ganz nehmen dürfe, welche dem Menschen ein fröhlich Gewissen gegen Gott und ein freies Herz gegen die Sünde mache, erkannte er mit Freuden, „daß dieses unsre Gerechtigkeit sei.“ Oekolampad erkannte jetzt, was die Menge der von der römischen Kirchenlehre geforderten äußern Werke, Büßungen und Leistungen, was die Menge der Fürbitter und das Gepränge des Meßopfers beinahe der ganzen Christenheit verhüllt und verdunkelt hatte. Diese Grundlehre der Reformation war ihm von da an „so gewiß, daß wenn auch ein Engel vom Himmel ihr widersprochen hätte, er ihn nicht davon hätte können abwendig machen.“

Gegen Ende 1518 war Oekolampad einem Rufe nach Augsburg gefolgt. Er schien nun dort als Prediger an der Hauptkirche seine feste Stellung gefunden zu haben. Doch die Zeit der Vorbereitung war noch nicht zu Ende. Er fand kein zubereitetes Feld; die Unwissenheit, Werkheiligkeit und Rohheit unter der andern Geistlichkeit war zu groß; er war weichen

und ängstlichen Gemüthes, liebte die Ruhe und Stille, hatte immer mehr einen Zug zur Verborgenheit als zum öffentlichen Auftreten gehabt. Seine etwas schwache Stimme füllte die Räume der Domkirche nicht aus; ihm war, er besitze die erforderliche Weisheit und feine Geistesbildung nicht. In der Nähe von Augsburg war das Kloster Altenmünster, wo Ordensgenossen männlichen und weiblichen Geschlechts, streng von einander gesondert, nur in derselben Kirche zum Gottesdienste vereint, friedlich beisammen wohnten. Dahin flüchtete er sich, zum Staunen und großen Bedauern der Freunde, in der Meinung hier ein Leben frommer Andacht zu führen. Indessen legte er sein Gelübde nicht ab, ohne daß er offen erklärte, er werde sich, wenn er auf andere Weise dem Worte Gottes besser dienen könnte, durch keinen Eid davon zurückhalten lassen. Es sollte ihm aber in seinem Kloster nicht lange wohl zu Muthe sein. Immer weniger vermochte er die Irrthümer der römischen Kirche mit dem Lichte das in ihm war zu vereinigen. Immer deutlicher mußte er sehn, wie das ihm zuerst noch in einem schöneren Lichte erscheinende Mönchsleben dem Glauben der sich an Christi Verdienst hält entgegenstehe. Er konnte und wollte nicht schweigen. Seine Ermahnungen die Ordensregeln zu bessern, zogen ihm den Haß der Brüder zu. Er wurde von ihren gemeinschaftlichen Gebeten ausgeschlossen. Er sah nichts Anderes vor sich, als in lebenslänglichem Gefängnisse sein Leben zubringen zu müssen. Zuletzt redete er noch ganz offen mit ihnen. Sie gaben ihm Reisegeld. Die Pferde der Freunde standen bereit. Und Oekolampad, nach einem Aufenthalt von beinahe zwei Jahren, verließ das Kloster und erlangte wieder seine Freiheit. Die Zeit die er daselbst zubrachte hat übrigens ihre guten Früchte getragen. Ganz anders entschieden und muthig stand er jetzt da, von seiner Schüchternheit befreit, von allem kleingläubigen Wesen geheilt, bereit Christo zur Stunde

da er ihn rufen werde unverzüglich zu folgen. Da er nicht wußte, wohin er sich wenden solle, nahm ihn der edle Franz von Sickingen bei sich auf. Er war etliche Monate auf der Ebernburg Schloßkaplan. Dann zog er, vom Buchdrucker Kratander eingeladen, nach Basel. Am 16. November 1522 traf er daselbst ein, nach 40 Jahren der Zurüstung endlich herangereift zu dem Werke, das ihm hier aufgespart war.

---

## 2. Der Anfang seiner Wirksamkeit in Basel.

In Basel hatte die Bewegung die das kühne und geistvolle Austreten Luther's allenthalben hervorrief bereits bei Vielen lebhafte Theilnahme gefunden, und die Wogen begannen schon höher zu gehn in den Gemüthern. Die Basler Buchdrucker hatten sich der Sache bemächtigt. Froben, von Freunden des Erasmus unterstützt, hatte einzelne der reformatorischen Schriften Luthers gedruckt. In seine Fußstapfen war dann Adam Petri getreten, welcher mit Hilfe Kapito's, des Jugendfreundes Oekolampad's, und Pellikans, des längst evangelisch gesinnten Guardians bei den Baarfüßern, vornehmlich die Büchlein verbreitete welche Luther für den gemeinen Mann herausgab. Drei Monate nach ihrem ersten Erscheinen in Wittenberg war schon ein Abdruck der deutschen Uebersetzung des neuen Testaments, die Luther auf der Wartburg vollendet hatte, aus seiner Officin in den Händen der Leute. Und als nun auch in der Schweiz Zwingli mit der Predigt des Evangeliums hervortrat und in Zürich die Dinge rasch, in Zeit von wenig Jahren, einer siegreichen Entscheidung entgegen drängten: begannen auch bei uns einzelne Prediger das Wort Gottes immer offener zu verkündigen. Zwar der noch immer behutsam zurückhaltende Kapito, der längere Zeit im Münster gepredigt hatte, verließ

Basel wieder. Der junge Meister Wilhelm Reublin zu St. Alban aber war allzu eifrig und ungestüm wider die Irrthümer der römischen Kirche vorgegangen; Bischof und Domkapitel verklagten ihn; er erhielt vom Rathe die Weisung, unverzüglich aus der Stadt zu weichen. Doch waren auch so noch Zeugen der Wahrheit vorhanden, denen das Volk begierig zuhörte, namentlich der Prediger am Spital, Magister Wolfgang Wyßenburger, der Sohn eines Rathsherrn, welchen man nicht wie den Fremdling nur kurzweg fortweisen durfte. Es fehlte freilich nicht an bedeutendem Widerstande. Dem frommen, edlen Bischof von Utenheim giengen die Dinge viel zu weit; er zog sich in die verborgene Stille nach Pruntrut zurück. Die Herren vom Domstift und der größte Theil der Geistlichkeit, die von der Universität waren jeder Aenderung entgegen. Erasmus hielt sich mit seinen Freunden mehr als unpartheiisch in der Mitte. Aber in der Bürgerschaft, selbst unter den Mitgliedern der Regierung, war viel freudige Zustimmung. Hier war der Boden zubereitet. Es fehlte nur noch der Mann welcher den Kampf aufzunehmen gerüstet und in Gott willig und bereit sei.

Als Oekolampad bei seinem Gastfreunde Kratander anlangte, war er des vielen Umhertreibens müde und begehrte sehnlich, wo es Gott geben würde, hier bleiben und im Dienste des Herrn der Kirche etwas wirken zu dürfen. Der erste Brief den er damals an Zwingli in Zürich schrieb zeigt schon, wie er sich bereit machte, an dem Kampf sich ebenfalls zu betheiligen; doch sah er sich nur als Einen an der beim Gepäcke sitze und dem Helden der die Sache Christi führe von ferne begeistert zuschaue. Er fieng an, als Lehrer an der Universität Vorlesungen über den Propheten Jesaja zu halten. Es lag das am nächsten, und die Freunde des Evangeliums ermunterten dazu. Dabei legte er die Schrift so gründlich und

christlich aus, so tiefe Blicke in das Wesen des wahren Gottesdienstes richtend und so manchen strafenden Blick in das Unwesen damaliger Geistlichkeit werfend, daß sein Hörsaal sich mit Zuhörern aus dem geistlichen und weltlichen Stande füllte. Bald mußte er für die Ungelehrten die sich einfanden seine Vorlesung auch in deutscher Sprache wiederholen. Die Herren von der Universität sahen es sehr ungerne; aber im Frühjahr des folgenden Jahres wurden bei Anlaß von Ränken, die sie wider geachtete Männer im Baarfüßerkloster zu schmieden suchten, vier der übereifrigen Professoren durch den Rath ihrer Stellen entsetzt und Oekolampad und Pellikan als ordentliche Lectoren der h. Schrift mit mäßiger Vergütung angestellt. Unterdessen hatte sich noch eine andere, unmittelbar zum Volk führende Thüre des Wortes geöffnet. Oekolampad hatte zwei oder drei Male zu St. Martin gepredigt. Die gehaltene, edle, mehr durch gediegenen Inhalt als durch sonstige Redekünste wirkende Art seiner Rede machte Eindruck. Man spürte dem bleichen, zartgebauten Manne, wenn er schon nicht laut schrie und pochte, wohl an was in ihm war. Noch vor Ablauf des Jahres übertrugen ihm die Pfleger zu St. Martin die Stellung eines Verwesers für den alten kranken Pfarrer, und der hochgelehrte Doctor der Theologie nahm in seiner Demuth die niedrige und untergeordnete Stelle gern und willig an. Von nun an stand er als Prediger da unter der aus der Stadt ihm zuströmenden Gemeine. Er gieng dabei nicht hastig und stürmisch zu Werke. Obwohl er sich nicht scheute, die Irrwege des entarteten Gottesdienstes aufzudecken und gegen den Ablaß, das Meßopfer, die Anbetung der Heiligen, das Verbot der Priesterehe manch ernstes Wort zu sprechen: sein Hauptanliegen war dabei immer, seine Zuhörer vor Allem zu Christo, zum Glauben an seine Versöhnung, zu einem gottseligen Sinne und Wandel zu führen. Er wollte bauen und nicht nur umwerfen. Er begehrte, das

Christenvolk zuerst auf den Grund des Christenglaubens zu gründen, bevor er ihm die falsche Stütze wegnehme auf die es sich bisher verlassen hatte. Der Zulauf zu den Predigten des frommen christlichen Mannes, der längere Zeit nur mit Mühe und Noth sich durchbringen mußte, war groß. Das Volk hieng ihm so an, daß sie Leib und Leben für ihn gegeben hätten, wo ihm ein Leid widerfahren wäre. Vom Advent des Jahres an begann er täglich in fortlaufender Reihe ganze Bücher der h. Schrift auszulegen. Die Vorträge über den Brief des Johannes, die er damals hielt, ließ er in lateinischer Uebersetzung im Druck erscheinen und widmete sie dem Bischof und seinem Amtsverweser, Nicolaus von Dießbach.

Uebrigens mangelten auch in andern Kirchen die muthigen Zeugen der Wahrheit nicht. Bei den Augustinern predigte Thomas Geierfalk, im Spital Meister Wyßenburger, bei den Baarfüßern Johannes Lüthard, zu St. Ulrich Jakob Immeli und zu St. Leonhard der Leutpriester Markus Bersius das Evangelium. Viel Gerede war unter den Anhängern des Alten über die neuen lutherischen Lehrer. Sie verachten, hieß es, die Lehren der Kirche, heben alle guten Werke auf, verschmähen die Verehrung der Heiligen, ja ihre Lehre führe zu Geringschätzung aller Gesetze und jeder menschlichen Ordnung. Oekolampad, Disputationen sonst abgeneigt, aber durch den Ausgang des ersten Zürcher Religionsgespräches ermuthigt, beschloß auf diese Schmähreden, die die Gemüther verwirrten, öffentlich zu antworten. Er stellte in lateinischer und deutscher Sprache seine Thesen auf und erbot sich, „gegen Alle und Jede die es begehren darüber Rechenschaft zu geben, nicht zur Kurzweil, nicht in habersüchtiger Disputation, sondern in freundlichem Bericht mit Vergleichung der h. Schrift". Er bat, „um der brüderlichen Liebe und des Friedens willen, zur Ehre des heiligen Evangeliums, Alle die sich durch ihre Lehre

beschwert fühlten zu erscheinen und entweder etwas Gewisses zu lehren oder sich belehren zu lassen." Die Universität, die Wächterin bisheriger Lehre und Rechte, suchte es umsonst zu verhindern. Der Rath gab seine Erlaubniß. Am 30. und 31. August 1523 wurde im großen Saale des Collegiums vor vielen Zuhörern auch aus dem weltlichen Stande die Disputation gehalten. Es waren vier Sätze welche Oekolampad den Anklagen der Gegner gegenüber aufgestellt hatte: „Die Worte „Christi und seiner Apostel sind das rechte Brod des Lebens, „weltliche Philosophie und pharisäische Satzungen dagegen sind „nur Träber, mit denen der verlorene Sohn nicht mag ge„sättiget werden; die Predigt vom Kreuz und Glauben muß „dem Volke reichlicher verkündigt werden, das heilsamste Evan„gelium ist die Vergebung der Sünden und das Heil in Christo, „nicht aber Werke und Genugthuungen; die größten Sünder „haben einen freien Zutritt zu Christo, die Anrufung anderer „Fürbitter nimmt weg und mehret nicht den Glauben an Chri„stum; wer Christum hat, ist frei vom Gesetz das an Zeit „und Ort, an Speise, Kleider und Werke bindet, bei dieser „christlichen Freiheit aber bleiben unverrückt die Gesetze und „Gerechtigkeit der weltlichen Gewalt und es wird das Regiment „der Gemeinde nicht übel stehn in welcher Christus den Vor„gang hat." Oekolampad vertheidigte und begründete diese Sätze in deutscher, Allen verständlicher Sprache. Es geschah zur großen Befriedigung der Versammlung. „Oekolampadius hat bei uns die Oberhand," schrieb damals Erasmus an Zwingli. Die Gegner aber gaben sich nicht zufrieden. Nur um so heftiger schalt ihre Parthei auf den Kanzeln im Münster, zu St. Peter und im Klein-Basel. Die evangelischen Prediger waren freilich nicht Alle so sanftmüthig wie Oekolampad und blieben den Gegnern auch nicht Alles schuldig. Bürgermeister und Rath erließen ein obrigkeitliches Mandat: das Schelten und

Schimpfen solle verboten sein; die Prediger sollen nichts als das h. Evangelium und die Lehre Gottes predigen und andere Lehren, sie seien nun von Luther oder andern Doctoren ausgegangen, bei Seite lassen. Es ist begreiflich, wenn dieser immerhin noch unentschiedene Beschluß wenig fruchtete. Wyßenburger warnte in einer Predigt vor verführerischen Lehrern, die wider Gottes Wort lehrten. Prediger Lienhart zu St. Peter verklagte ihn vor dem Rath. Wyßenburger gestand ein, erklärte sich übrigens bereit, dem Kläger seine Anklage aus der Schrift zu beweisen. Die Regierung bewilligte ihnen eine Disputation zur Vertheidigung ihrer Predigt. Die Thesen derselben, von Wyßenburger aufgestellt, gehen bereits tiefer und freimüthiger in den Unterschied der beiderseitigen Lehre ein. Auch Oekolampad mußte im Juni 1524 vor den beiden Häuptern des Staats, Bürgermeister Meltinger und Oberstzunftmeister Jakob Meyer zum Hirschen, wegen seiner Predigten über den Ebräerbrief, den die Gegner für sehr bedenklich ansahen, sich verantworten. Er that es in aller Ehrerbietigkeit, aber mit getroster Festigkeit sich darauf berufend, daß er ein Herold Christi sei. Die Herren überließen die Sache seinem Gutbefinden und empfahlen ihm, mit gewohnter Mäßigung fortzufahren. Seine Stellung war indeß immer noch eine höchst unsichere. Wohl durfte er sich einer unausgesetzten Abnahme des Worts von Seiten der Gemeine erfreuen. Wohl hieß es bei ihm: „Wir werden unsern Augen nicht Schlaf und unsern „Augenlidern keinen Schlummer gönnen, bis wir eine Stätte „gefunden haben für den Herrn und ein Zelt für den Gott „Jakob's." Doch fühlte er auch wohl: „ein großes Werk haben „wir unternommen, welches alle unsere eigenen Kräfte weit über„steigt." Er klagte es im November des Jahrs seinem Freunde Zwingli, daß in Basel noch keiner der bestehenden Mißbräuche abgeschafft worden; er schrieb ihm: „Wir sind hier über die

„Maaßen kühl und frostig". Dazu kam, daß ihm die Kräfte mangelten, um neben seinem Dienst an der hohen Schule und Kirche auch noch für seinen Unterhalt arbeiten zu müssen. Gönner und Freunde in Deutschland boten ihm dort Stellen an. Da redete er mit den Pflegern und einzelnen Gliedern der Gemeine; und endlich, nach mehr als zweijährigem getreuem Ausharren, wurde ihm das Amt eines Leutpriesters zu St. Martin übergeben. Der Rath bewilligte ihm, das Wort Gottes frei und ungehindert zu lehren, das Messelesen sollte sein Helfer besorgen; doch möge er ohne Wissen und Willen der Obrigkeit keine wichtige Aenderung vornehmen. Am Mathiastage (24. Februar) 1525 trat er sein Amt an.

---

## 3. Das treue Ausharren Oekolampads im Kampfe für die Reformation.

Noch immer hielt der neue Pfarrer zu St. Martin mit wirklichen wichtigen Aenderungen sehr behutsam zurück. Er war überstürzendem Treiben durchaus abhold, wollte der im Verständniß noch Schwachen schonen und legte es mehr darauf an, daß die Anhänglichkeit an längst gewohnte Mißbräuche vor der bessern Ueberzeugung von sich selber dahinfalle. Seine Bescheidenheit stimmte darin zu der Art welche je und je in Basel mehr als im energischen Zürich einheimisch war. Es war freilich nicht allezeit leicht, ungestümen, zu raschem Zufahren mahnenden Gemüthern gegenüber weise Mäßigung zu bewahren. Das Mißtrauen der Gegner, das schnell erregte Gerücht vermehrte die Aufregung. Als in den ersten Tagen des Mai 1525 der wüste Sturm des deutschen Bauernkriegs auch das Volk unsrer Landschaft ergriff und sie bis vor die Stadt kamen: hatten die Evangelischen, die im Verdachte standen, sie hätten ihnen die

Thore öffnen wollen, einen schlimmen Stand, und ihrer Manche mußten bei acht Tage lang zur Untersuchung im Gefängniße liegen. Zwar die Oeffnung der Klöster gelang es im Lauf dieses Jahres im Ganzen in friedlicher Weise zu ordnen, da das Chorherrenstift von St. Leonhard selber den Anfang machte und auch in andern Klöstern Nonnen und Mönche nach einer Befreiung von dem selbstauferlegten Zwange sich sehnten. Der Rath stellte es denen die austreten wollten frei, die Uebrigen konnten noch weiterhin in aller Stille und Ehrbarkeit beisammen bleiben. Und dieser erste Schritt zu einer öffentlichen Reformation der Kirche störte den ruhigen Fortgang der Dinge zu St. Martin keineswegs. Aber beinahe gegen seinen Willen wurde jetzt Oekolampad in den Streit hineingezogen der zwischen Luther und Zwingli wegen der Einsetzungsworte des h. Abendmahles ausbrach. Es war davon allenthalben die Rede; unter den evangelischen Geistlichen in Basel herrschten darüber verschiedene Ansichten; Wyßenburger war der Auffassung Luthers zugethan; Oekolampad wurde vielfach aufgefordert, seine Meinung darüber kund zu thun. So arbeitete er im Sommer 1525 seine Schrift aus: „Wahre und ächte Erklärung der Worte des Herrn „das ist mein Leib“ u. s. w. nach den ältesten kirchlichen Schriftstellern“. Er trat darin mit ganzer Entschiedenheit für den biblischen Sinn dieser Worte und gegen jeden leiblichen Genuß des Leibes und Blutes Christi ein, damals noch zu wenig an das denkend was wir bei diesem Gedächtniß seines Leidens und Sterbens zu unserer Erquickung empfangen sollen. Kaum war die Schrift in Straßburg erschienen, so erhob sich von Seiten der Altgesinnten gewaltiger Widerspruch gegen ihn. Der gemeine Mann sah hier sein höchstes Heiligthum, die ganze katholische Kirche die Burg und Zuflucht ihres Glaubens angegriffen. Der Rath hatte ohnehin bisher den Oekolampad mehr nur unangetastet gelassen. Er ließ jetzt auf alle Exem-

plare des Buches greifen; der fernere Druck seiner Schriften wurde für etliche Zeit völlig verboten. Die Feinde triumphirten. Die Gemeine war voller Angst. Die Gerüchte vermehrten sich, er werde vertrieben werden. Capito in Straßburg bot ihm sein Haus an. Zürich wollte ihm die Professur der hebräischen Sprache ertheilen. Er aber schrieb Zwingli voll Glaubensmuthes: „nichts habe ich weniger im Sinne als fortzugehn; „sie mögen mich verdammen oder absetzen; ich werde hier „bleiben, so lange es dem Herrn gefällt; alle Haare auf meinem „Haupte sind gezählt.“ Ja, jetzt gerade fieng er an, in edler Entschlossenheit in seiner Martinsgemeinde die entscheidendsten Schritte vorzunehmen. Er begann die Taufe in schlichter einfacher Weise, mit Beiseitlassung aller abergläubischen Zuthaten zu begehn. Am Tag aller Heiligen (1. November) aber hielt er zum ersten Male mit seiner Gemeine, es für unwürdig haltend die Hand vom Pfluge wieder zurückzuziehn, nach reformirter Ordnung das h. Abendmahl. Die Feier begann mit einer Ermahnung von der Kanzel, der Excommunication der Unbußfertigen und dem Sündenbekenntniß. Nachdem sodann einige Stücke der Schrift verlesen und die Gemeine ermahnt worden, der unaussprechlichen Barmherzigkeit Gottes zu gedenken, wie der Hirt gestorben sei für die Schafe, der Unschuldige für die Sünder, das Haupt für die Glieder und der Hohepriester sich dem Vater für uns zum brennenden Opfer dargegeben habe: wandte sich die Gemeine gegen den Altar; der Geistliche las die Einsetzungsworte; es ward noch einmal gebetet, und die Tischgenossen kamen die Zeichen der Erlösung unter beiderlei Gestalt zu empfangen, unter dem Segenswunsche: „der ungezweifelte Glaube so ihr habt in den Tod Christi führe euch ins ewige Leben“. Eine kurze Ermahnung beschloß die Handlung. Oekolampad wiederholte die Feier am 24. November. Auf Ostern des folgendes Jahrs (1526) stellte sich eine große

Menge von Communicanten ein. Auch die Pfarrer zu St. Alban und St. Leonhard setzten an die Stelle der Messe dieses Abendmahl. Sie mußten vor Rath erscheinen. Es wurde ihnen geboten, die Messe wieder herzustellen. Sie weigerten sich deß standhaft. Oekolampad, wiewohl er es erwartete, wurde nicht vorgeladen.

Die Pfingsttage 1526 stellten den bescheidenen Mann sogar als Vorkämpfer für die Sache der Reformation in der Schweiz in die vorderste Reihe. Der bekannte Dr. Eck aus Ingolstadt, der alte Widersacher Luther's, hatte der Eidgenossenschaft zur Bekämpfung und Unterwerfung der Irrlehre in ihren Landen seine allezeit fertigen Dienste angeboten. Die katholischen Orte griffen das begierig auf; denn sie meinten, die große Streitfrage, was für ein Glauben in der Schweiz gelten sollte, mit einem Male ausfechten zu können; und es ergieng an sämmtliche eidgenössischen Stände die Aufforderung, ihre Rathsboten und Theologen nach Baden im Aargau zu einem öffentlichen Religionsgespräche zu senden. Da aber der gewählte Kampfplatz gänzlich unter der Macht der fünf Orte am Vierwaldstädtersee stand, wollte Zürich nicht, daß Zwingli sich seinen erklärten Feinden in die Hände liefre; er kam nicht und Keiner von der Geistlichkeit Zürichs. Auch von Bern war kaum Jemand da; nur Berthold Haller erschien, von seiner Regierung geschickt, von einigen Gleichgesinnten begleitet, um auch das Seine redlich zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens zu leisten, zog aber bald wieder heimwärts. Und so fiel die Last der Aufgabe, bei diesem Anlasse für die Sache des Evangeliums einzustehn, beinahe ausschließlich auf die Schultern Oekolampad's. Er kam nicht in der Hoffnung hier den Ruhm glänzender Beredsamkeit zu erwerben. Er wußte wohl, wie Alles von Anfang an auf Verurtheilung des Evangeliums vor allem Volk abgesehen war. Er kam aber im freien, festen Gehorsam der

Pflichttreue und in demselben Glauben womit einst David dem hohnsprechenden Philister entgegentrat. „Wer ist," so sprach er, „jener elende Eck, daß er Lästerungen ausstößt gegen das Heerlager des Gottes Israels?" Am Pfingstmontag (21. Mai) nahm das Gespräch seinen Anfang. In der Pfarrkirche von Baden saßen auf erhöhtem Gerüste die vier Präsidenten und Leiter der Verhandlung, die Schiedsrichter der zwölf anwesenden eidgenößischen Stände, die Abgeordneten der Bischöfe von Constanz, Basel, Lausanne und Chur, die Gesandten des Kaisers und andre ansehnliche Botschaften. Für den Dr. Eck war eine prächtig geschmückte Kanzel aufgerichtet. Ihr gegenüber stand der niedrige, unansehnliche Stuhl der für seine Angreifer bestimmt war. Eine Menge von Zuhörern aus der Nähe und Ferne füllte die Kirche. Achtzehn Tage lang wurde disputirt. Dr. Eck vertheidigte seine Sätze von der wahrhaftigen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Sacramente des Altars, von dem Opfer das im Amt der Messe Gott für Lebendige und Todte geopfert werde, von der Fürbitte der Maria und der Heiligen, von Beibehaltung der Bilder und vom Fegfeuer. Eck war ein gewandter, nicht ungeschickter Disputator; mit gewaltiger Stimme, keck und kühn trat er auf; im Gefühle großer Sicherheit stand er da und war um eine Antwort nie verlegen, scheute sich auch nicht, mit grober und spitzer Rede den Gegner zu unterbrechen. Oekolampad dagegen war seiner Natur nach eher schüchtern und blöde, bei offenbar verletzender Behandlung leicht schmerzlich bewegt, redete sanftmüthig und geduldig, mitunter etwas weit ausholend, doch standhaft und fest auf seinen Herrn Christum und auf Gottes Wort sich stellend, mehr durch Gründlichkeit des Inhaltes als durch Gewandtheit im Disputieren sich auszeichnend. Tiefer Blickende konnten wohl sehn, auf welcher Seite die Schrift und die Gründe eines in Gott gewissen Glaubens waren. Wenn es schon hieß, Doctor Hausschein

mache zu lange, er sei wie ein Kind, das gleich weine, sobald man ihm entgegentrete: so konnten doch Etliche unter den Gegnern den Wunsch nicht ganz unterdrücken, der lange gelbe Mann möchte auf ihrer Seite sein. Auch machte es sonst keinen unbedeutsamen Eindruck, daß während Eck und die Seinen in der Leutpriesterei spottend und lästernd dem Wettinger Klosterwein zusprachen, der Wirth zum Hecht, bei welchem Oekolampad seine Herberge hatte, ihn bis spät in die Nacht mit Gebet und Forschen seine Zeit zubringen sah. Allein die herrschende Stimmung war in Baden durchaus gegen ihn und seine Mitstreiter. Die Feinde des Evangeliums, Dr. Eck, der Generalvikar Faber von Konstanz, der Spötter Thomas Murner aus Luzern, führten hier das große Wort. Die Schiedsrichter waren beinahe Alle feste, eifrige Anhänger des päpstlichen Gottesdienstes. Als die Anwesenden aufgefordert wurden, sich zu entscheiden, schrieben sich beinahe Alle für Eck ein. Die Andern entzogen sich; außer den fünf evangelischen Predigern aus Basel erklärten nur fünf Weitere noch, in allen Stücken bei Oekolampad stehen zu wollen. Unter den katholisch Gesinnten der ganzen Schweiz hieß es, er sei von Eck auf den Sand gesetzt worden. Der Urtheilsspruch war eine völlige Verdammniß der Lehre Zwingli's und aller seiner Anhänger als einer ketzerischen Irrlehre, die in der gesammten Schweiz nicht ferner geduldet werden dürfe. Der treue Knecht Christi hatte reichlich den Spott und die Schmach die sein Herr von der Welt hingenommen getragen. Tief gedemüthigt kehrte Oekolampad nach Hause zurück.

Die Gemeine in Basel nahm den treuen Zeugen der Wahrheit mit tausend Freuden auf, und er konnte, reichlich getröstet, sein begonnenes Werk fortsetzen. Der Rath, der Stimmung der Bürgerschaft Rechnung tragend, weigerte sich ihn, wie die sieben katholischen Stände es verlangten, aus der Stadt

zu weisen. Schon zur Osterzeit hatte in seiner Kirche das Volk einmal von freien Stücken angefangen deutsche Psalmen zu singen, eine Christenordnung und Sitte deren sich die seit langen Jahrhunderten zum Stillschweigen verurtheilte Christenheit nicht mehr erfreuen durfte. Es giengen da vielen Leuten vor Freuden und Andacht die Augen über. Im Laufe des Sommers thaten sie's, nicht ohne Oekolampads Zuthun, zum andern Mal; die Obrigkeit ließ es von Haus zu Haus ausdrücklich verbieten; er stellte sich in einer ehrerbietigen und herzlichen Bittschrift an den Rath auf die Seite des Bedürfnisses der Gemeine, daß auch sie, nicht nur Priester, Klosterleute und Schüler, ihre Stimme zum Lobe und zur Anrufung Gottes erheben dürfe, und zuletzt wurde in etlichen Kirchen der Gemeindegesang gestattet. Basel gieng darin allen Schweizerstädten, kaum zwei Jahre nachdem es von Luther so geordnet worden, voran. Indessen so sehr allmählig hie und da der Gottesdienst eine reinere und erbaulichere Gestalt gewann: mit der Einführung der Reformation in der ganzen Stadt wollte es zu Oekolampads großem Verdruß nimmer vorwärts gehn. Was in einzelnen Gemeinden geschah, wurde nur geduldet, geschweige daß es in Basel zu irgend einem Beschluß für die Sache der Reformation kam. Im nahen Mühlhausen machte diese beträchtliche Fortschritte. Bei uns blieb noch immer Alles im Alten. Im Münster predigte seit 1526 unter großem Zulaufe des Volkes der vom Domstifte erwählte neue Prediger, Augustinus Marius, sonst ein nicht unwürdiger Mann, jedenfalls der bedeutendste unter Denen von der Gegenpartei, den alten Glauben und die römische Messe. Oekolampad und seine Mitverbundenen wandten sich vergeblich an ihn um offene, freundliche Besprechung und Verständigung über ihre beiderseitigen Ansichten. Nur um so gereizter wurde von den Kanzeln und vor dem Rath über Oekolampad und die Seinen Klage geführt; sie seien Friedens-

störer, Händelstifter und Irrlehrer. Endlich im Mai 1527 wurden sämmtliche Prediger der Stadt vor den Rath geladen; es ward ihnen eröffnet, sie sollten ihre Gründe für oder wider die Messe schriftlich eingeben. Marius that's zuletzt, ungern genug, da Bischof und Domkapitel es ihm wehren wollten. Zehn Geistliche, namentlich von St. Peter, dem hohen Stift, den Predigern und Klein-Basel unterschrieben es. Oekolampad setzte im Namen seiner Brüder eine sorgfältige Schrift auf mit schöner, klarer, geordneter Auseinandersetzung der Gründe, weßhalb die Messe ein Greuel vor Gott sei, den eine fromme Obrigkeit nicht länger gestatten dürfe. Sie war von sechs Geistlichen mit Namensunterschrift unterzeichnet. Aber es gieng bis zum 26. August, ehe die Eingaben im Rath nur verlesen wurden. Dann hieß es: „der Handel sei schwer und sei nichts Freventliches darüber zu beschließen, man müsse die Sache auf ein künftiges ordentliches Kirchenconcil bringen; bis dahin solle ein Jeder predigen was zur Ehre Gottes und zum Frieden dienlich sei." Die Regierung hatte allerdings keinen leichten Stand. Sie war noch in Streitigkeiten mit dem Bischof über dessen einstige Hoheitsrechte verwickelt. Sie mußte die freie Wahl des Glaubens Allen wahren und durfte nicht den Leidenschaften der Menge Raum geben. Sie war aber auch selber in ihrem Glauben nicht einig. Die Gewiegtesten und Besten, ein Bürgermeister Adelberg Meyer und der fromme Oberstzunftmeister Jakob Meyer, waren unter den entschiedenen Anhängern der Reformation; auf der entgegengesetzten Seite standen neben etlichen Herren von den Achtbürger Geschlechtern und entschiedenen Freunden der katholischen Priesterschaft der Obristzunftmeister Lux Zeigler und der Bürgermeister Junker Heinrich Meltinger, der Hauptmann der Basler in der Schlacht bei Marignano. Darum hielt der Rath eine behutsame, oft schwankende Stellung ein, und wollte immer nur zaudern und abwarten. Er

brachte es höchstens zu halben der Kirchenerneuerung günstigen Maßregeln; er beschränkte in etwas die große Zahl der Feste, er erlaubte die Umzüge nur auf Kirchhöfen und in Kreuzgängen, er bewilligte zuletzt das Aufhören der Messe in St. Martin, bei den Augustinern, zu St. Leonhard und wo sie sonst schon abgeschafft war, stellte es dem Gewissen eines Jeden anheim, dieselbe zu halten oder zu hören, doch für die Priester bei Verlust der dazu eingesetzten Pfründen; „auf den Kanzeln sollten die Prediger die Messe weder loben noch schelten." Es ist sich nicht zu wundern, wenn dem Manne der nun schon fünf Jahre gearbeitet, gehofft, gebetet und gekämpft hatte, die Langmuth und Geduld manchmal ausgehen wollte, wenn er oft schwer gedrückt und beinahe unmuthig wurde und an einem guten Ende schier verzweifelte. Die Briefe an seinen Freund und Berather in Zürich sprachen oft ernsten Unmuth aus über das unheilbare Basel, das alle Heilmittel verschmähe. „Wir predigen," klagt er, „tauben Ohren;" er besorgt, die Evangelischen werden nur einstweilen, bis man irgend einen Anlaß wider sie finde, geduldet. In einem Augenblick der Verzagtheit ruft er aus: „unsere Sache hängt an einem dünnen Faden." Es war gut, daß er demungeachtet treu auszuharren verstand, sich willig unter Gottes Hand demüthigte und nicht aufhörte, seine Hoffnung auf Gott zu setzen, er werde die Anschläge die wider die Ehre seines Namens ersonnen worden alle noch zu Schanden werden lassen. Uebrigens wollten schon in diesem Jahre die Bürger anfangen in der Sache auch ihre Stimme geltend zu machen. Vierhundert ehrbare Männer waren bei den Augustinern zusammen, sich über eine Bittschrift an den Rath zu berathen. Es wurden auf verschiedenen Zünften Mahlzeiten zu fünfzig und hundert Gedecken veranstaltet, an denen man sich über Schritte die gethan werden sollten besprach. Die Regierung wußte diesmal noch die Sache mit gütigen Reden und ernsten Warnungen

vor aufrührerischem Wesen zu stillen. So ging das Jahr 1527 zu Ende.

---

### 4. Die letzten Kämpfe und der endliche Entscheid.

In den ersten Tagen des folgenden Jahres ward in Bern das große entscheidende Religionsgespräch gehalten auf welchem dort die Sache des evangelischen Glaubens einen vollständigen Sieg davon trug. Oekolampad hatte auch, zwar hinter dem hervorragenden Meister Ulrich von Zürich bescheiden zurücktretend, mit Wort und Predigt sein Theil dazu beigetragen. Das Beispiel des wichtigsten Standes der Eidgenossenschaft konnte nicht anders als aufregend wirken auf die Gemüther in den übrigen Städten. Der gemeine Mann urtheilt in seiner einfachen Weise. Es war ihm schlechterdings unbegreiflich, daß der Rath nichts that. Daß noch allenthalben die Bilder, die Gegenstände abergläubischer Verehrung, in den Kirchen stehen durften, erschien ihm als ein Aergerniß, das Gottes ernstliches Mißfallen über die Stadt bringen müsse. Am Karfreitag nahmen, ohne Oecolampads Vorwissen, ihrer fünf redlicher Bürger in wohlgemeintem voreiligem Eifer die Götzenbilder, wie sie sie nannten, aus der Kirche zu St. Martin von den Altären weg, und am Ostermontage nach dem Abendgottesdienst geschah bei den Augustinern durch eine größere Anzahl das Gleiche. Der Rath setzte Viere von ihnen ins Gefängniß. Aber die Zunftbrüder zu Spinnwettern, verstärkt durch einen Haufen von mehr als zweihundert Bürgern, zogen vor das Richthaus und begehrten die Freilassung der Gefangenen, die ja nichts Unchristliches, das wider Gott sei und das er selber nicht in seinem Worte zu thun geheißen, gethan hätten. Der Rath ließ die Eingethürmten wieder frei und erkannte: es sollen in den Kirchen zu St. Martin, St. Leonhard, bei den Augustinern und Baarfüßern und im Spital die

Bilder und Zierden durch der Obrigkeit Werkleute weggeschafft werden. In den übrigen Kirchen, auch im Chor von St. Leonhard und der Baarfüßer Kirche, solle Alles nach dem alten Gottesdienste ungeändert bleiben. Niemand aber möge um des verschiedenen Glaubens willen den Andern hassen und schelten.

Eine Weile schien nun der unermüdliche Streiter für die Sache Christi in unsrer Stadt, „nach alter deutscher Sitte," als neuer, wenn auch nicht als junger Ehemann, „sich vom Treffen fern halten zu können." Seine liebe Mutter die treue Wirthin seines Hauses, war ihm gleich nach seiner Rückkehr von Bern gestorben. Und er hatte, wozu ihm die Freunde schon längst zuredeten, eine Lebensgefährtin gefunden, eine junge Wittwe, Wilibrandis Rosenblatt, von gutem Hause, zwar ohne weiteres Vermögen, aber still, häuslich, von züchtigem und sanftem Wesen, die ihm den etwas schwer zu behandelnden Vater pflegen half und ihm die mit Kostgängern ziemlich beladene Haushaltung willig besorgte, also daß er nun auch des Segens, den Gott im Ehstande dem Menschen beschieden hat, sich in etwas erfreuen durfte. Doch war es nur die Stille die dem ausbrechenden Sturme vorhergeht. Denn die entgegengesetzte Predigt die in den unterschiedlichen Kirchen der Stadt verkündigt wurde, das immer heftiger werdende Schelten und Zürnen der katholischen Prediger auf den Kanzeln gegen den evangelischen Glauben, die immer mehr in Zwist und Streit ausbrechende Erbitterung der beiden Richtungen in der Bürgerschaft, wurde der weit überwiegenden Mehrheit der evangelisch Gesinnten nachgerade unerträglich. Oekolampad sah immer mehr, es würde nicht lange mehr so fortgehen können; Basel werde den Weihbischof Marius im Münster und ihn zu St. Martin nicht lange mehr Beide zu dulden vermögen. Er sprach immer deutlicher von der Kanzel herab zur Gemeine von der Pflicht einer christlichen Obrigkeit, dem Zwiespalt der in sich zerrütteten Bürger-

schaft ein Ende zu machen. Er gab immer mehr dem Gedanken bei sich Raum, eine kräftige Willensäußerung der Bürger werde den zaudernden, mehr als maßvoll und besonnen verfahrenden Rath zuletzt zur Entscheidung drängen müssen. Damals dachte Niemand daran, zwei Kirchen nebeneinander in derselben Stadt aufzustellen, die Predigt des Evangeliums und die päpstliche Messe gleichberechtigt zugleich bestehen zu lassen. Jener Zeit war Gemeinsamkeit des Glaubens und Gottesdienstes zum Gedeihen einer Stadt ebenso nothwendig als gemeinsame bürgerliche Ordnung. Es handelte sich darum, daß der Glaube den Gott den Menschen gegeben, den die überwiegende Mehrheit erkannt, den die Gegner mit keinen Schriftbeweisen zu widerlegen vermocht, von der christlichen Obrigkeit geschützt und gesichert dastehe. So kam es — Oekolampad war dem Gedanken nicht ganz fremd — zu einer entschiedenern Kundgebung der Gemeine. Am Mittwoch vor Weihnachten 1528 traten auf dem Zunfthause zu Gartnern ungefähr zweihundert redliche und entschlossene Männer, darunter von den Besten und Angesehensten der Bürgerschaft, zu ernster Berathung zusammen. Die beschlossen, „eine freundliche Bitt" an die Herren vom Rathe zu thun, daß sie sich der Stadt erbarmen, „das zwiespältige Predigen „abstellen und die Messe, die ein Greuel vor Gott sei, ab„erkennen mögen, bis die Meßprediger dieselbe genugsam zu ver„antworten wüßten." Es war eine ehrerbietige, in allem guten Vertrauen zur väterlichen Obrigkeit, in aller Willigkeit des Gehorsams, doch in entschlossenem und festem Tone gehaltene Bittschrift die sie einreichten. „Sie wollen nichts als wovon sie „gewiß wüßten, daß es zur Ehre Gottes und zum Frieden der „Stadt diene. Sie würden Tag und Nacht nicht abstehn, bis ihre „Bitte gnädig erhört worden." Ob diesem Schritt der evangelisch Gesinnten entstand große Unruhe und Aufregung in der Stadt. Die Anhänger des alten Glaubens und Gottesdienstes,

die in der kleinen Stadt und die in der Spalenvorstadt zogen die Harnische an und nahmen trotzig drohend ihre Gewehre zur Hand. Die Andern, als der Rath zu keinem Beschluß kam, thaten sich am Christtag Abend nochmals zusammen, diesmal in weit größerer Anzahl und ebenfalls bewaffnet. In derselben Nacht stand der Ausbruch des Bürgerkriegs nahe. An der Rheinbrücke pflanzte sich die Mannschaft von Klein-Basel, in der Spalen die Bewohner jener Gegend auf; zu Gartnern waren die ganze Nacht die aus den meisten Zünften der größern Stadt zur Gegenwehr gerüstet beieinander. Sie vermehrten sich des andern Morgens, da die Knechte nun auch hinzuliefen, zusehends. Es giengen die beunruhigendsten Gerüchte. Jetzt hieß es: der Schultheiß der minderen Stadt werde mit dreißig Mann in den Rathssaal bringen; jetzt wieder: der östreichische Adel in Ensisheim wolle den bedrängten Katholischen zu Hilfe eilen; man wollte fremde Gesichter, verdächtiges Kriegsvolk in der Stadt gesehen haben. Die Thore mußten bis auf drei alle verschlossen bleiben. In den Häusern wurden Steine zusammengetragen, um sie auf die Gegner zu werfen. Die Gesandten von Zürich, um die gleich Anfangs Oekolampad dringend an seinen Freund Zwingli geschrieben, die von Bern, welche, von den Zünften hergerufen, am Tag nach dem Christtage eintrafen, brachten es mit vielem Zureden dahin, daß gegen Abend die Kriegsrüstung abgestellt wurde. Aber die Gefahr eines blutigen Entscheides schwebte immer noch über Basel. Es kamen die Boten von Schaffhausen, Mühlhausen und aus Straßburg; es stellten sich, von den Katholischen erbeten, die von Luzern, aus den Urkantonen und aus Solothurn ein, um zum Frieden zu reden. Unablässig unterhandelten die Friedensvermittler mit dem Rath, mit den Ausschüssen beider Theile, mit den beiderseitigen Gemeinden. Es gieng lange, bis ein Vergleich gefunden ward. Die Evangelischen, wohl über drei Tausend stark in der Baarfüßer

Kirche zusammenberufen, erklärten, vom Inhalt ihrer Petition keinen Schritt weichen zu wollen. Die Päpstischen, kaum sechs Hundert in der Kirche des Prediger-Klosters versammelt, redeten: Leib und Leben setzen sie daran, daß Alles beim alten Herkommen bleibe. Endlich am Dreikönigstag (6. Januar) 1529 wurde ein einmüthiger Vorschlag des Rathes nnd der eidgenössischen Schiedsleute dem Volke vorgelegt: „Das zwiespältige „Predigen solle abgestellt und hinfort nichts Anderes mehr als „das lautere Evangelium verkündet werden; wöchentlich sollen „sämmtliche Prediger darüber sich besprechen und vereinbaren; „wer sich nicht füge, müsse von Stund an des Predigens still „stehn. Die Messe betreffend mögen einstweilen die Katholischen „mit einer Messe im Münster, zu St. Peter und St. Theodor „sich begnügen; am Sonntag nach Trinitatis (14 Tage nach „Pfingsten) aber solle vor allem Volk ein öffentliches Religions„gespräch über die Messe stattfinden und darauf hin auf jeder „Zunft ein Jeder nach seinem Gewissen für oder wider sich erklären; das Mehr werde für immer entscheidend sein.“ Wiewohl dadurch der Entscheid abermals in die Ferne hinausgeschoben wurde, bewog doch die Friedensliebe, die Besorgniß vor gewaltthätigem Ausgange, die Rücksicht auf Ehre und guten Ruf der evangelischen Sache, die Einmüthigkeit des Raths und der mittelnden Eidgenossen den frommen und milden Hirten der Heerde Gottes, das Gewicht seines Wortes auch in die schwankende Wagschaale zu legen. Oekolampad begab sich, bevor noch der Rath erschien, in die Versammlung der Evangelischen zu Baarfüßern, ermahnte herzlich und dringlich zu Frieden und Einigkeit, erinnerte an die Christenpflicht, der Obrigkeit die Ehre zu geben und rieth die Artikel des Raths anzunehmen. Dann betete er mit ihnen Allen unter allgemeiner großer Bewegung zu Gott, daß er die Herzen lenken und ihnen seinen Willen kund thun möge. Und als dann Bürgermeister und Räthe und die

eidgenössischen Botschaften vor die Gemeine traten, als der allgemein geachtete Oberstzunftmeister Meyer, die Gesandten von Zürich und Bern in eben dem Sinne zu ihnen redeten und auch der Bote aus Straßburg mit besonders beredtem Munde zum Volke gesprochen: nahm die ganze Versammlung den Friedensschluß an. Auch die Andern, im Gefühl, daß ihre Sache verloren sei, stimmten ungern genug am Ende bei.

Es war das einzige Mal, daß Oecolampad in solcher Weise, persönlich handelnd, in den Gang der Sache eingriff. Fürderhin, obwohl er bald sah, „Pharao werde das Volk nicht so ohne Weiteres ziehen lassen," hielt er sich, in den Schranken seiner Stellung bleibend, behutsam zurück und wollte das Volk nicht zu ungesetzlicher Selbsthilfe aufreizen. Es kam ohne sein Zuthun mit der Sache zu einem andern und früheren Ende. Die Geistlichkeit der Gegenparthei wollte sich dem mit der weltlichen Behörde geschlossenen Vertrage nicht fügen. Das zwiespältige Predigen hörte nicht auf. Zuerst predigten sie gar nicht. Während vierzehn Tagen war weder im Münster noch zu St. Peter noch in Klein-Basel Predigt. Dann trat, von Bürgermeister Meltinger aufgefordert, einer der Geistlichen von St. Peter wieder auf und ließ sich heftig gegen die Evangelischen aus. Darob wäre es beinahe zu Schlägereien in der Kirche gekommen. Auch vernahm man, daß die Katholischen an andern Orten heimlich Winkelmessen hielten. Die Evangelischen begehrten durch ihren Ausschuß, daß die Prediger welche den Vertrag nicht hielten abgestellt, daß die leeren Kanzeln mit guten Seelsorgern besetzt würden. Da die versprochene Antwort allzulange auf sich warten ließ, kam's am Tage nach Herrenfastnacht (den 8. Februar) früh zu einer abermaligen Versammlung von 800 Bürgern in der Kirche zu Baarfüßern. Jetzt aber bat die unmuthige Bürgerschaft nicht mehr, sie forderte. Die Bewegung wurde nun eine politische. Man verlangte rund heraus den unver-

züglichen Austritt von zwölf der ärgsten Beschützer der falschen Priesterschaft, vorab des Bürgermeisters Meltinger aus dem Rath. Man stellte, im Bewußtsein, daß das Volk bei der Wahl der Regierung nicht berücksichtigt und das Regiment der Stadt in eine Herrschaft Weniger ausgeartet sei, die unerwartete Forderung: es sollen fürderhin Häupter und Räthe vom großen Rathe, die Meister und „Sechser" von gesammten Zunftbrüdern gewählt werden. Es kam zur drohenden Rüstung der Bürger gegen die Obrigkeit. Die Gemeine griff zu den Waffen. Sie pflanzten sich mit Geschütz vor dem Rathhause auf. Sie ließen sich durch keine Mahnungen ihres eigenen Ausschusses mehr abwendig machen. Die zwölf Herren mußten Nachts um 9 Uhr noch vom Rathe austreten. Bürgermeister Meltinger entfloh heimlich in einem Nachen. Die ganze Nacht blieb die bewaffnete Bürgerschaft beieinander. Während am folgenden Tag (Dienstag den 9. Februar) der Rath noch immer zu keinem ganzen Entschluße gelangte und die Bürger auf dem Kornmarkte draußen vom Ausschuß kaum vor Gewaltthat zurückgehalten wurden, geschah es nach Mittag, daß eine Streifschaar von Vierzigen in die Münsterkirche eintrat, darin umhergieng und die Bilder und Altäre mit verdächtigen Blicken sich ansah. Einem unter ihnen, wie er mit der Waffe an einem Heiligenschrein sich versuchte, fiel ein Bild zu Boden und zerbrach in Stücke. Und als sie halb erschrocken, halb trotzig wieder von dannen giengen, trafen sie am Spitalsprunge eine größere Schaar von zwei Hunderten an. Man erzählte sich was geschehen war und ward Eins: was die Regierung in so viel Jahren nicht zu Stande gebracht, in einer Stunde zu vollbringen. Der ganze Haufe kehrte ins Münster zurück. Die inzwischen von den Priestern verschlossenen Thüren wurden mit Gewalt aufgebrochen. Und nun gieng es an ein allgemeines Zerschlagen und Zerbrechen aller Bilder, Gemälde Altäre und Zierden, daß nichts mehr ganz blieb. Nur was

von Silber oder Gold war, blieb unangetastet. Dann gieng's nach St. Ulrich, nach St. Alban, nach St. Peter, aus einer Kirche in die andere, aus einem Kloster ins andre. In der großen Stadt blieb kaum ein Bild mehr. Keine Bitte und Mahnung, davon abzustehen, ward mehr gehört. Als die Bilderstürmer am Abend zu den Andern auf den Kornmarkt zurückkehrten, hieß es, sie wollten nun aufs Rathhaus und sich die Antwort dort selber holen. Dem Rathe blieb nichts mehr übrig, als in Alles was begehrt worden zu willigen. Am Tage darauf — es war der Aschermittwoch 1529 — erließ der Rath an Alle zu Stadt und Land die Verordnung: die Bilder sollen allenthalben weggeschafft werden, die Messe in Basel und allen seinen Aemtern für immer abgethan sein. Die zerbrochenen hölzernen Bilder und Gemälde wurden auf Befehl der Regierung auf dem Burghof und den anderen Kirchhöfen feierlich verbrannt. Die Klein-Basler wollten die ihrigen auf den Kirchenestrich retten; sie wurden nachträglich durch des Raths Werkleute ebenfalls zerstört und aus den Klöstern genommen. Ordnung und Friede ward nun eilends wieder hergestellt, die Zünfte wählten ihre „Sechser" und gesellten ihnen für dieses Mal zur Befestigung des Vertrauens der Bürgerschaft noch sechzig von den Ihren als „Zuboten" bei; der große Rath und der ergänzte kleine schwuren, die neue Ordnung der Dinge zur Ehre Gottes und zum gemeinem Frieden und Nutzen getreulich zu berathen, am Samstag giengen Mitglieder der Räthe, von den eilig herbeigeeilten eidgenössischen Boten begleitet, von Zunft zu Zunft und nahmen die gesammte Bürgerschaft in Eid und Pflicht, und am Sonntag den 14. Hornung ward in allen Kirchen der Stadt nach evangelischer Ordnung Gottesdienst gehalten. Die Katholischen erhoben, von der Macht der Thatsachen überwältigt, keine Einrede. Sie hatten sich die ganze Zeit still und ruhig verhalten. Viele wanderten nun aus und gaben ihr Bürgerrecht

des Baches durch alle die Windungen und Gänge die er nimmt bis zu seinem Ende aufmerkend nachzusehn.

---

## 1. Die Kinderjahre in den Walliser Bergen.

Thomas Platter war aus dem Visper Zehnten im Walliser Lande gebürtig. Wo vom Matterhorn und Zermatt her durch das wilde Gebirge und die Wiesengründe des Nikolaithales die Visp gegen die Rhone herniederbraust, liegt St. Niklaus gegenüber oben am Bergabhange eine Schaar zerstreuter Häuser und kleiner Weiler, welche man alle mit einander das Dorf am Grenchen (auch Grechen) heißt. Dort stand das väterliche Haus Plater's, in welchem er im Jahr 1499 auf die Herrenfastnacht zur Welt kam; man läutete eben in der Kirche zur Messe zusammen, und alle Freunde und Verwandten prophezeiten daraus, der Kleine werde gewiß einmal ein Priester werden. Er war von handfestem Stamme; ist doch sein mütterlicher Großvater 126 Jahre alt geworden. Einen einfachen, gesunden, frischen Muth, freundliche, kecke, nicht ungeschickte, doch etwas unbesonnene Art hat er mit auf die Welt gebracht. Aber sein Elend fing bei Zeiten an; denn sein Vater starb ihm so bald, daß er sich gar nie erinnern konnte, ihn gesehen zu haben; und als seine Mutter nicht lange darnach wieder einen andern Mann nahm, mit dem sie weiter ins Thal hinab zog, so kamen die Kinder alle von ihr. Das väterliche Gut hatten die Wucherer an sich gerissen; die ältesten Söhne zogen in den Krieg; die andern Geschwister mußten, so bald sie nur konnten, dienen gehen, und den kleinen Thomas, den jüngsten unter allen, nahmen des Vaters Schwestern, der Reihe nach abwechselnd, zu sich.

Als er etwa drei Jahre alt war, fuhr der Bischof von

Sitten, der nachmalige Cardinal Schinner, durchs ganze Land, um, wie's bei den Katholischen Gebrauch ist, allenthalben der Jugend durch das Sacrament der Firmelung ihren Taufbund zu bestätigen. Und so kam er auch an den Grenchen. Im bischöflichen Ornat saß er in der Kirche und wartete, daß ihm die Kinder eines nach dem andern an der Hand ihrer Firmpathen zugeführt würden. Aber dem kleinen Thömmeli machte sein Herr Vetter, Herr Anton Platter der Priester, der sein Firmpathe sein sollte, zu lange; er war ungeduldig bald gefirmt zu werden, damit er vom Pathen eine Karte mit einem schönen Bilde geschenkt bekomme. Er macht sich also ungesäumt auf den Weg und läuft allein in die Kirche hinein, gerade vor den Bischof hin, der im Sessel feierlich da saß. „Was willst du, mein Kind?" fragte der Herr Bischof verwundert. „Ich wollte gerne firmen," sagte der Kleine. Der Bischof sprach lachend: „wie heißt du?" Er antwortete: „ich heiße Herr Thommen." Da lachte der Bischof noch mehr und legte dem Kinde die Hand auf, brummte einige Worte her, gab ihm einen leisen Schlag auf die Wange, und der Thömmeli war gefirmt. Nun kam sein Pathe mit großen Entschuldigungen herbeigeeilt; aber der Bischof Matthäus Schinner erzählte ihm munter, wie der kleine Thomas gesagt hätte, und sprach: „Gewiß wird etwas Besonderes aus dem Kinde werden, etwa einmal ein Priester."

Es war wenig Aussicht, wie es dazu kommen sollte. Als er bei sechs Jahre alt geworden, that man ihn in einem Thal innerhalb Stalden beim Mann einer Schwester seiner Mutter in Dienste. Da mußte er das erste Jahr die jungen Ziegen beim Haus hüten und hatte manche liebe Noth, wenn etwa ein großer Schnee lag und der gute Kleine so tief darin einsank, daß ihm die Schühlein zurückblieben und er baarfuß zitternd nach Hause kam. Aber das zweite Jahr mußte er schon die großen Geißen auf die Berge treiben und war doch

noch so klein, daß er der achtzig starken Ziegen nicht Meister werden konnte. Denn wenn er des Morgens früh die Stallthüre aufthat, mußte er schnell auf die Seite springen; sonst stießen ihn die Thiere nieder, rannten über ihn weg und zertraten ihm Kopf, Ohren und Rücken. Hatte er das überstanden und war der Heerde nachgeeilt, um sie über die Brücke der Visp zu treiben: so liefen ihm dort die vordersten der Heerde in die Kornäcker hinein, und indeß er diese wieder hinaustrieb, drangen ihm die andern in die schöne Saat; er wußte sich oft nicht mehr zu helfen, weinte und schrie, denn auf die Nacht hatte er harte Streiche zu erwarten. Da stieß etwa sein guter Freund Thomas im Leidenbach mit seiner Geißheerde zu ihm; der war groß, erbarmte sich des Hilflosen und half ihm, und sie trieben nun munter mit den Hirtenknaben andrer Bauern zusammen ihre Ziegen auf die höchsten Grate der steilen Berge hinauf. Dort saßen sie, verzehrten miteinander ihr Mittagsbrod, schwarz Brot und Käse, was jeder in einem Hirtenkörbchen am Rücken hinaufgetragen hatte, übten sich im Steinwerfen oder bliesen das Hirtenhorn, sprangen auch, wo's der Boden erlaubte, mit Stecken, suchten Krystalle im Berge und trieben allerlei Künste.

In diesen wilden Höhen oben hat der liebe Gott den kleinen unbedachtsamen Thomas aus mancher Todesgefahr erlöst. Einmal an einem Morgen frühe war er der Erste gewesen und trieb vor den Anderen seine Ziegen den Berg hinauf. Seine Geißlein suchten den Weg aus und dachten freilich nicht daran, ob ihr Weg für ihren Hirten auch gut sei. Sie giengen eins ums andere zuerst rechter Hand auf ein kleines Felsplätzchen, und dann an dem Felsen oben dran weiter hinauf, daß sie kaum ihre kleinen Fußklauen auf die Grasbüschel die am Fels wuchsen stellen konnten. Wie die Geißen nun so hinauf waren, kam Thömmeli hinten nach und stand auf das Felsplätzchen; das war nicht mehr als einen guten Schritt breit und unten dran war

ein fürchterlicher Abgrund, mehr als tausend Klafter tief nichts als steiler Felsen. Von da sah er seinen Ziegen nach und wollte auch folgen, faßte einen Grasbüschel und dann den zweiten, und zog sich einen Schritt weit empor. Aber jetzt konnte er nicht weiter kommen, konnte doch auch nicht wieder ohne Sprung den schwereren Schritt zurück thun und durft' es nicht wagen auf das vorige Plätzchen hinunter zu springen; denn er fürchtete, er würde sich überschlagen und über die schreckliche Fluh hinabstürzen. Da klebte der Kleine nun am Felsen über der Todestiefe, hielt sich mit beiden Händchen am Grase fest, stand mit dem großen Zehelein des einen Fußes auf einem Büschlein Gras, und wenn er gar zu müde ward, zog er sich am Grase oben ein wenig aufwärts und setzte den Zehen des andern Fußes an seine Stelle. So wartete er lange Zeit auf die Hilfe Gottes. Der Wind wehte ihm sein Gewändchen hinten in die Höhe und seine zitternden Beine waren von keinen Hosen geschützt. Unter ihm flogen in den Lüften die großen Geier umher; der Arme hatte beständige Angst, sie werden jetzt kommen und ihn hinwegtragen. Endlich sah sein treuer Geselle Thomas von Weitem das Knäblein am Felsen flattern; er meinte zuerst es sei ein Vogel; als er aber recht hinsah, erschrack er, daß er todtenbleich wurde und rief hinauf: Thommeli, nun steh still! Er geht hinzu auf das Felsplätzchen, umfaßt den Kleinen von hinten mit seinen Armen und trägt ihn schweigend an eine sichere Stelle zurück. Von hier konnten sie dann auf einem bessern Pfade zu den Ziegen hinauf gelangen.

So ergieng es dem kleinen Thomas in seinem ersten Dienste. Es kamen einmal Leute an den Grenchen zu seiner Base Fransy und sagten ihr, an was für einem sorglichen Ort und Dienste ihres seligen Bruders jüngstes Kind sei und wie es gewiß einmal sich zu Tode fallen würde. Base Fransy machte sich auf den Weg und zeigte dem Meister an, sie wolle den Thommeli

wieder heim nehmen. Das war dem Meister gar leid, denn er hatte noch nie ein besser Dienstlein gehabt, so klein und jung der Knabe noch war. Am Grenchen kam nun Thomas wieder als Geißhirt bei einem reichen Bauern in den Dienst. Aber auch da gerieth er noch etliche Male in große Gefahr auf den Bergen; er fiel auch einmal in einen Kessel mit heißer Milch, die ob dem Feuer war. Einst waren sie ihrer zwei Hirtlein im Walde, redeten allerlei kindliche Dinge und wünschten sich, daß sie fliegen könnten, so wollten sie über die hohen Schneeberge in Deutschland hinüber fliegen. So nannte man im Wallis die Eidgenossenschaft. Kaum hatten sie diesen Wunsch gethan: siehe, da schoß ein schrecklich großer Vogel aus der Höhe herab gerade auf sie los, daß sie meinten, er werde sie ergreifen und sie durch die Lüfte hinwegtragen. Sie fiengen Beide laut zu schreien an, wehrten sich nach allen Seiten mit den Hirtenstecken und besegneten sich; der Lämmergeier, seine Beute lassend, flog wieder weg. Da sprachen die Kleinen zusammen: „Wir haben Unrecht gehabt, daß wir wünschten fliegen zu können. Gott hat uns nicht geschaffen zu fliegen, sondern zu gehn."

Zuletzt wollten die Leute des Knaben nicht mehr, daß er Ziegenhirte sei, und er wurde in einen andern Dienst zu einem Bauern gethan, damit er ihm die Kühe auf seinen Gütern zur Weide führe. Doch Base Fransy gedachte der höheren Hoffnungen die sie für den ihr vom verstorbenen Bruder besonders empfohlenen Sohn in ihrem Herzen hegte. Sie kam abermal, den Knaben nach St. Niklaus zu holen, damit er bei dem dortigen Pfarrer, seinem Vetter Anton Platter, die Schriften erlerne. Der ziemlich geizige Meister war damit übel zufrieden, meinte, er werde nichts lernen, setzte den Zeigfinger der rechten Hand mitten in die linke und sprach: „So wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger da durchstoßen kann!" Aber die Bäsin erwiederte: „Ach, wer weiß? Gott hat ihm seine Gaben nicht

versagt; es mag noch ein frommer Priester aus ihm werden.“
Bei dem alten Herrn gieng es ihm freilich schlecht genug. Denn der war ein ungeduldiger und zorniger Mann, und der nicht viel über neunjährige kleine Thomas war ein ungeschicktes Bauernbüblein; wenn ihm nun die Wissenschaften nicht gleich in den Kopf wollten, so schlug ihn der Herr grausam, nahm ihn bei den Ohren und zog ihn von der Erde auf, daß der Kleine schrie, wie eine Geiß die am Messer steckt, und die Nachbarn oft sagten, ob denn der Herr das Kind ermorden wolle? Der gute Junge war noch nicht lange in dieser Leidensschule gewesen und hatte erst ein wenig das Salve singen gelernt: da kam ein Student, Paulus Sommermatter, ein leiblicher Vetter unsers Kleinen, von seinen Reisen auf den deutschen Schulen umher zu einem Besuche nach Hause; der verhieß den Freunden des Knaben, er wolle ihn mit sich nehmen und ihn in Deutschland zur Schule anhalten. Wie der arme Thömmeli davon hörte, fiel er auf seine Kniee und bat Gott den Allmächtigen, daß er ihm von dem Pfarrer forthelfe, der ihn beinahe nichts lehrte und ihn jämmerlich schlug. Als der Student wieder auf Reisen gehen wollte, wanderte der kleine Bursche Stalden zu, wo der Paulus sein wartete. Sein Vogt, Simon zu der Sommermatten, gab ihm einen Goldgulden auf den Weg. Den trug er in der Hand bis nach Stalden, schaute unterwegs oft, ob er ihn noch hätte und gab ihn seinem neuen Versorger und Hüter. Und nun zogen die Beiden miteinander in die weite Welt hinaus.

---

## 2. Die Knabenjahre unter den fahrenden Schülern.

Es gieng über den hohen Grimsel-Berg hinüber. Der Kleine, der um seiner kindlichen Art und ländlichen Walliser Sprache willen die Herzen gewann, mußte überall an den Thüren

um Zehrung für die Reisenden bitten. Drüben in den fremden Landen kam ihm Alles gar neu und wundersam vor. Ein Kachelofen im Zimmer, da sie schliefen, erschien ihm im Mondschein wie ein großes Thier mit glänzenden Augen; vor Gänsen, die er am Morgen drauf vor dem Hause traf und die ihn gar fürchterlich anzischten, floh er schreiend als vor dem leibhaftigen Teufel; die ersten rothen Ziegeldächer, die er zu Luzern sah, setzten ihn in das höchste Erstaunen. In Zürich fanden sie Reisegesellschaft, mit denen sie gen Meißen zu ziehen beschlossen. Denn zu selbiger Zeit gieng noch der uralte Gebrauch „der fahrenden Schüler" im Schwange. Die Schüler der Wissenschaft, welche dereinst einmal eine Priesterstelle zu erlangen hofften, zogen den lateinischen Schulen in größeren Städten nach, nach eigener Wahl in den Schulen der Stifte oder der Kirchen der Stadt sich den Unterricht suchend, der ihnen freilich meist noch in althergebrachter und höchst unvollkommener Weise geboten wurde. Einem Wandertriebe folgend, der dem deutschen Volke eigen ist, liefen Kinder und halbgewachsene Bursche aus den entlegensten Thälern, ganz Deutschland durchreisend, in die unbekannte Welt hinaus. Man wanderte, den Aufenthalt oft wechselnd, den Städten zu wo man sich am besten durchzubringen hoffte. An einigen Orten war zwar durch fromme Stiftungen oder durch die Behörden der Stadt für Obdach und Lager, ärmlich und unreinlich genug, in etwas gesorgt. Den Lebensunterhalt aber bestritten sie sich durch Betteln und Singen vor den Häusern. Es hatte sich mit der Zeit ein eigentliches Landstreicherleben gebildet, wobei von Lernen und Studieren oft nur zum Schein die Rede war, das aber als ein Leben der Ungebundenheit und Abenteuer seinen eigenthümlichen Reiz hatte. Manch ein junges Gemüth verwilderte darüber. Viele kamen nicht weiter, als daß sie zuletzt ihre Messe singen lernten, ohne sie grammatisch nur zu verstehn. Man fand selbst zwanzig und dreißigjährige Männer

unter diesen fahrenden Schülern. Uebrigens herrschte ein harter und tyrannischer Zwang unter ihnen. Die Jungen und Kleinen standen unter der Gewaltherrschaft der Großen. Diese hießen die Bachanten (eine härtere Aussprache für Baganten); die Jüngern, welche ihre Schützen genannt wurden, mußten ihnen dienen, ihnen „präsentieren" oder zutragen, was sie durch Betteln und Singen oder auch noch auf weniger rechtmäßigem Wege für sie zusammengebracht hatten; wenn es ihnen nicht gelang, wurden sie als böse Uebelthäter jämmerlich geschlagen. In dieses unordentliche und höchst gefährliche Leben gerieth der kleine unerfahrene Thomas Platter ganz unversehens hinein; es war ein Glück und eine rechte Bewahrung für den harmlosen Knaben, daß er mehr von der Noth und Plage desselben als von seinen verderblichen Süßigkeiten zu kosten bekam.

Gleich im Anfang der Reise erhielt er einen schlimmen Vorschmack sowohl von dem Bittern als dem Versuchungsvollen was unter den fahrenden Schülern seiner wartete. Sie waren ihrer acht oder neun Landsleute zusammen: drei kleine Schützen, die übrigen große Bachanten, er der allerkleinste und jüngste unter Allen. Wenn er nun auf dem Marsche um seiner bösen Schühlein willen nicht recht nachzukommen vermochte, so gieng sein Vetter Paulus, dem er zur Aufsicht anvertraut worden, mit einer Ruthe hinter ihm her und zwickte ihn um die bloßen Beine; denn er trug immer noch keine Hosen. Wie sie so giengen, hörte er einmal die Bachanten untereinander von Meißen und Schlesien sprechen, wie es dort Gebrauch sei, daß die Schüler ungestraft Gänse und Enten rauben dürften, wenn man nur dem Eigenthümer zu entrinnen verstehe. Diese Worte faßte der unternehmende, seiner Schützenkunst bewußte Thomas auf, und als eines Tages die drei Schützen gegen ein Dorf kamen — die Bachanten waren schon vorausgegangen ins Wirthshaus — : so war da eine große Heerde Gänse bei einander und der Hirte nicht dabei. Fragt

Thömmeli seine Gesellen: „Wann sind wir einmal in Meißen, daß ich Gänse darf zu Tode werfen?" Sie sprachen: „Jetzt sind wir dort." Da nimmt er einen Stein, wirft und trifft eine Gans an das Bein. Im Augenblicke flogen die andern Gänse alle auf und davon, aber die hinkende konnte nicht aufkommen; ein zweiter Wurf des wohlgeübten Schützen traf sie an den Kopf, daß sie niederfiel. Schnell herzulaufend erwischt er sie beim Kragen, nimmt sie unter sein Röcklein und geht mit den Gefährten seine Straße weiter durchs Dorf. Aber da kam ihnen der Hirte nachgelaufen, schreiend, der Bube habe ihm eine Gans geraubt; die Schützen flohen, die Bauern stürzten überall aus den Häusern und warfen ihnen mit Spießen nach; sie wurden heftig verfolgt; dem Diebe hiengen die Füße der Gans unter seinem Röcklein hervor. Zuletzt ließ der kleine Platter draußen vor dem Dorf seine Beute fallen und sprang seitwärts in einen Busch. Zwei Bauern liefen an ihm vorüber und erreichten die beiden andern Schützen; die lagen auf den Knieen und schrieen um Gnade, weil sie ja nichts verübt hätten; die Bauern giengen wieder zurück. Aber den kleinen Dieb in seinem Gebüsche quälte die Todesangst und das Gewissen, und er sprach bei sich selbst: „Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heute nicht gesegnet;" denn man hatte ihn zu Hause gelehrt, daß er alle Morgen sich segnen solle. Als die Bachanten aus dem Wirthshause nachkamen, lachten sie nur über den Thömmeli, der sich entschuldigte, er habe geglaubt, es sei so Landesgebrauch. Sie sagten, es sei jetzt noch nicht Zeit. Das war sein erster Versuch in einer Kunst, die der unternehmende Bursche späterhin mehr als einmal mit besserm Erfolge geübt hat.

An allerlei Abenteuern, zum Theil auch lebensgefährlichen, fehlte es auf dieser Reise nicht. Einmal haben sie hieher Nürnberg in einem mehr als verdächtigen Wirthshause übernachtet, einer eigentlichen Mördergrube, wo nur die Geistesgegenwart

und der beherzte Muth eines ihrer Bachanten sie beim Leben erhielt. Ein ander Mal, etwa eine Viertelmeile vor Naumburg, waren die Großen im Wirthshaus eines Dorfes geblieben und hatten die Kleinen vorausgeschickt. Diese waren nur ihrer Fünfe; plötzlich sprengten auf offenem Felde acht Männer auf Rossen mit gespannter Armbrust gegen sie heran, umringten sie und richteten ihre Pfeile gegen sie. „Gebt Geld!" rief Einer. „Wir haben kein Geld; wir sind arme Schüler," antwortete der Größte unter den Fünfen. „Gebt Geld!" wiederholte Jener zweimal. Der Schüler sagte: „Wir haben kein „Geld und geben euch kein Geld, und sind euch nichts schuldig." Da zuckte der Räuber das Schwert und führte den Streich am Kopfe vorbei auf ihn nieder, daß er ihm die Schnur am Bündel entzwei hieb. Darauf ritten die Männer wieder in ein Holz zurück. In Naumburg selbst hatten sie ein Abenteuer etwas anderer Art zu bestehn. Sie hielten sich einige Wochen daselbst auf, doch ohne sich in der Schule zu melden, sondern nur um von der Mildthätigkeit der Bürger zu leben. Das wollte der Schulmeister und die anderweitigen Schüler nicht dulden. Er ließ ihnen entbieten: sie sollten zur Schule kommen, oder man werde sie mit Gewalt holen. Sie: er möge nur kommen. Von den schweizerischen Landsleuten die in der Stadt waren berichtet, wann sie kommen würden, rüsteten sie sich zur Vertheidigung. Die Schützen trugen Steine aufs Dach; die Großeu stellten sich bewaffnet an die Thüre. Als der Schulmeister mit seiner ganzen Schule kam, sie zur Ordnung zu nöthigen, stellten sie sich der Maaßen zur Wehre und die Buben warfen vom Dache her mit Steinen auf sie, daß Jene weichen mußten. Nun war aber um der Obrigkeit willen ihres Bleibens nicht länger mehr. Sie hielten noch mit den Schweizern die ihnen heimlich geholfen einen fröhlichen Schmaus von drei fetten gestohlenen Gänsen, zechten zusammen und reisten wieder von dannen.

So zog der an solches Leben nur zu bald sich gewöhnende Schütze mit seinen Bachanten nach Halle und Dresden, zuletzt sogar Breslau zu bis ins ferne Schlesien hinein. Auf dem Wege dahin freilich mußten sie oft bittern Hunger leiden, aßen etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen und lagen Nachts unter heiterem Himmel. Nirgends wollte man sie bei den Häusern leiden, wie flehentlich sie um Herberge baten; man hetzte sogar die Hunde auf sie. In Breslau hingegen fanden sie ein Leben, ganz wie die müßigen Gesellen sich's wünschten. Da war Alles in Hülle und Fülle, und so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in schwere Krankheit verfielen. Der von Natur muntere Junge mit dem offenherzigen Gesichte hatte viel Glück bei den Leuten; man gab ihm gerne, weil er so treuherzig zu heischen wußte, auch als Schweizer überall Gunst fand. Er hat seinen Bachanten am Abend oft vier bis fünf Schüsseln heim zur Schule, wo sie wohnten, getragen. Es waren in der Stadl wohl etliche tausend Bachanten und Schützen die von Almosen lebten. Keiner durfte aber in einer andern Pfarrei als die zu ihrer Schule gehörte ums Brod singen; sonst erscholl plötzlich der Alarmruf, die Schüler liefen zusammen und es gab blutige Schlägereien. Nachts schliefen die Großen in den Kämmerlein; die Schützen lagen im Winter auf dem Boden der Schule; im Sommer, wenn's heiß war, legten sie sich auf dem Kirchhofe nieder. War aber ein Gewitter am Himmel, so mußten sie schier die ganze Nacht mit dem Subcantor auf den Straßen Responsoria singen. Mit dem Studieren war es allerdings auch hier nicht viel. In der Schule zu St. Elisabeth, wo die Schwaben und Schweizer waren, lasen in einer Stube zur selben Stunde neun Baccalaureen; Bücher hatte Niemand als der Lehrer; es wurde Alles dictiert: zuerst der lateinische Schriftsteller, dann das Distinguieren, das Construieren, zuletzt das Exponieren, so daß die Ba-

chanten am Ende große Scharteken mit sich nach Hause zu schleppen hatten. Ein Schütze wie Thomas hatte aber wenig Zeit, sich damit abzugeben. Sein Schutzherr und Aufseher brauchte seiner, um sich und seine Freunde durch den gewandten Schützen beim Ueberfluß und Wohlleben zu erhalten.

Dieses Müßigängerleben führte Platter unter der Zwangherrschaft seines gewissenlosen Vetters über zehn Jahre lang, unstät und in beständigem Wechsel von Stadt zu Stadt streifend und die schöne Zeit seiner Jugend völlig verlierend. Es war ein Wunder, daß der gute Junge über solchem Treiben nicht gänzlich zu Grunde gieng, sondern doch der einfache, treuherzige, in Vielem noch unschuldige Bursche blieb. Dazu half vor Allem, daß er bei dem unnützen und ungesegneten Gewerbe immer weniger gute Tage haben durfte. Das kam von Dem der ihn in den Bergen der Heimath oft aus großen Gefahren wunderbar errettet hatte. Er hatte von seinem grausamen Tyrannen oft Schweres zu erdulden. In die Schule durfte er nur zum Schein; kaum daß er ein wenig singen gelernt hätte; nicht einmal recht lesen lehrten sie ihn. Er mußte mit einem Stücke Tuch umhergehn das einem seiner Mitschützen gehörte und um den Macherlohn zu einem Kleide bitten, bis ihn die Leute anfiengen verdächtig anzusehn. Alles was er erbettelte, mußte er seinen Gewaltherren bringen und für sich oft Hunger leiden. Sein Gesell und Mitschütze aß was er von guten Leuten bekam lieber selbst; aber die Bachanten hießen ihn den Mund mit Wasser ausspülen, damit sie sähen, ob er etwas gegessen hätte. Dann warfen sie ihn auf ein Bette, drückten ihm die Kissen auf den Kopf, daß er nicht schreien konnte, und schlugen ihn, bis sie nicht weiter zu schlagen vermochten. Thomas fürchtete sich vor gleicher Behandlung und brachte Alles ehrlich. Oft hatten sie so überflüssig Brot, daß es schimmlicht wurde. Da schnitten sie das grau Gewordene weg und gaben

es den Schützen zu essen. Er hat oft vor großem Hunger den Hunden auf der Straße Beine abgejagt und in der Schule die Brosamen aus den Spalten herausgesucht. Er fror übel, wenn er bis um Mitternacht umhergehn und um Brot singen mußte. In Ulm war eine fromme Witwe, die erbarmte sich über den armen Jungen, hatte für ihn, wenn er käme, einen guten warmen Pelz hinter dem Ofen bereit, umwickelte damit seine Füße und trug ihm eine Schüssel voll Muß auf. Zwischenein nahm ihn der Vetter Paulus etwa einmal auf Besuch ins Wallis mit. Als er nun einst nach fünfjähriger Abwesenheit bei seiner Mutter eintrat, war ihr erstes Wort womit ihn die rauhe, sonst wackere Frau empfing: „Hat dich der Teufel „auch wieder hieher getragen?“ Er erwiederte: „He nein, „Mutter! nicht der Teufel, sondern meine Füße haben mich „hergetragen; ich will Euch übrigens nicht lange beschwerlich „fallen.“ Sprach sie: „Du bist mir nicht beschwerlich; nur „verdrießt mich, daß du so unnütz umherziehst und ohne Zweifel „nichts lernest. Du wirst doch kein Priester; so selig bin ich „nicht, daß ich einen Priester erziehe.“

Die Zeit kam, da er des Lebens herzlich müde wurde und von seinem Dränger sich los machte. Sie waren einmal wieder nach München gekommen und die sich selbst überlassenen Schützen wollten auf den Säcken beim Kornmarkt übernachten. Eine Fleischersfrau stand bei andern Weibern, und da sie erfuhr, sie hätten keine Herberge und seien aus der Schweiz, war sie aus der Zeit her, da sie zu Innsbruck diente und dort die eidgenössischen Gesandten bei Kaiser Max ein- und ausgehen sah, den Schweizern so hold, daß sie die Jungens bei sich beherbergte und den andern Morgen sie fragte, ob nicht Einer von ihnen bei ihr bleiben und ums Essen ihr dienen wollte. Sie suchte sich den Freundlichsten und Keckten aus, und Platter wurde ihr Hausgenosse. Er wurde gütlich von ihr ge-

halten, hatte ihr nur leichte Dienste zu leisten, reichte Bier, trug ihr die Häute und das Fleisch aus der Metzge und gieng etwa mit ihr aufs Feld. Daß er ferner dem Bachanten aufwarte, wollte sie aber nicht dulden. „Laß ihn fahren,“ sprach sie, „bleibe bei mir; du darfst doch nicht betteln.“ Er blieb einige Wochen bei ihr und gieng nicht zur Schule. Sein Vetter sah ihn des Sonntags in der Kirche und redete grimmig mit ihm: „Du Schütz, du kommst nicht mehr zu mir; ich will „dich einmal mit Füßen treten.“ Da faßte sich Thomas ein Herz und beschloß, Paulus müßte ihn nicht mehr mit Füßen treten. Am frühen Morgen, als die Sonne aufgieng, machte er sich in der Stille auf, gieng zum Thore hinaus und über die Isar-Brücke hinüber, gerade in der Richtung die von der Schweiz wegführt; denn er dachte, sein Bachant werde ihm auf dem Heimwege nachziehn, um ihm, wie er oft gedroht, Arm und Bein zu zerschlagen. Jenseit der Isar setzte er sich auf einem Hügel nieder, sah auf die Stadt zurück und weinte bitterlich. Es that dem gutherzigen Burschen doch wehe, daß er von seinem Landsmann und langjährigen Begleiter fortlief, wenn er schon so hart und unbarmherzig gegen ihn gewesen, und die freundliche Fleischersfrau reute ihn sehr. Ihm war, nun habe er gar Niemand mehr der seiner sich annehme. Ein Bauer nahm ihn auf seinen leeren Wagen und führte ihn des Tages acht Meilen weit, bis er von der Straße abfuhr. Dann marschierte er des Weges weiter nach Wien zu, ohne Schuhe, ohne Baret, mit zerrissenen Strümpfen, in einem ungefälteten Jäcklein. Zu Paßau an der Grenze wollte ihn der Thorwächter nicht einlassen. Er beschloß nun, München ausweichend, auf einem Umwege sich nach der Heimath zu wenden. Unterwegs durfte er weder in Freisingen noch bei seiner guten Witwe in Ulm lange sich aufhalten; denn überall kam ihm sein Bachant nach, der mit einer Hallebarde bewaffnet den entlaufenen Schützen

suchte. Aber Thomas lief, wie er stand und gieng, spornstreichs zum Thore hinaus und nach Konstanz hin. Zu Konstanz auf der Brücke begegneten ihm ein Paar Schweizerbauern in weißen Kitteln; ach, wie war er da so freudig! er glaubte im Himmelreiche zu sein.

---

## 3. Die Studienzeit.

Zu der Zeit fieng es an im Schulwesen hie und da besser zu werden. Die aufblühende Kunst des Bücherdrucks machte den Besitz von nützlichen, den Geist wahrhaft bildenden Büchern zugänglicher; gelehrte und tüchtige Männer, Kenner und Freunde der alten Sprachen und Schriftsteller bemühten sich, die bisherigen mit unnützem und ungenießbarem Zeug überladenen Schulbücher zu verdrängen und in besserer, für die Jugend mehr verständlicher Art den Schulunterricht einzurichten. Namentlich in der kleinen Reichsstadt Schlettstadt war schon seit längerer Zeit eine Schule die, eine Tochteranstalt der berühmten Schule „der Brüder des gemeinsamen Lebens" zu Deventer in Holland, eines großen Zulaufes von Weitem her sich erfreute. An derselben war damals ein trefflicher Schulmann, Johannes Sapidus, ein Anhänger des Erasmus, der zu Zeiten wohl neunhundert Schüler unter seiner Leitung hatte. Der junge Platter begehrte jetzt doch einmal auch etwas Rechtes zu lernen, und da er auch in Zürich unter den Bachanten keine Zeit dazu fand, verband er sich mit einem Landsmanne, Anton Venetz aus Visp, hörte in Straßburg von der Schule des Sapidus und kam nach Schlettstadt. Der kluge und kräftige Mann empfieng die beiden Schützen mit gewaltiger Schulmeistermiene. „So ihr weiblich studieren wollt," sprach er, „braucht ihr mir nichts zu geben; wo nicht, so müßt ihr mich

„zahlen, und müßt' ich euch den Rock ab dem Leibe ziehn.“ Wie Platter in diese Schule kam, konnte er noch nicht einmal lesen, und war doch schon zweiundzwanzig Jahre alt. Aber jetzt war der Hunger nach dem Lernen erwacht. Setzte sich der große Mensch auf die Bank unter die kleinen Kinder hin, sah eben aus wie die Gluckhenne unter ihren jungen Küchlein. Er merkte bald, daß es hier anders zugehe als in allen Schulen die er bisher gesehen. Ein Unterlehrer des Sapidus trieb die Schüler mit der Grammatik des Donat gewaltig in die Enge. Da dachte Thomas: ist das ein so gutes Buch, so will ich's ganz auswendig studieren, und indem er daran Latein lesen lernte, prägte er das Buch vollständig seinem Gedächtniß ein, daß er es, ohne es darum verstehn und benützen zu können, ganz auswendig herzusagen im Stande war. Eines Tages, als Sapidus das Verzeichniß seiner Schüler durchmusterte, sprach er: „Ich habe da viele barbara nomina; ich muß euch ein wenig „lateinisch machen.“ Und so fieng er an, der Reihe nach die Namen in lateinischer Uebersetzung zu lesen. Da er an die beiden Walliser kam, nannte er sie „Thomas Platerus“ und „Antonius Venetus“, rief: „wer sind die Zwei?“ Sie standen auf. „Pfui doch!“ schrie Sapidus, „sind das so zwei „kräzige Schützen, und haben so hübsche Namen?“ Sie blieben hier vom Herbst bis auf Pfingsten. Zuletzt aber konnte Plater bei der großen Menge der Schüler in der kleinen Stadt sie Beide nicht mehr genugsam ernähren. Mit neuem Namen und Lerneifer kamen Platerus und sein Geselle nach Solothurn. Da war eine ziemlich gute Schule und bessere Nahrung. Aber es verdroß den Lernbegierigen, daß man da doch noch so viel in der Kirche mit Messe- und Vespersingen zubringen und kostbare Zeit versäumen mußte. So zog er den Winter über nach Hause, wohnte bei der treuen Base Fransy und lernte bei Einem der Priester des Landes schreiben und Anderes mehr.

Er kehrte nach Zürich zurück, wo am Fraumünster eine neu gebaute Schule war; doch der Lehrer hatte der Schule nicht sehr Acht. Da hieß es — es war im Frühling 1523 —: ein gelehrter Mann und berühmter Schulmeister werde jetzt dahin kommen, Oswald Mykonius von Luzern, den sie um des Evangeliums willen dort nicht hatten dulden wollen; der sei aber ein gewaltig strenger und wunderlicher Meister. Dem jungen Plater war diese Nachricht ganz erwünscht; der Trieb, das Versäumte nachzuholen, war bei ihm aufs Höchste gestiegen; unternehmender Muth und zähe Ausdauer waren ihm in Allem was er vornahm von Anfang an eigen; er hatte sie auf seinen Reisen in der Fremde, wenn auch auf keinem ersprießlichen Gebiete, vielfach geübt. Er machte sich in einem Winkel der Schulstube einen Sitz zurecht, nicht weit von des Schulmeisters Stuhle, und dachte: in diesem Winkel willst du studieren oder sterben. Als nun der neue Präceptor ankam und in die Schule trat, sprach er: „Das ist eine hübsche „Schule; aber mich dünkt, es seien ungeschickte Knaben darin. „Doch wir wollen schauen. Wendet nur guten Fleiß an!" Und sofort nahm er die Comödien des Terentius zur Hand und machte sie eine ganze Comödie hindurch alle Wörtlein declinieren und conjugieren. Thomas, ob er schon den ganzen Donatus auswendig wußte, war doch nicht im Stande, ein einziges Nomen der ersten Declination zu beugen, und wenn es sein Leben gegolten hätte. Da hat ihn sein Schulmeister oft so durch alle Declinationen und Conjugationen getrieben, daß ihm das Gesicht vergieng und ihm vom Angstschweiß sein Hembe tropfnaß wurde. War aber Mykonius recht streng mit ihm umgegangen, so führte er ihn dann nach der Schule zum Mittagessen mit sich nach Hause, ließ sich von ihm seine Abenteuer in Deutschland erzählen und war gegen ihn wie ein Vater.

Bei diesem Lehrer, welcher recht eigentlich sein Freund

und Rathgeber fürs ganze Leben wurde, hatte nun Plater einen Führer ins verschlossene Paradies der damals allenthalben neu aufgehenden „humanistischen Studien" gefunden. Wie ein lange durch undurchdringliche Dämme zurückgehaltenes Wasser brach jetzt der Studientrieb mit aller Macht bei dem begabten Schüler hervor. Zwar an schweren Hindernissen hat es dabei auch jetzt nicht gefehlt. Er mußte sich durch die Noth der Armuth beinahe noch mühsamer als früher hindurchkämpfen. War er doch zu groß geworden, um länger auf der Straße zu singen. Seine Bachantenstimme wollte den Leuten nicht mehr gefallen. Das Treiben der fahrenden Schüler stand auch zu Zürich nicht mehr in Gunst, und er mußte sich manches harte Wort, das ihm das Betteleben durchaus entleidete, gefallen lassen. So hatte er manchen Tag keinen Bissen zu essen.| Mehr als einmal nahm er Wasser in eine Pfanne, bat die Hausfrau um ein wenig Salz, salzte das Wasser und trank's für den Hunger. Um eine Mahlzeit trug er den Leuten etwa Holz. Um seinen Hauszins, einen Schilling in der Woche, zu erwerben, lief er als Bote über Feld, und war herzlich froh und zufrieden, wenn er für die Meile einen Batzen überkam. Vater Myconius nahm ihn zum Custos der Schule an; dieses Amt trug ihm alle Frohnfasten von jedem Knaben einen Zürcher Angster ein. Auch ließ er ihn etwa für ihn in der Kirche die Vesper, Mette und die leichteren Messen singen und den Gesang der Chorknaben leiten, was er schon in Solothurn gelernt hatte und wofür ihm auch wieder Gutes von seinem Präceptor zu Theil ward. Aber er kam erst aus seiner Noth heraus, als er Hauslehrer und Aufseher von zwei Knaben ward, was ihm freien Tisch im Hause des Vaters verschaffte. Zuletzt nahm ihn Vater Myconius in sein Haus und an seinen Tisch auf, damit er Etliche seiner Kostgänger tüchtig in der lateinischen Grammatik und dem Gebrauch der Declinationen einübe.

Doch dem Wißbegierigen genügte das was er bei seinem Schulmeister lernen konnte nicht allein mehr. Er wollte jetzt zu dem Lateinischen auch noch die griechische und die hebräische Sprache erlernen. Schon das Verständniß des Griechischen war aber dazumalen ein noch selten, nur von Wenigen geübtes Ding; Mykonius selbst war dieser Sprache nicht sehr kundig und übte die jungen Leute nur in fleißigem Gebrauch der lateinischen Schriften. Plater kam überhaupt nie dazu, ordentliche Vorträge über irgend eine Grammatik zu hören. Fürs Griechische mußte er sich meist selber zurecht finden. Er fand einen Lucian und einen Homer mit der Uebersetzung daneben und fieng an, mit großer Mühe Beides miteinander zu vergleichen und sich der Wörter Bedeutung und die Regeln der Sprache selbst daraus abzunehmen. Das kostete große Mühe und Arbeit. Da hat er manche Nacht wenig geschlafen, sich mit Gewalt des Schlafes erwehrt, hat oft kaltes Wasser oder Sand in den Mund genommen, damit er, wenn er einschliefe, sich die Zähne zusammenstoße und davon wieder erwache. Wann er dann in Lectionen zuweilen einnickte, schalt ihn Vater Mykonius nicht; er wußte, daß Thomas die Nacht durchwacht hatte. In dessen Hause wohnte auch der hochgelehrte Bibliander, des Mykonius Provisor. Der war — eine noch seltenere Kunst — ein Kenner des Hebräischen und hatte sich eine Grammatik in derselben Sprache geschrieben. Plater bat ihn, er möge ihn die Buchstaben kennen und die Worte lesen lehren. Und als er das konnte, stand er des Morgens früh auf, heizte des Mykonius Stüblein, setzte sich vor den Ofen und schrieb, während die Andern noch schliefen, ganz still und unbemerkt Bibliander's ganze Grammatik vom Anfang bis zum Ende ab. Um die Zeit brachte ein Basler Kaufmann dem Professor Pellikan ein Dutzend hebräische Bibeln von Venedig, für arme Gesellen, die gerne Hebräisch studieren möchten, zu billigem Verkauf. Plater

gab seine letzte Krone, die ihm eben erst von seinem väterlichen Erbe geworden war, für eine derselben hin und begann nun zu studieren. So zerarbeitete er sich beinahe über die Gebühr in seinem Hunger nach Wissenschaft, also daß ihn sein väterlicher Freund Mykonius mitunter abmahnte, des Guten nicht allzuviel zu thun.

## 4. Die Glaubensänderung.

Die Jahre in denen Thomas Plater zu Zürich mit solchem Eifer den Studien oblag waren auch in anderer Hinsicht für ihn höchst bedeutsame und entscheidende Jahre. Damals gieng dieser Stadt durch die Predigten Meister Ulrich Zwingli's am Großmünster mitten in der Finsterniß des Papstthums das Licht des Evangeliums hell wie die Sonne auf. In dem Jahre, da Mykonius am Fraumünster als Lehrer auftrat, hatte Zwingli zu zweien Malen öffentlich vor versammeltem Rath, der Geistlichkeit und der Gemeine seine Lehre aus dem Worte Gottes vertheidigt, und Niemand fand sich der ihm etwas hätte durchthun können. Mykonius, der schon fest auf Seiten der wahren Religion stand, legte in seiner Schule in besondern Bibelstunden Jedermann der hören wollte den rechten und lebendigen Verstand der h. Schrift aus. Doch hatte man noch etliche Zeit in den Kirchen allenthalben Bilder und Messe. Plater, an dem Glauben und Gottesdienst der ihm in der Kindheit eingeprägt worden hangend, hielt sich zuerst noch redlich und ehrlich zum väterlichen Glauben, und wenn unter den Gesellen von diesen Dingen die Rede war, kämpfte er oft mit tapferm Eifer für die päpstliche Frömmigkeit. Er betete viel, hatte seine Heiligen und Schutzpatrone, rief die Jungfrau Maria an, daß sie seine Fürsprecherin bei ihrem lieben Sohne sei, die h. Katharina, daß sie ihm helfe gelehrt zu werden, die h. Barbara, daß

er nicht ohne das Sacrament sterbe, den h. Petrus, daß er ihm dann die Himmelsthür aufschließe. Was er versäumte, schrieb er flugs in ein Büchlein, und wenn man am Donnerstag oder Samstag in der Schule Urlaub hatte, gieng er zum Fraumünster in einen Betstuhl, schrieb sich die Exstanzen an den Stuhl hin, betete der Reihe nach seine Sprüchlein und Gebetlein und wischte jedesmal sorgfältig die bezahlte Schuld ab, meinte, er habe jetzt der Sache ein Genüge gethan. Nicht weniger als sechsmal ist er mit den Kreuzen von Zürich nach Einsiedeln gewallfahrtet und hat fleißig gebeichtet. Zwar es wollte ihn wohl bisweilen bedünken, das Papstthum möchte bloßes Menschenwerk und lose Betrügerei sein; doch lag ihm noch immer als das große Ziel seines Lebens im Sinne, ein frommer Priester zu werden, sein Amt getreu zu versehn und seinen Altar fein aufzuputzen. Da hörte er auf der Sälnauer Kirchweih eine gewaltige Predigt Zwingli's über das Gleichniß vom guten Hirten und von den Dieben, Mördern und Miethlingen, Johannes am 10ten. Der kühne und entschlossene Redner sprach streng und scharf; er sagte, Gott werde einst das Blut der verlorenen Schafe von den Händen der falschen Hirten fordern, die an ihrem Verderben schuld wären. Platern ward heiß dabei zu Muthe; es war ihm, als ob ihn Einer an seinen Haaren emporziehe. „Hat es diese „Meinung," dachte er, „so ade Pfaffenwerk! ein Priester „werd' ich nimmermehr!" Und von da an gieng er fleißig in die Predigt, folgte jetzt mit großer Begier und Freude der Schriftauslegung seines Präceptors und fieng an unter seinen Gesellen wider die Anhänger des Papstthums zu streiten.

Damals verleitete ihn sein vorschneller Sinn zu einem Wagstück, welches leicht übel hätte ausfallen können. Eines Morgens früh sollte der Custos in der Schule einheizen und hatte, wie oftmals, kein Holz. Die Kirche des Fraumünsters war offen, weil Zwingli vor Tag daselbst predigen wollte.

Kommt dem unbesonnenen Menschen zu Sinn: du hast kein Holz und sind so viel unnütze Götzenbilder in der Kirche. Er schnell hinein — es läutete erst und war noch Niemand zugegen —, nimmt beim nächsten Altare das Bild eines Apostels Johannes weg und schiebt es in den Ofen hinein, indem er dabei in keckem Muthe der Worte eines bekannten Schwankes, wo das Gleiche mit einem Bilde des h. Jakobus geschieht, sich bedient: „Jäckli, nun bücke dich, du mußt in den Ofen; wenn du schon „Johannes vorstellen sollst." Freilich, als der Johannes zu brennen anfieng und es wegen der Oelfarbe garstige große Blasen gab, die gar sonderbar prasselten, wollte der noch junge Reformationseifer doch nicht recht vorhalten. Es ward dem Custos nicht ganz geheuer zu Muthe. Halb scherzend, halb im Ernst stellte er sich an die Thüre des Ofens und spricht zum Bilde: „Halt still! rühreſt du dich — was du aber nicht „thun wirst —, so schließ ich das Thürlein." Und dann entschlossener: „Er muß nicht heraus, der Teufel trage ihn denn „heraus." Die Frau des Mykonius, die ihr Kirchweg eben vorüber führte, grüßt ihn: „Gott gebe dir einen guten Tag, mein Kind; hast du geheizt?" Er thut das Ofenthürlein eilig zu und antwortet: „Ja Mutter, ich habe schon verheizt." In der Lection meinte Mykonius: „Custos, du hast heute gut Holz „gehabt." Plater aber durfte keiner sterblichen Seele verrathen, was er gethan, es hätte ihn damals leicht sein Leben kosten mögen; denn die Obrigkeit hatte scharf verboten, den noch Schwachen eigenmächtig ein Aergerniß zu geben.

Wenn in den Schulvakanzen die Schüler in der Heimath Besuch machten, gab's im streng katholischen Wallis für den besser Erleuchteten etwa Anlaß, ein erstes Bekenntniß des Glaubens abzulegen. An einem Samstag Abend kamen sie ihrer Sechse nach Glyß. Ein Priester, aus der Vesper kommend, fragt sie, woher sie kämen? Plater, der unverzagteste, ant-

wortet: „von Zürich.“ Der Pfarrer: „was habt ihr in der „Ketzerstadt zu thun?“ „Warum Ketzerstadt?“ fragt der kecke Plater erzürnt. „Darum“, erwiedert Jener, „daß sie den „Papst nicht für das Haupt der christlichen Kirche halten und „die Heiligen nicht anrufen.“ „Und warum,“ meint Plater, „soll der Papst das Haupt der christlichen Kirche sein?“ Der Priester sagt: „Deswegen, weil Sanct Peter, das Haupt der „Apostel, zu Rom Papst war.“ Plater zieht sein neues Testament aus dem Waidsack und zeigt ihm, wie Paulus in der Epistel an die Römer so viele Christen zu Rom grüßen lasse und doch nirgends Sanct Peters, des vermeinten Bischofs, erwähne. Der Priester meint, wie dann das wahr sein könnte, daß Christus ihm vor dem Thore der Stadt begegnet sei und ihn gefragt habe, wo er hin wolle, worauf Petrus geantwortet: „nach Rom, mich kreuzigen zu lassen?“ Und als Plater ihn fragt: wo er das gelesen habe? wußte er nichts zu erwiedern, als: das habe er oft genug von seiner Großmutter gehört. Da spricht der kecke Disputator: „So höre ich wohl; Eure Groß„mutter ist Eure Bibel.“ Der Priester brach das Gespräch ab. Als sie aber am Morgen darauf zu Visp der feierlichen Weihe eines neuen Priesters beiwohnten und dabei singen halfen, sah Thomas wohl, wie alle Geistlichen mit verdächtigen Blicken ihn anschauten, sah auch denselben Pfarrer unter ihnen stehn und konnte gut merken, daß er ihn bei ihnen verklagt hatte. Und da nach der Messe ein großes Gastmahl war, zu dem alle anwesenden Priester und Schüler geladen wurden, lud ihn einzig Niemand dazu. Er aber freute sich dieser Schmach und Verstoßung; herzlich gerne wollte er um Christi willen ein wenig fasten. Ja, später einmal bot er sich seiner Mutter Bruder, dem Kastellan von Visp, aus freiem Willen an, öffentlich vor allen Landleuten des Zehntens den Glauben der Zürcher zu vertheidigen und sich dessen weder zu schämen noch zu

entsetzen. Doch die Landleute erklärten, es sei das ein geistlicher Handel; man solle die Pfaffen und Gelehrten das miteinander ausmachen lassen. Und dem Gedanken des jugendlichen Bekenners wurde keine weitere Folge gegeben.

Lag auch so etwas vielleicht außerhalb seines Berufs: in anderer Weise hingegen, als gewandter und unerschrockener Bote, hat er der Sache des Evangeliums zu jener Zeit mehr als einmal werthvolle Dienste geleistet. Nicht nur, daß er oft im Auftrage Zwingli's Briefe an die Liebhaber der Wahrheit in den fünf katholischen Orten getragen und mit Freuden zur Ausbreitung der wahren Lehre Leib und Leben gewagt hat. Zur Zeit der berühmten Disputation zu Baden (1526) war er ein besonders thätiger und geschickter Unterhändler zwischen Oekolampad, dem Verfechter der evangelischen Sache in Baden und seinem bewährten Rathgeber in Zürich. Es war zwar bei Todesstrafe verboten, daß während der Verhandlungen kein Anderer als die angestellten Schreiber irgend etwas zu Papier bringe; ein junger Mensch aber mit gutem Gedächtniß pflegte die Gründe des Gegners zu Hause sich aufzuschreiben, und zwei diensteifrige Boten, Plater nebst Einem aus Winterthur, liefen abwechselnd mit den Fragen Oekolampad's und den Antworten Zwingli's zwischen Baden und Zürich beinahe täglich hin und her. Plater trug dabei, damit die Wächter am Thor nichts gewahr würden, Hühner als zum Verkaufe nach Baden; sie wunderten sich zuletzt höchlich, woher er so bald wieder Hühner überkäme. Er hat sich namentlich immer erinnert, wie als die Frage aufgeworfen wurde, wer am Schlusse das Urtheil sprechen solle und die Freunde des Evangeliums um eine Antwort sehr verlegen waren, er zu Oekolampad gieng und ihn fragte, ob er nicht an Meister Ulrich schreiben wolle? Es war aber spät geworden. Oekolampad meinte, wenn er in der Disputation gewesen, könne er Zwingli die Sache mündlich erklären.

Plater eilte, noch blößlich bevor das Thor geschlossen wurde, nach Zürich, kam mitten in der Nacht vor Zwingli's Haus und schellte unaufhörlich, bis man ihm aufthat. Meister Ulrich kam sich die Augen reibend. „Ei," sprach er, „was bist du für „ein unruhiger Mensch! ich bin seit sechs Wochen in kein Bette „gekommen; was bringst du?" Plater berichtete, worum es sich handle. Zwingli äußerte sich: „ist's nur das? wie wollten diese „Bauern verstehn, wer Recht hätte oder nicht?" Er schrieb die Antwort und ein Anderer brachte auf den folgenden Morgen zu rechter Zeit dieselbe dem Dr. Oekolampad. Plater hat sich sein Leben lang dieses glücklichen Dienstes den er der guten Sache thun durfte gefreut.

---

## 5. Der Seiler-Geselle.

Nun war ihm aber das bisherige Ziel seines Lebens mit einem Male aus dem Wege gerückt. Was sollte er jetzt werden? Viele junge Leute die dem Evangelium anhiengen wandten sich damals in der ersten Verlegenheit dem Erlernen eines ehrlichen Handwerks zu; die Reformatoren mahnten, die Knaben zur Handarbeit zu ziehn, damit es der müßigen Pfaffen weniger gebe; Plater hörte Meister Ulrich in seiner Predigt oft rühmen, wie Gott die Arbeit des Menschen gesegnet und wie er geordnet habe, daß er im Schweiß seines Angesichtes sein Brot esse. Ein junger gelehrter Mann, Rudolf Collin, hatte um des Gewissens willen das Stift St. Urban verlassen, war auf Myconius' und Zwingli's Rath zu Zürich Seiler geworden und nährte sich und sein Weib mit dem Werk seiner Hände. Plater, schnell entschlossen, bat ihn, er möge ihn als Lehrling auch in die Lehre nehmen, kaufte sich, da es Diesem an Hanf fehlte, von seiner Mutter Erbe, das ihm kürzlich geworden,

einen Centner Hanf und fieng an sich im Seildrehen zu üben. Doch das Studieren war eben immer noch seines Herzens Wunsch und Verlangen; er konnte von dem nicht lassen und hatte seine Gedanken mehr bei den Büchern als bei seinem Hanfe. Der Meister, dem es im Grunde nicht viel anders gieng, sah wohl, wie er über der Arbeit den Homer bei sich trug; er bedeutete ihm ernstlich: „Platere, pluribus intentus minor est ad singula sensus; entweder studiere oder treibe das Handwerk!" Das waren zwei merkwürdige Seiler, wie es früher und später keine mehr gegeben. Einmal saßen sie des Abends nach der Arbeit beim Nachtmahl und Wasserkruge beisammen. Der Seilermeister fragt: „Platere, wie fängt Pinderus an?" Ἄριστον μὲν τὸ ὕδωρ (das Beste ist Wasser), erwiedert der Lehrling. „So wollen wir," spricht lachend der Meister, „Pindaro folgen und, „weil wir nicht Wein haben, Wasser trinken."

Nachdem Plater seinen Centner Hanf verarbeitet hatte, waren seine Lehrjahre zu Ende, und er zog als junger Geselle auf die Wanderschaft aus nach Basel. Hier kam er zum Meister Hans Stähelin am Rindermarkt, den man nur den rothen Seiler nannte; man sagte von ihm, er sei der böseste Meister am ganzen Rheinstrom. Als dieser seinen neuen Gesellen an die Arbeit stellte, siehe! da konnte der kaum den Hanfbüschel anhängen und nur ein klein wenig am Rad drehen. Alsbald zeigte Meister Stähelin seine Art, begann fürchterlich zu fluchen und rief: „Geh hin, stich deinem Meister der dich gelehrt hat die Augen aus! Was soll ich mit dir thun? Du kannst ja doch nichts!" Plater, der ihm nicht gestehen durfte, daß er erst einen Centner Hanf verarbeitet habe, redete bescheiden und freundlich mit dem groben Schwaben, sprach: „Ich habe wenig gelernt, das erkenn' ich. Aber leidet Euch mit mir; gebt mir wenig oder „gar nichts zum Lohne, ich will Euch treue Dienste leisten und „Euch alle Dinge fleißig aufschreiben;" denn es konnte Niemand

im Hause schreiben. Da behielt ihn sein Meister eine Woche auf Probe. Aber der Lehrjunge verachtete ihn und verklagte ihn bei den übrigen Seilerknechten in der Stadt: da sei Einer, der könne nichts, der gewiß nicht ausgelernt habe. Nur mit vielen Bitten und freundlichen Worten brachte es Plater dahin, daß er endlich geduldet wurde. Er arbeitete den ganzen Tag fleißig; Nachts saß er bei dem Lichte, das er sich um seinen Batzen Wochenlohn gekauft hatte, und studierte, wiewohl er bis in die Nacht hinein, bis man auf dem Thurme trompetete, dem Meister schaffen mußte und früh Morgens mit der Trompete schon wieder aufstand. Nach einem halben Jahre konnte er schon das Tagwerk drehen und das Geschäft eines Meisterknechtes versehn. Wenn sie die großen Stricke drehten, arbeitete er oft, daß der Schweiß über ihn lief. Dann lachte der Meister seiner und meinte: „Hätte ich so viel studiert, wie du und hätte so eine Liebe „dazu, ich wollte eher, daß der Henker das Seilerhandwerk „nähme." Aber am Sonntag Nachmittag ließ Thomas sich's köstlich wohl sein; da gieng er gleich nach dem Imbißessen fort, eilte seine Bücher unter den Armen zum Thore hinaus, setzte sich dort in ein Gartenhäuschen und las den ganzen Tag, bis er den Thorwächter rufen hörte, daß man jetzt die Thore schließe. Von seinem Freunde und Gönner, dem Buchdruckerherrn Cratander, erhielt er einmal einen neu gedruckten, noch ungebundenen Plautus geschenkt. Voll Begier, diesen berühmten lateinischen Autor zu lesen, nahm Plater einen Bogen um den andern und steckte ihn in ein hölzernes Gäbelein das unten gespalten war, und das Gäbelein steckte er in den Hanf, den die Seiler beim Seildrehen vor sich gebunden haben; so las er dann beim Rückwärts- und beim Vorwärtsgehen in Einem fort und drehte inzwischen am Seile, und wenn der Meister kam, warf er geschwind den Hanf über seinen Druckbogen hin.

Der sonderbare Seilerknecht wurde allmählig mehr bekannt.

Saß er am Rindermarkt in der Werkstätte, so traten oft die Studenten an den Laden und redeten mit ihm. Einst half er auf dem Sankt Petersplatze ein großes Seil drehen, als der gelehrte Herr Beatus Rhenanus und der hoch und weitberühmte Erasmus Roterodamus zu ihm traten und ihm zusprachen, daß er das Handwerk lasse und sich ganz zu den Studien wende; Erasmus versprach ihm selber seine Verwendung bei einem Bischofe oder sonst einem hohen geistlichen Herrn. Plater blieb fest. Ehe denn er den höchsten Ehren unter den falschen Priestern zusteuerte, wollte er lieber im Schweiße seines Angesichtes sich abmühen, übel frieren, stinkenden Käs essen oder hungern. Dominus Oporinus, ein guter Gräcus, dem's in seinem Leben auch wunderlich ergangen, wurde sein Freund und guter Geselle. Er bat Platern dringend, daß er ihn Hebräisch lehren möchte. Plater wollte lange nicht. Er verstehe, so meinte er, nur wenig davon. Endlich gab er nach und erhielt von seinem Meister gegen Abzug vom Taglohn die Erlaubniß, alle Tage eine Stunde zu Oporinus in die Schule von St. Leonhard zu gehn, Oporin voller Freuden schlug an der Kirchthüre einen Zeddel an: „es sei Einer da, der wolle die Anfangsgründe der hebräischen Sprache lesen, täglich Abends um vier Uhr." Unser Seilerknecht wußte nichts davon und kam um die festgesetzte Stunde in Oporin's Schulstube. Da saßen um den Tisch her achtzehn gelehrte junge Männer, des hebräischen Schulmeisters wartend. Plater wollte scheu sich zurückziehn. Doch Oporin rief: „Fliehe nicht; das sind auch gute Gesellen." Plater aber schämte sich in seinem Seilerschürzchen und ließ sich kaum bereden, setzte sich zuletzt hinter den Ofen auf das bescheidene Sitzlein und fieng an, hebräische Grammatik und den Propheten Jonas zu lesen. Eines Tages kam ein vornehmer Franzose in diese Stunde; denn die Königin von Novara hatte ihn in die Welt hinausgeschickt, überall wo er könne Hebräisch zu lernen. Er war prächtig geklei-

bet; eine goldene Mütze zierte das Haupt, und ein eigener Diener trug ihm Mantel und Hut nach. Er setzte sich unter die Studenten und wartete immer noch auf den Lehrmeister, als dieser schon in seiner schlechten Kleidung herein gekommen und sich an sein gutes Plätzchen gesetzt hatte. „Wann kommt denn einmal unser Professor?" fragte er laut. Da zeigte Oporinus leise auf den Seilerknecht hinter dem Ofen und Plater begann.

---

## 6. Die Gründung des Ehstandes.

Nachdem Plater über vierthalb Jahre lang eifrig sein Handwerk getrieben hatte, zog er im Jahre 1529 mit seinem Meister, dem rothen Seiler, in den Krieg wider die fünf Orte und sah mit zu, wie der Landammann Aebli von Glarus für diesmal noch zwischen den erzürnten Eidgenossen Versöhnung stiftete. Als er darauf in Zürich eine Weile bei seinen alten Freunden sich aufhielt, riethen ihm Vater und Mutter Mykonius, er solle nicht weiter auf die Wanderschaft ausziehn, er sei nun schon über 30 Jahre alt, er möge sich einmal festsetzen und ihr Anni, die treue Dienstmagd heirathen; sie wollten sie dann einmal, da ihr einziger Sohn Felix gestorben war, zu ihren Erben einsetzen. Thomas und Anni zeigten sich willig und Vater Mykonius legte segnend ihre Hände in einander. Anna Dietschin war eine arme, sittsame Waise aus ehrbarer Familie, welche sieben Jahre treu und fleißig der Frau des Mykonius gedient hatte; sie war manche Nacht nur wenig im Bette gewesen und hatte allein in der Stube gesponnen, damit sich die „Mutter", wie sie ihre Frau nannte, desto besser ernähren könnte; denn es ging in der Haushaltung des würdigen Mannes wohl spärlich her. Dabei war sie eine so emsige und kundige Spinnerin, daß sie sich nebenbei alle ihre Kleider aus Leinen- und Baumwollengarn selber

gesponnen. Oftmals waren die Beiden bis in die tiefe Nacht in Mykonius Stube beim Lichte gesessen, Thomas studierend und Anni spinnend, und hatten an nichts weniger gedacht, als daß sie einmal Eheleute werden sollten. Einige Tage hernach giengen die zwei Brautleute in ihren Werktagskleidern ganz stille nach Dübendorf zur Kirche, ließen sich da trauen und hielten im Wirthshause ihre Hochzeit mit solcher Pracht und köstlichem Aufwand, daß Leute mit ihnen am gleichen Tisch waren, die gar nicht wußten, daß eine Hochzeit sei. Darauf gingen sie ein Jedes wieder in seine Herberge nach Hause. Nach sieben oder acht Wochen wanderten die neuen Eheleute miteinander ins Wallis. Anna machte große Augen, als sie in die Berge kamen und im Oktober, in solcher Nässe und Kälte, daß ihr die Kleider am Leibe gefroren, über den Grimselberg mußten. Aber Gott half ihnen hinüber. Da sie nach Münster im Wallis kamen, hatten sie nur noch für einen Tag Zehrung und einen dicken Pfenning im Vermögen; denn der arme Vater Mykonius hatte von den vierzehn Gulden Lohn die er Anni schuldig war ihr nur zwei geben können. Um den letzten Pfennig kaufte Frau Anna Flachs; in Visp fanden sie ein hübsches Haus mit Scheibenfenstern, das man ihnen umsonst lieh; von seinem Oheim entlehnte Thomas fünfzehn Batzen, und nun fing sie ihre Haushaltung, er sein Handwerk und daneben eine Schule an. Es gieng den lieben genügsamen Leuten recht gut. Er hatte im Winter wohl dreißig Schüler und von jedem alle Frohnfasten einen dicken Pfenning, sie verkaufte gesponnenes Garn, Wein, auch Aepfel für die Schulknaben die es begehrten. Des Thomas Basen, deren er von der Mutter Seite allein zwei und siebenzig noch ledige hatte, brachten die eine Eier, die andre einen Käse, die dritte eine Balle Butter; der Kinder Aeltern steuerten Schafviertel, Milch, Kraut, Wein. Es vergieng selten ein Tag, daß ihnen nicht etwas geschenkt wurde, und oft rechneten sie des Nachts Gott dankend

aus, daß ihnen diesen Tag acht- oder neunerlei Gaben waren gebracht worden. Hier schenkte ihnen Gott auch das erste Kindlein, das in der h. Taufe Margretlin geheißen ward.

Aber so gut es ihnen im Aeußerlichen ergieng, also daß sie sich wohl an die vierzehn Stücke Goldes erübrigten: es wurde doch Platern schwül zu Muthe im päpstlich gesinnten Walliser Lande. Man sah's nicht gerne, daß er, der ein gelehrter Priester hätte werden können, ein Weib genommen hatte; die Geistlichkeit war zwar freundlich und gastfrei gegen ihn, aber nur damit er der lutherischen Lehre nicht allzusehr anhange; er durfte nicht frei reden, wie's ihm ums Herz war; er mußte als Schulmeister in die Kirche gehn und die Messe singen helfen, und es drückte sein Gewissen, daß er zu der Abgötterei mithelfe. Und nachdem er mit Vater Mykonius Rücksprache genommen, entschloß er sich wieder herauszuziehn, zumal er in Basel von seinen guten Freunden daselbst etwas Hoffnung auf Versorgung, freilich nicht im Handwerke, hatte. Bischof Adrian von der Riedmatten, der seinen eigentlichen Beruf schon damals erkannte, wollte ihn bereden, in Sitten des ganzen Landes Schulmeister zu werden. Plater dankte seiner Gnaden und bat um Erlaubniß, noch etliche Jahre studieren zu können, er sei noch jung und ungelehrt. Doch der Bischof drohte mit dem Finger und sprach: „O Plater! du wärest alt und gelehrt genug; es liegt dir Anderes im Sinne.“ Noch im Herbst 1530 machte er sich auf den Weg. Er band sein Kind mitsammt der Wiege auf ein Räff, nahm's auf seinen Rücken und zog weg; die Mutter folgte, wie dem jungen Kälblein das man wegführt die Mutter überall nachläuft. So kam er nach Basel.

Daselbst war durch gute Freunde namentlich, auf Verwendung des Stiefsohnes des Oberstzunftmeisters Meyer zum Hirschen, Heinrich Billing's, etlicher Maaßen für ihn gesorgt worden. Er ward an der Schule des Domstiftes auf

Burg, deren Vorsteher sein Freund Oporin war, als Provisor angestellt. Die Herren Deputaten gaben ihm 40 Pfund als Besoldung; so viel, sagten sie, wäre vor ihm noch Keinem gegeben worden. Er bezog mit Frau und Kind um 10 Pfund Hausmiethe ein Häuschen zu St. Ulrich, zum Löwenkopfe genannt. Er kaufte sich um 5 Pfund in der Aeschenvorstadt ein ziemlich gutes Bette; im Spital fand er einen etwas beschädigten Kochkessel und einen Kessel zum Wasserholen; ein Stuhl wurde auch herbeigeschafft. Großen übrigen Hausrath hatten die guten Leute nicht. Doch mußten sie auch bei all ihrer Armuth niemals ohne Brot und Wein essen. Er war auf den Markt gegangen, hatte sich dort ein Fäßlein Weines gekauft und es auf der Achsel selber nach Hause getragen. Nach dem Essen giengen Mann und Frau zusammen in den Keller hinunter; ein Glas hatten sie nicht; sie füllten sich aber ein Fläschchen mit engem Hals, „einen Angster," am Hahnen des Fäßchens. „Trink," sprach der Mann, „du mußt dein Kind stillen." „Trink du," sprach die Frau, „du mußt studieren und üble Zeit in der Schule haben." Später schenkte ihnen Heinrich Billing ein Glas, das wie ein Stiefel formiert war. Damit giengen sie, wenn sie im Bad gewesen waren, zum besondern Fest in den Keller; es gieng etwas mehr darein als in den Angster. So lebten die Eheleute in ziemlich theurer Zeit vergnügt beieinander. Plater studierte wacker, stand früh auf und gieng spät nieder, hatte dabei nur magere und sparsame Kost. Da litt er oft an Kopfweh; er bekam einen starken Schwindel, daß er oft in der Schule an den Bänken gehen mußte, und die Aerzte vermochten ihm mit allem Aderlassen nimmer zu helfen.

---

## 7. Versuche zur Aenderung und Besserung seiner Lage.

Lange währte übrigens dieses ohnehin nur sehr kümmerliche Leben nicht. Es gieng noch durch mancherlei anderweitige Versuche, ehe denn Plater zu der Wirksamkeit gelangen sollte, die seine ihm zugewiesene Bestimmung war. Zu jener Zeit des allgemeinen Erwachens neuer Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaften fing auch die Medizin an, sich neue Bahnen zu suchen. Ernste Männer begannen an ihre Pflege zu denken, aufstrebende junge Leute ihr sich zuzuwenden. Zu Basel hatte ein weltberühmter und geistreicher, wenn auch höchst abenteuerlicher Arzt, Theophrastus Paracelsus, eine Zeit lang gelehrt und großes Aufsehen erregt. Oporin hatte ihm auf den Rath eines Oekolampad und eines Erasmus zwei Jahre lang gedient, um der Geheimnisse seiner Kunst ihm abzulauschen. [illegible]

mit dem ihm treulich nachfolgenden Weibe nach Pruntrut. Wenn er einmal zu etwas entschiedene Lust hatte, konnte er je und je große Festigkeit und eine Beharrlichkeit die bis zum Eigensinne gieng beweisen. Als er zum Doctor kam, wurde er zwar von seinem Schwindel in drei Tagen geheilt. Der kluge Arzt verordnete ihm mehr Nachtruhe und bessere Nahrung, und ihm war alsbald geholfen. Hingegen für seine Aussichten auf Erlernung der Arzneikunde war der Dienst bei dem der Trunksucht ergebenen Manne ein völlig verfehltes Unternehmen. Nach zwölf Wochen brach noch die Pest in Pruntrut aus. Die beiden Eheleute verloren ihr liebes erstgeborenes Kind. Es hatte eben erst die ersten fünf Trittlein gehen gelernt; da wurde es krank; am dritten Tage starb es; die Mutter flocht ihm ein Kränzchen und der Schulmeister zu Pruntrut trug den geschmückten Engel in sein Grab hinter der St. Michaels-Kirche. Nun mochte die arme Frau Anna nicht mehr bei ihrer Arbeit singen; der Arzt fürchtete, die Pest möchte sie auch befallen; Thomas mußte sie nach Zürich zu Mutter Mykonius bringen. Zurückgekehrt kommt er nur noch zur rechten Zeit, um den Herrn, der schon erkrankt der gefürchteten Krankheit entfliehen will, auf seiner Flucht zu begleiten, ihm eine Stätte wo er sterben konnte zu finden und der Frau seine letzten Habseligkeiten aus den Händen der Gläubiger zu retten. Der kurze Traum war zu Ende. Das einzige Ergebniß war des Doctor's Rezeptbuch, das er mit Oporins Hilfe schnell noch sich abschreiben konnte.

Inzwischen war Plater nun brotlos, erlebte in Zürich die unglückliche Schlacht bei Kappel, in der unter den Händen der fünf Orte mit der Blüthe der zürcherischen Mannschaft der edle Zwingli fiel (11. October 1531), zog wieder nach Basel und schrieb sich, um nicht seine Zeit zu verlieren, im Collegium als Studierender ein, führte eine Weile ein ziemlich planloses und unstätes Leben: bis er beim Buchdrucker Herwagen als

Corrector und Ordner seiner gelehrten Ausgaben angestellt wurde, eine Stellung der sich damals hochgelehrte junge Männer vielfach unterzogen. Seine Frau war mit Myconius, der nach dem Tode Zwingli's nicht länger in Zürich bleiben mochte und nun in Basel zum Pfarrer von St. Alban gewählt und nachher (August 1532) zum Nachfolger des hingeschiedenen Dr. Oekolampad berufen wurde, [illegible]

Druckerei an. Die drei des Geschäftes Kundigen arbeiteten; Winter sollte das nöthige Geld liefern. Wenn dann wieder Frankfurter Messe war, zogen zwei von den Gemeindern hin und verkauften daselbst die in ihrer Offizin neu gedruckten Werke. Freilich die Professuren am Pädagogium mußten bald aufgegeben werden; dieses Amt vertrug sich nicht mit den überhäuften Geschäften in die sie sich für die Druckerei eingelassen hatten.

Diese Unternehmung war zwar in ihren Bemühungen zum Nutzen der gelehrten Welt durchaus nicht eine erfolglose zu nennen. Nicht nur ist dadurch unsrer Stadt ihr dritter größter Buchdrucker, der unermüdliche und weltberühmte Johannes Oporin, der Herausgeber von mehr als 700 Werken gewonnen worden. Auch Thomas Plater hat sich zuerst, zähe und gründlich wie er war, in manchen trefflichen Ausgaben hervorgethan. Es sind aus der Druckerei, die er mit Balthasar Ruch im Hause zum schwarzen Bären auf St. Petersberg besorgte, manche werthvolle Schriften in die Welt ausgegangen, unter andern eine Sammlung von Cicero's Reden, vier Bücher von Briefen Oekolampad's und Zwingli's, offenbar durch Mykonius ans Tageslicht hervorgebracht, ein Büchlein des berühmten Humanisten Ludovikus de Vives über die Kunst Briefe zu schreiben, „ein Werk von ächtem Golde," wie's auf dem Titelblatte gerühmt wird. Vor Allem aber ist Plater die Ehre zu Theil geworden, der erste Drucker und Herausgeber des allergrößten Werkes theologischer Wissenschaft in jenem Jahrhundert, des Meisterwerkes des großen Reformators Johannes Calvin sein zu dürfen. Calvin hielt sich im Jahre 1535 in der größten Einsamkeit und Verborgenheit zu Basel auf und schrieb da seine Institutio religionis christianæ, mit der an König Franz I. gerichteten beredten Schutzrede für seine Glaubensgenossen in Frankreich an ihrer Spitze, allerdings noch nicht das völlig ausgeführte Werk wozu es in den spätern Ausgaben je mehr und mehr her-

anwuchs. Wahrscheinlich auf Empfehlung der treuen Freunde und Gönner unseres Platers, des Professors Simon Grynäus und des Oberstpfarrers Mykonius, übergab Calvin ihm den Druck dieses Epoche machenden Buches. Diese äußerst seltene, sehr schöne Ausgabe erschien auf die Ostermesse 1536. Das Jahr darauf ließ Calvin auch noch zwei ernste Briefe, die er von Italien aus an Freunde des Evangeliums in bedenklicher Lage geschrieben, in erweiterter Gestalt bei Thomas Plater und Balthasar Lasius erscheinen. Der gehoffte glänzende Aufschwung der häuslichen Lage hingegen erwies sich auch diesmal als vergebliche Täuschung. Die Sache war auf mehr als schwankendem Grunde gebaut. Es bedurfte immer mehr zum kostspieligen Geschäfte des Geldes. Winter mußte heute dieses, morgen jenes von seinem Gute als Pfand versetzen. Plater, bei all seinem leichten Muthe zu hoffnungweckenden Unternehmungen doch ein durch und durch ehrlicher Mann, meinte, man sollte aus den verkauften Büchern dem Winter das verpfändete Gut wieder lösen. Statt dessen brachten die schwachen Männer den begehrlichen Frauen ganze Ballen und Fässer voller schöner Kissen und Bettzeuges, voll eisernen und zinnernen Küchen- und Hausgeräthes von der Frankfurter Messe zurück. Man fand, daß zur Deckung einer Schuldenlast von 2000 Gulden an Werkzeug und unverkauften Büchern höchstens noch 400 Gulden mehr vorhanden waren. Er, um an Winter's Verderben keine Schuld zu tragen, trennte sich von dieser Gemeinschaft, ließ Alles dahinten und begann für sich selber ein neues Geschäft. Dabei ward ihm durchaus nicht das herrliche Leben welches er sich geträumt hatte, sondern Arbeit, Mühe und Sorge genug; ihm ward manchmal bange, wie er seine eigenen Verpflichtungen erfüllen solle; er stritt sich mit großer Beharrlichkeit durch alle Schwierigkeiten hindurch, beschränkte sich meist auf bloßes Verdingwerk für andere Verleger, bildete sich Lehrjungen, die ihm

für Latein und Griechisch das Tagwerk zu setzen verstanden, arbeitete unermüdlich bei Tag und bei Nacht mit drei Pressen. Die treue und emsige Hausfrau hatte viel zu thun, die zwanzig Tischgänger die er oft hatte zu speisen; die Kinder, deren sie ihm drei, zwei Töchterlein und zuletzt seinen Sohn Felix schenkte, mußten Papier streichen, daß ihnen die kleinen Finger dabei bluteten. Doch durfte er zuletzt die Freude erleben, daß er seine Schulden allmälig abzahlen konnte; er hatte Gnade bei Gott und den Menschen, fand immer wieder Leute die ihm auf seinen ehrlichen Namen Vertrauen schenkten und wurde am Ende noch der schuldenfreie Eigenthümer seines Hauses „zum Gejägd" an der Tiefe (der oberen freien Straße) und des Landgutes Gundolbingen: Alles durch den göttlichen Segen, der sichtbar auf der fleißigen Arbeit seiner Hände lag; er hat nie einen Bürgen stellen müssen und niemals war es nöthig, daß ihm ein Schuldforderer in sein Haus komme.

---

## 8. Plater Schulmeister auf Burg.

Endlich, nachdem den eigenthümlichen Mann sein Leben auf vielen wunderlichen und zum Theil vergeblichen Wegen umhergeführt, ein Schicksal, das er mit manchen seiner Zeitgenossen theilte: sollte er noch, in seinem 42sten Altersjahre, die rechte Stellung finden, zu der er im Grunde längst durch seine Gabe und Tüchtigkeit am meisten befähiget war. Ihm war schon geraume Zeit das Druckergeschäft, um des Verdrusses willen den die ungeschickten Gesellen machten, ziemlich entleidet. Die Schulen in der Stadt aber befanden sich, obwohl schon Oekolampad auf Besserung derselben ernstlich bedacht gewesen, in bedeutendem, höchst kläglichen Verfalle. Während zehn Jahren war es den Herren der Universität nicht gelungen, eine tüchtige Schule zur

Vorbildung für künftige Studenten zu Stande zu bringen. In der Münsterschule auf Burg erklärte der Schulmeister, er könne nicht über drei seiner Schüller nennen von denen zu hoffen sei, daß sie ihre Studien fortsetzen würden; ihre Zahl war der Maaßen zusammengeschmolzen, daß die drei Klassen sämmtlich in der untern Stube des Hauses Raum hatten; bei der geringen Besoldung war eben in den letzten vier Jahren das Schulmeisteramt nicht weniger als in sechs verschiedene Hände übergegangen. Da richtete der Rath und seine Vertreter die Augen auf Plater als den Mann der um seiner Gelehrsamkeit und seiner Lehrgabe willen geeignet wäre, die gesunkene Schule wieder in guten Stand zu bringen. Als er einmal zu Herrn Rudolf Frey, erstem Deputaten und Pfleger auf Burg kam, redete Dieser mit ihm über die Sache. „Lieber," sprach er, „höret auf zu drucken und werdet Schul„meister; daran würdet ihr meinen Herren ein großes Wohl„gefallen thun, würdet Gott und der Welt dienen." Dr. Simon Grynäus kam, von ihnen abgesandt, zu ihm und sprach ihm dringend zu, er sollte Schulmeister werden, es sei kein göttlicher Amt, er selber möchte nichts lieber sein, wenn er nur nicht ein Ding so oft zweimal wiederholen müßte. Auch sein alter Freund und Vater, Oberstpfarrer Myconius, meinte: er wollte Keinen in der Stadt lieber an der Stelle haben als ihn; nur besorgte er, er werde zu sehr seinem Kopf nachgehen wollen und sich mit der Universität nicht wohl vertragen können. Plater zeigte sich nicht ungeneigt. Er wurde aufs Richthaus vor die Herren Deputaten berufen, besprach sich mit ihnen, gab ihnen auch seine Gedanken schriftlich ein, wie die Jugend in Sprachen, Gottesfurcht und guten Sitten am besten könnte unterrichtet werden. Er verlangte eine Schule mit vier besonderen Klassen und drei Hilfslehrern, die ihn bei dem neu aufzurichtenden Bau unterstützen sollen, auch eine solche Stellung für sie Alle, daß sie dabei bestehen könnten und nicht nöthig hätten, immer nach Anderem

und Besserem sich umzusehen. Wolle man ihm unter diesen Bedingungen das Regiment der Schule anvertrauen, so gedenke er es anzunehmen und zu seiner künftigen Lebensaufgabe zu machen; wo nicht, so wüßte er nicht die Schule mit Nutz und Ehre zu regieren, „also daß die Bürger eine Lust hätten ihre Kinder unterweisen und studieren zu lassen und den Nachkommen zur Pflege der Kirche und des bürgerlichen Gemeinwesens gelehrte Leute hinterlassen würden." Die Herren willigten ein. Im Herbst 1541 wurde wurde er als Schulmeister der Schule auf Burg angestellt. Für ihn wurden 100 Gulden als regelmäßige Besoldung bestimmt, eben so viel festgesetzt, um seine Mitarbeiter schadlos zu halten. Doch banden sie ihm ein, das nicht weiter zu sagen; was man ihm gebe, werde keinem Andern wieder bewilligt werden.

Plater reiste nach Straßburg, dort die Schulordnung des hervorragenden Schulmannes, des großen Pädagogen Johannes Sturm, genauer kennen zu lernen. Dann begann er seine Schule in ihrem Winkel des Münsterplatzes hinter der St. Johannes-Kapelle nach dem Vorbilde der sächsischen Schulen, durch Manches was er in Straßburg gesehen vervollständigt und erweitert, einzurichten. Es war allerdings eine Anstalt zu gründlicher Vorbereitung für künftige Studierende, die er im Auge hatte. Kenntniß und tüchtige Handhabung der Sprachen des Alterthums bildete überhaupt das beinahe ausschließliche Erforderniß damaliger höherer Bildung. In Plater's Schule führte ein wohlgeordneter, stufenweise fortschreitender Unterricht die Knaben von den ersten Anfangsgründen des Lesens und Schreibens der fremden Sprache und vom allmäligen Einprägen eines Wörterschatzes, an der Hand leichterer Schulbücher und alter Schriftsteller, durch fleißiges Declinieren und Conjugieren, durch Erklärung und Gebrauch der ersten Regeln des Satzbaues immer weiter in das Verständniß der unbekannten Sprache hinein. Bei prosaischen Schriften wurden allmälig die gewohnten

Redensarten der Sprache gelernt und eingeprägt, bei Dichtern die poetische und figürliche Redeweise den Schülern kenntlich gemacht. Die mehr eingehende und vollständige Grammatik folgte erst später, so wie die Einführung in die Art und Weise rednerischer und poetischer Kunst, zuletzt, wenn es möglich war, in die Regeln des richtigen Denkens. Jede der vier Klassen war in einzelne kleinere Abtheilungen (Dekurien) eingetheilt. Es wurde beständig abgehört und wiederholt; in eigenen schriftlichen Arbeiten mußten die Schüler unablässig sich üben. Zu den Schwachen und Langsamen mußte sich der Lehrer nachhelfend hinsetzen. Unter wöchentlichen und jede Frohnfasten erneuerten Prüfungen rückten die Geschickteren von einer Abtheilung in die andre, von der niedrigen Klasse in die höhere ein. In gleicher Weise ward in den zwei oberen Klassen auch das erste Studium der griechischen Sprache getrieben, eine Erweiterung des Schulplanes worin Plater dem Beispiele Straßburgs nachfolgte. Der frische, unternehmende, energische Schulmeister scheint es über die Briefe des Cicero hinaus bis zum Verständniß seiner Schrift von den Pflichten, zum Fassen eines Ovid und Terenz, eines Virgil und zum rascheren Lesen eines Cäsar, im Griechischen über die äsopischen Fabeln und die Dialoge Lucians selbst bis zu Homer gebracht zu haben. Das Ziel seines schulmeisterlichen Eifers war, seine Schüler so weit zu fördern, daß sie, fähig einer lateinischen Erklärung der Schriftsteller zu folgen, und von eigener Lust und Liebe zu den Studien getrieben, sich an der Universität als Studenten einschreiben könnten. Daneben wurde die Jugend scharf zu Zucht und Sitte gehalten, der Katechismus eingeprägt und erklärt, später das griechische neue Testament gelesen und ausgelegt. Am Sonntag dreimal und am Dienstag führte der Lehrer die ganze Schülerschaar zur Kirche, wo sie den Gesang der Gemeinde, in dem sie ebenfalls in etwas geübt wurden, zu unterstützen hatten.

Myconius hatte nicht unrichtig geweissagt. Die Universität verdroß es, daß die Schule Plater's ohne ihr Zuthun geordnet worden war. Noch mehr, als sie 1544 das Pädagogium erneuert und als eine Mittelanstalt zwischen den verschiedenen Stadtschulen und der Hochschule hingestellt hatte, daß die Schule auf Burg so selbstständig und unabhängig neben ihrem Pädagogium stand und es schier überflüssig machte. Sie klagten, Plater gehe zu hoch, lese mit seinen Schülern Autoren die sonst je und je nur der philosophischen Facultät zugehört hätten, muthe den Knaben zu viel zu, sei die Schuld, daß fast Niemand mehr bei ihnen zur alten, nachgerade lächerlich gewordenen Ordnung des „Deponierens" sich anmeldete. Zu neun verschiedenen Malen ward der Schulmeister auf Burg bei den Herren vom Rathe verklagt. Sie begehrten, daß die Münsterschule ihren Prüfungen und ihrer Aufsicht unterstellt würde; sie verlangten wenigstens, daß der Leiter derselben den Titel eines Magisters der freien Künste annehme. Plater hingegen war seiner Tüchtigkeit wohl bewußt, wollte sich seine Schule nicht verderben und verkümmern lassen, hatte einen Rücken und Halt an einem zahlreichen Theil der Regierung, hielt nicht viel auf die Examina und Visitationen der hochgestellten Herren, wollte lieber, worin er gar nicht allein stand, eher durch Leistungen als durch gelehrte Titel glänzen, und besaß eben auch, durch eigne Anstrengung zu dem geworden was er war, seinen eigenen, nicht leicht zu beugenden Sinn und Kopf. Seine Stellung ward ihm dadurch mehr als sechs Jahre lang vielfältig verbittert. Er hat zuletzt um des Friedens willen einiger Maaßen sich gefügt. Doch hat er im Grunde der Sache am Ende durchaus Recht behalten. Seine Schule gedieh zusehends. Seine Kenntniße nöthigten auch den Gegnern Achtung ab. Die andern Schulanstalten traten gegen die Schule auf Burg immer mehr in den Schatten der Unbedeutendheit zurück. Zur Zufriedenheit

seiner Behörden, zum Wohl und Nutzen der Stadt, ja auch vielen aus der Fremde zu Danke, welche der gute Ruf der Schule herbeilockte, hat er sein Schulmeisteramt 37 Jahre lang mit Ehren führen dürfen. Mit Dank gegen Gott, der dem geringen Hirtenknäblein solche Ehre gegönnt, hat er in seinen alten Tagen nach manches Ehrenmannes Kind das er unterwiesen, nach gelehrten Leuten und Doktoren, nach adeligen Herren, die Land und Leute besaßen, sich umschauen können, welche seine Schüler, zum Theil seine Zöglinge und Tischgänger gewesen waren und ihm ein dankbares Andenken bewahrten. In der löblichen Stadt Zürich, in der berühmten Stadt Bern, in Straßburg wurde ihm von Deputationen ehrenhafter und gelehrter Männer der Ehrenwein der Stadt überreicht. Auch in seinem frühern Vaterlande stand er in gutem Gedächtniß, und als zu Sitten einmal der Kastellan ihm den Wein in seine Herberge brachte, sprach er dazu: „Diesen Ehrenwein schenkt eine Stadt Sitten unserm lieben „Landsmanne Thomas Platter als einem Vater der Kinder ge„meiner Landschaft Wallis.“ In Basel aber wurde sein Vorgang bis auf die spätesten Zeiten hin entscheidend. Da sechs Jahre nach seinem Tode unsre Schulen neu geordnet wurden, wurde die Schule auf Burg zur allgemeinen lateinischen Anstalt für die gesammte Stadt erhoben. Von da an bestand unser jetziges Gymnasium mit sechs Klassen, und das Schulhaus, das noch heut zu Tage, nur in erweiterter Gestalt, auf dem Münsterplatze steht, ist nach dem hölzernen Modell das sein Sohn verfertiget hatte erbaut worden.

In seinem Hauswesen erlebte Plater in der Zeit seines Schulhaltens mancherlei, Liebes und Leides. Es gab noch manche Sorge, bis er all sein Gut ganz schuldenfrei hatte und er mußte länger als ihm selbst lieb war sich mit vielen Tischgängern plagen, welche ihm zur Erziehung übergeben wurden. Sein zweites Margretlin, ein liebliches Kind, war schon längst

zum ersten Schwesterchen hingegangen. Und auch seine Tochter Ursula starb zu seinem großen Schmerze an der Pest, als sie schon 17 Jahre alt war. Sein Sohn Felix war nun sein Trost und seine einzige Freude, der Gegenstand seiner ängstlichen Vatersorge. Er erlebte die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches, seine glückliche Verheirathung, und sah ihn, als allgemein geehrten und kundigen Arzt, die Laufbahn mit großen Ehren erfüllen die ihm einmal als ein schönes Ziel seines Lebens vor Augen getreten war. Im Februar 1572 verlor er die treue Mutter Anna, nachdem sie ihm 43 Jahre lang in aller Mühe und Noth als willige, wackere Gehilfin unermüdlich zur Seite gestanden hatte. Er, zwar schon ein 73jähriger, doch noch immer rüstiger und unternehmender Mann, sah seinen Stamm, da er kaum im Basler Boden gepflanzt war, schon frühe aussterben; denn die Ehe seines Sohnes Felix war kinderlos. Vater Thomas trat darum abermal in den Stand der Ehe. Er heirathete die Tochter eines Berner Pfarrers, auch aus dem Wallis gebürtig, die nach dem Tode des Vaters mit ihrer Mutter in Basel lebte. Und diese Ehe wurde noch mit der Geburt von zwei Söhnen und vier Töchtern gesegnet. Er hatte nach seiner ausdauernden Gemüthsart, wie er selber sagt, „im Sinne gehabt, seinem Amte vorzustehn, so lange er noch kriechen könne". Doch als er ins achtzigste Jahr gieng, am Gesicht und Gehör abnahm und an Kräften sich abgemattet fühlte: bat er um seine Versetzung in den Ruhestand. Die noch übrige Zeit seines Lebens brachte er, die Wunderhand Gottes bewundernd, die ihn von Jugend auf aus hundert Gefahren gerettet und ihm sichtbar geholfen, auf seinem Gute Gundoldingen zu. Zuletzt that der bald 83 Jahr alte Greis einen übeln Fall, mußte das Bette hüten und in großer Altersschwäche, doch jeder Zeit bei hellem Verstande, über neun Wochen lang liegen. Endlich den 25. Jenner 1582 entschlief er seliglich,

an einem Freitag um Mittag, da man in der Stadt eben 12 Uhr läutete. Er wurde im Kreuzgange des Münsters in dem Grabe darein er seine erste Frau gelegt hatte begraben. An der Rückseite des Pfeilers beim Eingang in den Gottesacker gegen den Rhein zu sind zwei Denksteine angebracht; der untere ist durch eine spätere Anfügung erweitert. Die Inschriften melden uns: in diesem stillen Winkel ruhen beim Stammvater die Gebeine seiner Söhne, eines Großsohns und Urgroßsohnes, des letzten Uebriggebliebenen vom rühmlichen Geschlechte der Plater.

Druck von Felix Schneider.

# Bilder

aus der

# Geschichte von Basel

von

Abel Burckhardt.

## Viertes Heft.

Felix Plater. — Der Rappenkrieg. — Johann Rudolf Wettstein auf dem westfälischen Friedenscongreß.

Basel 1881.
Verlag von Felix Schneider.
(Adolf Geering.)

Druck von Felix Schneider in Basel.

# Felix Plater.

# Felix Plater.

An das merkwürdige Leben Thomas Plater's, des trefflichen Gymnasiarchen aus dem Walliset Lande, schließt sich das seines noch berühmtern Sohnes Felix, des hochgefeierten Arztes, der seltenen Zierde unsrer Universität, in ebenbürtiger Weise, ganz wie von selbst an. Hat er es doch auch wie sein Vater mit eigner Hand uns aufgeschrieben, und bildet es mit jenem eines der Kleinodien unsrer öffentlichen Bibliothek. Freilich von besonders anziehenden Schicksalen und Abenteuern, einer beständigen Lebensgefahren ausgesetzten Kindheit, einer unter hartem Drucke zugebrachten verlorenen Jugendzeit, von vielen fehlschlagenden Versuchen sich ein sorgloses Dasein zu verschaffen und einem spät erst erreichten Lebensziel, wie es des Vaters Geschichte uns zeigte, lesen wir hier nichts. Das Leben des Sohnes verläuft in der ungestörtesten Ruhe und Gleichmäßigkeit. Die Kinderjahre bringt der Knabe im Schirm und Schatten eines christlichen Aelternhauses zu, die Lehrjahre in der Fremde unter dem Wohlgefallen der Lehrer in fleißigem Studium, von den heimathlichen Erinnerungen wohl behütet und bewahrt; früh, noch kaum dem Jünglingsalter entwachsen, erreicht er das Ziel das ihm von Anfang vor Augen stand; was er als Kind sich gewünscht, was er als Knabe geträumt, es wird ihm Alles, so

weit es in dieser unvollkommenen Welt möglich ist, reichlich zu Theil. Dieses Leben gleicht einem stillen Bache, der zuerst zwischen grünen Hügeln munter dahinrieselt, von seiner Richtung nie abweicht und zuletzt, seine Ufer höher und höher füllend, Allen zur Freude, als ein segensreicher Strom weithin stattlich durchs offene Land sich ergießt. Es ist aber darum nicht weniger, als das vielbewegte Leben des Vaters es war, ja im Grunde noch in ungetrübterem Sinne das schöne und erbauliche Bild eines gottgesegneten Lebens. Wir dürfen offenbar darin etwas von den edeln, erquicklichen Früchten erkennen, welche die Zeit der Reformation dem häuslichen und bürgerlichen Leben unsrer Stadt brachte.

---

## 1. Kindheit und Knabenjahre.

Es war kurz vor Simonis und Judä 1536, als dem Buchdrucker Thomas Plater, im Hause zum schwarzen Bären dem Andlauer Hof gegenüber, seine liebe Ehefrau Anna ein junges Söhnlein gebar. Des Vaters Freude war groß; denn die Mutter hatte bisher nur drei Mägdlein gehabt, und sie war, um Einiges älter als er war, schon über das Alter von vierzig Jahren hinaus. Er wünschte dem Neugebornen den Namen Felix zu geben. Das war der Name des verstorbenen einzigen Sohnes des Oberstpfarrers Mykonius gewesen, und Plater fühlte sich bei seinem bewährten Freunde, der ihm seine Frau zur Ehe gegeben, ganz als der Sohn im Hause. Die Mutter war um so mehr damit zufrieden, da in ihrer Heimath Zürich der Name ein wohlbekannter und häufig gebräuchlicher war. Als nach der Taufe der hochgelehrte Taufpathe des Kindes, Dr. Simon Grynäus, mit dem Vater aus der Kirche

nach Hause gieng, sagte er ahnenden und freudigen Muthes: „du hast ihn mit Recht Felix genannt; denn alle meine Sinnen „trügen mich, oder er wird ein rechter glücklicher Felix „werden."

Die ersten Erinnerungen, die bei dem Knaben in seine früheste Kindheit zurückreichten, lassen uns schon etwas von dem regsamen, auf Alles was um ihn her vorgieng wohl achtenden Geiste, der ihm je und je eigen war, bemerken. Noch in seinem hohen Alter konnte er sich ganz gut erinnern, obwohl er damals kaum drei Jahr alt gewesen, wie, als der Vater sein neues Haus in der Nähe des Aeschenschwibbogens gekauft hatte und es nach damaliger Sitte gegen der Straße hin mit Bildern zieren ließ, der Maler, Meister Matthis, aus dem Fenster aufs Gerüste hinausstieg und mit seinen Farben an der vordern Wand des Hauses handtierte. Und allezeit stand ihm lebhaft vor Augen, wie er den Kopf des Hirschen mit den stattlichen Hörnern, den zielenden Jäger und den Hund dabei hinmalte, wovon das Haus von nun an den Namen „des Gejägdes" erhielt, den es bis auf den heutigen Tag trägt. Im Jahr 1541 ward zu Basel mit den Schützen der benachbarten, namentlich der eidgenössischen Städte ein großes Armbrustschießen gehalten. Mit großer Angelegenheit sah das fünfjährige Bürschlein die schmucken Züge mit Trommeln und Pfeifen durch die Stadt ziehn; nur fürchtete er sich sehr vor den vermummten Narren, die mit ihren Pritschen nach den Knaben schlugen. Auf dem Petersplatze schaute er mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wie Hauptmann von der Schalen, ein Walliser Bekannter des Vaters, die Armbrust anschlug und nach dem Ziele schoß, sah auch darauf hinter der Scheibe kleine weiß und schwarze Männchen hervorspringen und die Stelle anzeigen wohin der Schuß getroffen hatte. Der Kleine meinte, sie seien lebendig. Zu seinem Entsetzen wurden Etliche die wider Ordnung und Regel

des Schießplatzes gehandelt zum Pritschenmeister gebracht und empfiengen dort ihre Strafe. Im Hause selbst darin der kleine Junge, auf Alles merkend, seine Kinderjahre zubrachte, gieng übrigens jeder Zeit viel vor was seine lebhaften Gedanken wecken und in Anspruch nehmen konnte. Es war eine vielbewegte Haushaltung. Der Vater hatte, so lange er noch die Druckerei trieb, die Setzer und Drucker in der unteren Stube; daneben waren, insonderheit seit er die Leitung seiner Schule übernommen, mitunter an die fünfzehn bis zwanzig Tischgänger im Hause. Da spielte etwa einer der Drucker in der Erholungsstunde das Hackbrett; vom abgebrauchten Leder der Druckballen nähte die Mutter dem Kleinen mitunter einen Ball zu seinem Gebrauche. Die größern Tischgänger trugen ihn auf ihren Achseln im Zimmer umher und beredeten ihn, er wäre so groß, daß er bis an die Decke hinanreiche. Der Vater warf, mit dem jungen Volk „Spickspeck" spielend, zur Bewunderung des kleinen Zuschauers, mit scharfem Messer nach einem an der Wand hangenden Brette. Auch mit der Nachbarschaft gab es manchen scherzhaften Verkehr. Sie ließen ihn im Hundestall Eier finden von denen sie ihm vorgaben, der Hund „Canis" habe dieselben gelegt. Ein roher Nachbar aber, ein Bildhauer, jagte ihm mit der Drohung, er wolle ihn gleich seinen Bildern aushauen, gewaltigen Schrecken ein.

Ein netter, liebenswürdiger Junge, etwas feiner und zarter Art, scheint der kleine Felix von Anfang an gewesen zu sein. Nahm ihn doch mehrmals ein vorübergehender Zimmermann, wenn er ihn auf der Straße erblickte, freundlich bei der Hand und führte ihn in die Aeschenvorstadt zu einem Bäckerladen, daß er ihm ein Weißbrot kaufe. Ein Freund seines Vaters, Hauptmann Sommermatter, hatte ihn in seine Farben kleiden lassen: Hosen und Wams in der Mitte getheilt, die eine Seite weiß, die andere roth und blau. Er gieng lange, sich selbst nicht

wenig gefallend, in dieser stattlichen herrischen Kleidung; trug dazu ein sammtnes Barett, das ihm der Junker von Ostheim geschenkt hatte. Zu seiner etwas vornehmern Art stimmte insonderheit seine ausgesprochene Neigung zur Musik, insonderheit seine Freude an musikalischen Instrumenten. Noch als kleines Kind spannte er Saiten über Schindeln und hölzerne Klammern, wie man sie bei den Waschen braucht, und klimperte daran, des Wohllautes staunend, mit seinen Fingern. Als einst einer der Zöglinge des Hauses, ein Huber von Bern, beim Mondscheine die Laute schlug, war ihm, herrlicher könnte er nimmer werden, als wenn er das auch verstände. Sein Vater, der ihn gerne Alles was schön und gut war wollte lernen lassen, gab ihm einen Lautenschläger zum Lehrmeister und hatte seine große Freude daran, als der achtjährige Schüler es den Andern in der zierlichen Kunst sichtbar zuvorthat. Er durfte auch beim Schulmeister von St. Peter in der Woche zweimal im Spielen des Clavicordes sich üben. Nur zum Singen, so sehr er den Gesang liebte, konnte er sich nicht recht entschließen. Er scheute sich in einem ganz besondern Gefühle für Anstand seinen Mund vor den Leuten zu öffnen. Leicht erregbaren Geistes, wie er war, blieb er freilich auch den Anwandlungen kindischer Furcht nicht ganz fremd. Er scheute sich sehr vor einer gewissen Kammer, in welcher der frühere Hausbesitzer noch alten Hausrath hatte und in der ein Trog war, von dem man ihm erzählte, daß einmal ein Kind darin elendiglich erstickt sei. Vor Gespenstern, namentlich vor dem „Ullengry", der den Kindern die Köpfe abbeiße, hatte er gewaltige Angst. Einmal, als die Kinder beim Erwachen die Sonne durch die Spälte in der Kammer durchscheinen sahen, meinten sie, das sei das schreckliche Gespenst und schrieen so, daß man die Aeltern aus der Kirche holen mußte, sie zu stillen. Oft konnte er des Nachts vor Furcht der Dinge die ihm vorkamen nicht wieder einschlafen, bis ihn der Vater zu sich in sein Bette nahm.

Sein weiches, für den Segen christlicher Ermahnung empfängliches Gemüth zeigte sich frühe. Wenn der Vater Sonntags vor der Predigt aus der Schrift las und sie den jungen Leuten des Hauses auslegte, gieng es ihm mächtig zu Herzen. Er konnte nicht begreifen, daß es gottlose Leute gebe; ob sie sich denn, meinte er, nicht vor der Hölle fürchteten? Die Kunde von zwei jungen Töchtern die in den Niederlanden um des Glaubens willen sich lebendig verbrennen ließen bewegte ihn so, daß er oft nachher bei sich dachte, er sei in seiner Kindheit frömmer gewesen, als seit er die Welt zu brauchen begonnen. Mitunter durfte er mit einem der Tischgänger zu dessen Base in der Nähe der neuen Vorstadt in ein schönes Haus, das ihm sonderlich gefiel, zum Morgenbrot gehn. Die vornehme Frau fuhr den Gefährten oft rauh an, darum daß er ihr in seiner Kleidung und seinem Benehmen nicht sorgfältig und reinlich genug erschien. Da haben die Zwei jedesmal zuvor auf dem Petersplatz, auf den Blöchern sitzend, zusammen gebetet, damit er dießmal nicht so sehr gescholten werden möge. Doch kamen auch je mehr und mehr seine Unarten zum Vorschein, deren er nicht immer Meister zu werden vermochte. Ein Fehler der ihm insonderheit bis ins Jünglingsalter manche schwere Stunde verursachte war sein Hang zur Naschhaftigkeit. Er war sehr auf Obst und Süßigkeiten erpicht, gerieth der Mutter etwa über das Holdermus, kaufte später auch heimlich Zuckererbsen, Feigen und Meertrauben. Wenn das die Tischgänger und Schulgenossen gewahr wurden, drohten sie es anzuzeigen, hielten ihn damit in ihrer Gewalt, daß er ihnen thun und geben mußte was sie nur wollten. Der sonst gewissenhafte Knabe hatte unter solcher Tyrannei oft viel und lange zu leiden; er bekannte es zuletzt in seiner Herzensnoth dem Präceptor, daß er's dem Vater sage und ihm bei demselben Verzeihung auswirke. Auch sonst hatte er, als er älter wurde, vom Muthwillen und der Bosheit der großen Tischge-

nossen mancherlei Unrecht zu ertragen; manchmal sagte er sich im Stillen: „Felix, denk dran!“ und nahm sich vor, es später einmal zu rächen. Doch bald vergaß er's wieder und war wieder gut mit ihnen, wie vorher. Seine eigne muntere Art und sein anschlägiger Kopf verleitete ihn je und je selber auch, beim Schneeballwerfen, beim Steinwerfen auf benachbarte Dächer, beim Schreiben und Zeichnen an die Schulwand, zu manchem Streiche jugendlichen Muthwillens, der ihm mitunter harte Bestrafung zuzog. Denn der Vater, so ängstlich er übrigens um das Wohl seines einzigen Söhnleins besorgt war, ließ es an den zu selbiger Zeit unerläßlichen Ruthenstreichen nicht fehlen, war auch bei allem heiteren Sinne etwas zur Ungeduld und zum Jähzorne geneigt, so daß der Junge ihn fürchtete. Einmal gieng's wirklich über das Maaß hinaus. Er wollte seinen Sohn bald recht gelehrt haben, suchte ihn schnell zu befördern, nahm ihn früh in seine eigene oberste Klasse und ließ ihn zu allernächst bei seinem Katheder sitzen. Und da er nun über das griechische Alpha purum nicht Bescheid wußte, schwang er seine Ruthe gewaltig und wollte ihn über den Rücken treffen. Der Knabe aber sieht gerade zu ihm hinauf und der Schlag trifft ihn der Maaßen ins Angesicht, daß es fürchterlich aufschwoll und an etlichen Orten blutete. Dem Vater war's entsetzlich leid, er durfte ihn kaum nach Hause zurückbringen; das Schelten der Mutter über den Vater, die Vorwürfe des Wundarztes, die Vorstellungen eines Hausfreundes bewirkten, daß er von da an viel milder gegen ihn ward und der Ruthe nie mehr gebrauchte.

Der treffliche Schulmeister wußte auch für die Unterhaltung der Schüler durch dramatische Aufführungen zu sorgen. Die Lust und Liebe zu solchen war schon seit geraumer Zeit bei der Bürgerschaft einheimisch. Schon als noch nicht zehnjähriger Knabe sah Felix auf dem Fischmarkte dem Spiele „von der frommen und gottesfürchtigen Susanna“ zu; die Schau-

bühne war über dem Brunnen errichtet; in einer zinnernen Wanne die am Brunnen stand mußte Susanna sich waschen. Später sah er aus dem Fenster des Eckhauses an der Hutgasse auf dem Kornmarkte „die Bekehrung Pauli“ aufführen, von Valentin Bolz, dem Pfarrer am Spitale, gedichtet. Der Bürgermeister von Brunn war der Saulus auf seinem Pferde; am Hause zum Pfauen war ein runder Himmel angebracht, auf welchem Balthasar Hahn als Herrgott eine brennende Rakete auf ihn abschoß, daß er vom Rosse fiel. Den Donner machte man, indem man Fässer, mit Steinen gefüllt, rollte. Hauptmann Rudolf Frey hatte dabei hundert junge Bürger, allesammt in seine Farben gekleidet, unter seinem Fähnlein. Die Knaben im Hause Platers wollten es nachmachen: im Höflein ritt der kleine Roll auf einem Stecken gen Damaskus; Felix auf der Hühnerstiege warf, als er vorüberritt, mit einem Holzscheite nach ihm, traf ihn aber dergestalt ins Gesicht, daß er blutete und bitterlich zu weinen begann; vermeinte, er wäre eben ein armer verlassener Knabe, darum hätten sie's auf ihn abgesehen, ihn zu plagen. Felix dachte noch manchmal in der Fremde, wenn ihm etwas Leides geschah, mit Schaam und Reue daran. Der Vater aber, um die Knaben in unbefangenem Vortrag zu üben, ließ seine Schüler bei festlichem Anlaß oder auch sonst in der Schule vor der ganzen Regenz und den Honoratioren der Stadt eine lateinische Comödie halten: die Auferstehung Christi, den Zachäus, die Geschichte des Haman, auch ein eigens von ihm aufgesetztes Stück. In feierlicher Prozession mit Pfeifen und Trommeln zog man ins Schauspiel. Dem Felix, der in dem Spiele der Hypokrisis eine Grazie sein sollte, wurden beim Umzug durch die Straßen Füße und Kleider kothig. Er mußte unterwegs auf dem Fischmarkt schnell in des Schneiders Haus hinein, sich dort reinigen zu lassen. Bei der Aufführung der Aulularia des Plautus hatte er als Lykondes einen schönen Mantel an, der

dem Sohne des Oberst Schärtlin gehörte. Bei der Vorstellung Haman's wäre aber aus dem Scherze beinahe bittrer Ernst geworden. Denn als der Ludwig Hummel, welcher den Nachrichter machte, des Haman's Sohn hängen wollte: fehlte dem Unglücklichen, der von der Leiter hinabgestoßen wurde, das Brett darauf er treten sollte; er blieb in der Luft hangen und, hätte der Nachrichter nicht eilends den Strick abgeschnitten, wäre er jämmerlich erstickt.

---

## 2. Die Bestimmung für den künftigen Lebensberuf.

In dem fähigen, begabten Knaben war bei Zeiten der Wunsch und Trieb erwacht, dereinst einmal etwas Rechtes und Tüchtiges zu werden, durch Fleiß und Geschicklichkeit sich auszuzeichnen und zu einer höheren Stufe in der Welt emporzubringen. Eine Schwester seiner Mutter, die bei ihnen wohnte, sagte oft zu ihm: „Felix, ich weiß, du wirst ein großer Herr werden." Auch giengen, wiewohl derselbe es nicht so unverständiger Weise offen heraussprach, die Gedanken des Vaters von jeher mit seinem einzigen Sohne dahin: er sollte höher hinaus, als wozu er es, mit hundert Schwierigkeiten kämpfend, je hatte bringen können, der doch nur ein arbeitseliger, oft mit Geldverlegenheiten geplagter Schulmeister geworden. Nun gieng damals das Denken und Dichten vieler junger Leute auf das Studium der Arzneikunde als einer neu aufblühenden Wissenschaft und Ehre bringenden Kunst. Der Vater hatte ja selber einmal, als er bei Dr. Epiphanius zu Pruntrut war, nach diesem Berufe getrachtet und nur seiner Armuth wegen nie zum Grad eines Doctors der Medizin gelangen können. Doch blieb er Zeitlebens ein großer Liebhaber dieser Studien, besaß unter

seinen Büchern schöne griechische und lateinische Werke die davon handelten, und hatte einmal während acht Tagen mit großem Eifer einer Anatomie, die im Pfarrhause zu Riehen Statt fand, beigewohnt. Der kleine Felix zeigte schon frühe eine besondere Wißbegierde, die verschiedenen Theile des Körpers kennen zu lernen. Wenn der Metzger im Hause ein Schwein schlachtete, erbat er sich jedesmal Urlaub von der Schule, damit er zusehen möchte, wie er die inneren Glieder zertheile und damit umgehe. Einem Vögelein seines Präzeptors zerschnitt er, um zu erkunden, ob es auch Adern hätte, ein Aederlein im Schenkel mit einem Federmesser, wovon das Thierchen freilich, wider sein Verhoffen, zu seinem großen Leidwesen starb. Die Hirschen- und Maikäfer und andere Mücken und Insekten besichtigte er oft mit großer Aufmerksamkeit, wie sie gestaltet wären. Wenn er die Doctoren Sebastian Sinkeler und Eucharius Holzach in schammlotenen Röcken mit breiten Sammetumschlägen über die Straße gehen oder den Dr. Hans Huber, einen Söldner vor ihm her, zum Thore hinaus zu einem auswärtigen vornehmen Kranken reiten sah: kam ihn der Wunsch an, auch einmal, wenn's möglich wäre, zu solcher hoch angesehenen Stellung zu gelangen. Er fieng an, in Kräuterbüchern zu lesen, begehrte die Pflanzen zu wissen die eine Heilkraft in sich hätten und machte sich ein Register, worin er Alles was er darüber las oder hörte aufzeichnete. Der Vater sah das mit Wohlgefallen, sagte auch einmal zu seinem Hausfreunde, Herrn Paulus Höchstetter: „der Bube wird einen Arzt abgeben; vielleicht will Gott, „weil ich nicht dazu habe kommen können, daß er dahin ge-„lange und dieses sein Beruf sei." Das hörte der Knabe und beschloß darnach zu trachten und seine Studien bei Zeiten darauf zu richten.

Dazu kamen noch andere Gedanken, die ihn in diesen Aussichten auf seine Zukunft bestärkten. Die Mutter, eine um-

sichtige und vorsorgliche Haushälterin, lag einst gefährlich an der Ruhr krank. Als seine Schwester Ursula und er in großer Bekümmerniß an ihrem Bette standen — das ältere Margretlin war, als Felix noch klein war, gestorben —, hob die Mutter an: „Ich besorge, mein Sohn, wenn ich sterbe und Niemand „Acht auf dich hat, du möchtest, ehe du recht erwachsen bist, „wie unsre Studenten thun, eine liederliche Haushälterin zum „Weibe nehmen. Dann wird nichts aus dir als ein armer „verachteter Tropf, etwa deines Vaters Provisor oder ein ge„ringer Dorfpfaffe." Die Rede schnitt tief ins Gemüth des Sohnes ein. Er dachte: nein! du willst dich also halten, daß du mit der Zeit eine ehrliche Heirath schließen und ein ansehnlicher Doctor werden könnest. Und als einmal der Vater, von einem Nachtessen beim Rathsherrn Franz Jeckelmann, dem Scheerer, zurückkommend, dessen Tochter Magdalena sehr rühmte, wie sie dem Vater, der ein Wittwer war, seine Haushaltung so wohl zu versehen wisse und wie dereinst ein redlicher Gesell mit ihr wohl werde versorgt sein, faßte das der Felix alsobald in sein Ohr und sann ihm bei sich selbst in der Stille ernstlich nach; denn die Magdalena war zugleich eine sehr liebliche, mit Sanftmuth und Sittsamkeit begabte Tochter. Es war allerdings wohl frühzeitig, schon an so etwas zu denken; Felix, immer ein wenig voreilig in seinen Gedanken, war ja kaum erst vierzehn Jahre alt. Auch behielt er seine Zuneigung für sich, ließ sie auch die Tochter weder mit Worten noch mit Werken irgendwie merken, schämte sich, gieng weniger als sonst in ihr Haus, getraute sich kaum in der Scheerstube sich das Haar schneiden zu lassen, hielt sich nur stiller und eingezogener als sonst und kleidete sich etwas feiner und besser, konnte indeß sich nicht ganz enthalten, im Stillen zu hoffen, sie errathe vielleicht doch etwas von seinen verborgenen Gedanken. Im Studieren aber fuhr er um so fleißiger fort, damit er desto früher zur Medizin gelangen möchte.

Im Jahr 1551 brach in Basel die Pest aus. Ein Tischgänger des Hauses starb, und Felix wurde eilends nach Rötelen zum dortigen Landschreiber, Doctor Peter Gebwyler, gethan, damit er dort vor Ansteckung gesichert sei. Er mußte den ganzen Sommer dort bleiben und bei den beiden Knaben des Hauses den Mentor und Lehrmeister machen. Unterdessen war zu Hause schweres Leid und bittere Trauer eingekehrt. Die blühende siebzehnjährige Tochter Ursula erkrankte in der Kirche, begab sich noch aufs Gütlein Gundolbingen, wohin die Haushaltung sich zurückgezogen hatte, hinaus und legte sich zu Bette. Es zeigte sich bald an einem Bein eine Pestbeule; man ließ ihr zur Ader, man wendete alle Arzneimittel an; aber es half Alles nichts, sie wurde immer schwächer und schwächer; ihr Stündlein war vorhanden. Nach vier Tagen nahm sie, wie sie denn ein gar gottseliges Mägdlein war, ihre Hoffnung fest auf ihren Herrn und Erlöser setzend, von ihren Aeltern zärtlichen Abschied: „Behüt Euch Gott, mein herzlieber Vater „und meine liebe Mutter, gnadet mir meinem allerliebsten Brü„derlein"; umhalste sie zum letzten Mal, begehrte noch einmal zu trinken und verschied. Der arme Vater war beinahe untröstlich, getraute sich lange nicht, dem Felix, der seine einzige geliebte Schwester verloren, davon zu schreiben. Sein einziger Trost, seine letzte Freude auf Erden war jetzt dieser Sohn, der Augapfel seines Herzens. „Wenn er nicht," so schrieb er, „ihm „bleibe und ihm einmal zur Freude gereiche, werde er sein „Leben lang nimmermehr fröhlich werden." Den beweglichen Brief in dem er ihm den Tod seiner Schwester meldete konnte der Sohn noch in seinem späten Alter nie ohne Thränen lesen. Alle Wünsche und Hoffnungen des Vaters giengen nun dahin, daß Felix einmal durch eine glückliche Verheirathung ihm wieder eine liebe Tochter in das leer gewordene Haus zurückbringen möge. Diese Gedanken, die er ihm nicht ganz zu verheimlichen

vermochte, fanden bei diesem mehr Anklang, als er selber vermuthete. Die jungen Schüler versuchten sich dazumalen viel im Aufsetzen von lateinischen und deutschen Versen. Und Felix verfaßte einmal für sich etliche Reime auf die Tochter die ihm im Sinne lag, verbarg sie aber, damit Niemand sein Geheimniß gewahr werde, sorgfältig in seinem Wams zwischen Tuch und Futter. Da blieben nun die Verse vergessen, bis der Schneider beim Bessern des Kleides die Poesie des Knaben entdeckte und seine stille Neigung den Schulgesellen und zuletzt auch dem Vater zu Ohren kam. Der ließ sich gegen Mutter und Sohn nichts merken, hätte jedoch am liebsten, wie es in Wallis Sitte war, die jungen Leute jetzt schon einander verlobt; Meister Jeckelmann aber meinte, sie wären Beide noch jung, und man wisse nicht was Gott mit ihnen noch schaffen würde. Hingegen eilte Vater Plater nun um so mehr mit den Studien seines Sohnes. Er erklärte ihm, er solle sich zum Erlernen der Arzneikunde bereit machen, ließ ihn gleich ins Pädagogium eintreten, daselbst die Dialektik hören und trieb zu Hause mit ihm fleißig das Griechische. Im folgenden Jahr hörte der junge Student bereits bei Doctor Johannes Huber eine Verlesung über ein Buch des Hippokrates und im October reiste er, erst sechszehn Jahre alt, nach Montpellier in die Fremde, um dort Medicin zu studieren.

---

### 3. Die Studienzeit in der Fremde.

Nach Montpellier richteten sich schon seit geraumer Zeit die Gedanken des Vaters. Dort stand das Studium der Heilkunde in ausgezeichneter Blüthe; weitberühmte Aerzte, wie Saporta und Rondelet, lasen daselbst was eigene Forschung

und Erfahrung sie gelehrt hatte, und auch aus unsern deutschen Gegenden zogen jährlich junge Leute hin, sie zu hören. Dort hatte Plater, dem es zu schwer geworden wäre, den Sohn Jahre lang aus eigenen Mitteln in der Fremde studieren zu lassen, nicht ungegründete Hoffnung, er werde ihn im Hause des Apothekers Laurentius Catalanus als Tischgänger unterbringen und dafür Einen von dessen Söhnen bei sich als „Tausch" annehmen können. Es bot sich in dem Schullehrer von St. Peter, der auch dahin wollte, eine günstige Reisegelegenheit für den noch unerfahrenen erst sechzehnjährigen Jüngling, und in einem feinen Pariserherrn ein Führer bis wenigstens nach Genf. Der Vater kaufte dem Felix um sieben Kronen ein Rößlein, nähte ihm vier Kronen in Gold in sein Wams, gab ihm in Münze bei drei Kronen in die Hand, und nachdem sie noch mit Meister Franzen, dem Vater der Magdalena, ein kleines Abschiedsmahl gehalten, nahm der junge Reisende am 10. October 1552 von der Mutter beweglichen Abschied und ritt mit seinen Begleitern des Morgens zum Thore hinaus. Der Vater gab ihm noch das Geleite bis Liestal. Dort, beim Käppelein vor dem oberen Thor, bot er dem Sohne die Hand, wollte ihm gnaden, konnte aber sein „Felix vale" nicht ganz herausbringen, wandte sich weinend ab und gieng traurig hinweg. Ueber Solothurn, Bern und Lausanne gelangte unsre Reisegesellschaft, nicht ohne im Waadtlande beinah einer Mörderbande in die Hände zu fallen, wohlbehalten bis Genf, allwo Meister Calvin, mit Vater Thomas als seinem ersten Verleger wohl bekannt, den Felix aufs Freundlichste aufnahm und ihnen gleich nach Montpellier einen Wundarzt von daselbst als Schutz und Führer anwies. Die Weiterreise gieng glücklich von Statten. Zwar schon in Lyon mußte unser jugendlicher Student seinen älteren Basler Gefährten, welchen sein übel hinkendes Pferd nicht weiter zu tragen vermochte, von ihm scheiden und ihn zu Schiffe weiter

fahren sehn. Doch der junge Bursche half sich bei Denen welche die Sprache verstanden mit seinem Latein, sonst mit einigen aufgeschnappten französischen Brocken, bei Allen mit seinem offenen, bescheidenen und redseligen Wesen, und besah sich aufmerksam die Gegend und Landesart, die Städte und ihre Merkwürdigkeiten. Nur in Avignon fühlte er sich, während sein Führer bei guten Bekannten seine Herberge nahm, im dortigen Wirthshause unter lauten rohen Schiffleuten, mit denen er kein Wort reden konnte, einmal sehr einsam und verlassen; ihn kam das Heimweh an; er gieng in den Stall zu seinem ebenfalls einsamen Pferde, weinte und umhalsete es. Endlich erblickte er von einer Höhe, wo ein Kreuz stand, die Stadt Montpellier und im Hintergrunde zum ersten Mal in seinem Leben das hohe Meer. Noch bei guter Tageszeit ritten sie ein. Er betete unter dem Einritte im Stillen zu Gott, daß er ihm nun gnädig sein und ihn nach Vollendung seiner Studien wieder gesund zu den lieben Seinigen möge zurückkehren lassen: Die ganze Reise hatte zwanzig Tage gedauert. Sie hatte ihn — denn er hat je und je Alles aufs Sorgsamste aufgeschrieben — 10 Pfund, 12 Schilling und 10 Pfennige gekostet.

Es gelang nach Wunsch, daß der neue Gast beim Apotheker Catalan als Tausch für einen seiner Söhne eintreten konnte. Sein anständiges, eingezogenes und dienstwilliges Betragen gewann ihm die Gunst des Hausherrn und seiner Ehefrau in vollem Maße. Für die ganze Zeit seines Aufenthaltes in Montpellier ward er wie ein lieber Sohn in diesem Hause gehalten. In einer geräumigen leerstehenden Wohnung, die seinem Herrn gehörte, hatte er sein Studierzimmer, das er sich mit Bildern, die er an die Wand hieng, und mit einem vergoldeten Sessel, den ihm der Hausherr gab, ganz wohnlich einzurichten wußte. In die nahe Apotheke ging er zu essen, und damit er des Nachts nicht so gar allein sein müsse, war ein Landsmann,

der in der Apotheke diente, sein Bettgeselle. Seine Studien nahm er gleich mit frischem Eifer an die Hand. Er schrieb sich in die Zahl der Studenten der Medizin ein, wählte sich nach damaliger Uebung den Doctor Saporta zu seinem Führer und Rathgeber, hörte Morgens und Nachmittags, so viel ihm Gelegenheit dazu ward, die Lehrer der Universität docieren, und saß bis spät in die Nacht und früh vor Tag unermüdlich bei seiner Studierlampe. Vor Allem legte er sich auf das dazumal neu aufblühende Studium der Anatomie. Im Collegium regium wurden von Zeit zu Zeit, unter Leitung eines der Professoren, im Beisein der Studenten, auch vieler anderer wißbegieriger Herren, selbst neugieriger Damen, öffentlich menschliche Leichname zergliedert. Da war er jeder Zeit ein fleißiger Zuschauer, achtete genau auf Alles und legte, seinen natürlichen Ekel überwindend, selber mit Hand an. Und da nicht immer eine genugsame Anzahl von Leichen vorhanden war, zog er mit etlichen guten Gesellen zu verschiedenen Malen zu einem jugendlichen wissenschaftlichen Raubzuge aus. Im Augustinerkloster St. Denis vor der Stadt draußen war ihnen ein unternehmender Mönch, Bruder Bernhard, dazu behilflich. Es wurden frisch beerdigte Leichen des Nachts heimlich auf dem Kirchhofe ausgegraben, nicht ohne Gefahr durch eine Oeffnung in der Stadtmauer glücklich hindurchgebracht und im Hause eines Baccalaureus der Medizin von den eifrigen jungen Anatomen zergliedert. Daneben unternahm er mit den Freunden Ausflüge, um Pflanzen und Kräuter zu sammeln, die er sorgsam in Papier einlegte, vernachlässigte übrigens, bei diesen Bemühungen die Natur der Dinge kennen zu lernen, darum nicht was in den Schriften der Alten, eines Hippokrates und Galenus, von längst erprobter Weisheit niedergelegt war. Und wie er denn von frühe an je und je Alles was einem Arzte zu wissen dienlich sein könne zu lernen beflissen sich zeigte, so achtete er

auch in der Apotheke seines Herrn auf die Bereitung der Arzneien und übte sich selbst in Mischung künstlicher Heiltränke und beliebter Theriake, schrieb sich viele berühmte Rezepte, die ihm Doctoren oder Studenten mittheilten, mit treuster Sorgfalt auf, hielt es auch nicht für zu gering, bei merkwürdigen Fällen der Wundarzneikunde gerne gegenwärtig und hilfreich zu sein. Sein Rathgeber Saporta bemerkte mit Wohlgefallen seinen Fleiß und seine Fortschritte. Auch im Hause des Rondelet war er wohl bekannt und beliebt. Besonders aber wurde ihm Honoratus Capellanus ein gar günstiger Gönner; der nahm ihn zuletzt mit sich zu seinen Kranken. Im Jahr 1556 erwarb er sich in öffentlicher Disputation, seine Thesen gegen die Herren Doctoren der Universität vertheidigend, zu allseitiger Zufriedenheit den Ehrengrad eines Baccalaureus in der Arzneikunde, und übte sich aufs künftige Doctorexamen hin mit den deutschen Studiengenossen in der Kunst des Disputierens, wagte auch einmal, der Einzige unter den Deutschen in Montpellier, im königlichen Collegium als Opponent aufzutreten; also daß er sich die allgemeine Achtung unter seinen Genossen erwarb und bis in seine Heimath der Ruf drang, er werde ein trefflicher Arzt werden.

Zugleich entfaltete sich immer mehr die besondere Gabe des Umgangs welche ihn sein Leben lang auszeichnete. Er war seiner Art nach ein frohmüthiger, für anständige Vergnügungen nicht unempfänglicher Geselle. Mit den Baslern und Deutschen die neben ihm zu Montpellier studierten, gab es manchen jugendlichen Scherz; doch bewahrte ihn sein feiner Sinn für Anstand und Ehrbarkeit vor Ausschreitungen des Muthwillens und der Rohheit; seine zarte Gewissenhaftigkeit machte ihm schon das Geringste zum Vorwurf; gegen unwürdige Genossen hielt er sich behutsam und ließ sie ihres Weges gehn. Auch wußte er sich, bei aller sonstigen Behutsamkeit, etwa auch einmal gegen

einen muthwilligen Streich der allzuweit gieng kräftiglich zu wehren. Am liebsten jedoch griff er zu seiner Laute, spielte darauf des Abends, wenn einige gute Freunde bei ihm waren, und freute sich heimlich, wenn die Nachbarschaft aufmerksam zuhörte, machte sich etwa einmal mit zwei oder drei Gefährten auf den Weg, seine Musik auf der Straße hören zu lassen. In den langen Ferien welche die Herren Professoren den Sommer hindurch machten unternahm er manchen nähern und entfernteren Ausflug, nach dem Meer, um sich zu baden, zum Grabmahle „des Grafen Peter von Provence und der schönen Magelone", zu den Ruinen des römischen Amphitheaters und des berühmten Aquäduktes bei Nimes. Einmal sogar zogen sie ihrer Dreizehn zu Roß nach Marseille und sahen sich dort den Seehafen und die Kriegsschiffe an; der Vater hatte ihm die Erlaubniß dazu ertheilt. Indessen beschränkte er seinen Umgang nicht bloß auf die Volksgenossen. Er fand in der Bekanntschaft seines Hausherrn unter den getauften spanischen Juden, zu denen Dieser gehörte, und in den Häusern der Professoren manchen Anlaß zu weiterem gesellschaftlichem Umgange. Seine Laute verschaffte ihm reichliche Gelegenheit dazu; ward er doch unter dem Namen „des Deutschen der Laute" vielfach gesucht und gab er sogar der Tochter des Professor Rondelet Unterricht im Lautenspiel. Und, wie er denn für vornehme und höfliche Weise einen ausgesprochenen Sinn hatte, bewegte er sich, nach französischer Mode gekleidet und in welschen kunstreichen Tänzen sich versuchend, nicht ungerne und mit Glück in diesen höheren Kreisen der Gesellschaft. Daß er darum doch von den liebenswürdigen Manieren der französischen Damoisellen nicht zu sehr sich einnehmen ließ, davor behüteten ihn die unermüdlichen Ermahnungen seines Vaters und die stille tiefere Neigung die ihm frühe in sein junges Herz gelegt worden war.

Wir besitzen die vielen, oft zwei bis drei Bogen starken

Briefe alle noch, die Vater Thomas seinem vielgeliebten Felix nach Montpellier geschrieben hat. Die treue Erinnerung des Sohnes hat ihrer keinen lassen verloren gehn. Es spricht sich darin, namentlich wenn er aus dem Latein unwillkührlich ins gemüthliche Deutsch verfällt, sein väterliches Herz in rührender Weise aus. Er wird nicht müde, den Sohn zu erinnern, daß er fleißig und tapfer studieren solle, und ihm vorzustellen, wie er, der sich nicht auf die Gunst vornehmer Verwandtschaft stützen könne, um so mehr durch sein besseres Wissen und die größere Tüchtigkeit seiner Leistungen seinen Weg in der Welt sich selbst werde bahnen müssen. Jetzt sorgt der Vater bekümmert, daß der noch leichtsinnige Junge sich durch anderweitige Zerstreuungen vom ganzen Ernst der Arbeit möchte abhalten lassen; jetzt freut er sich höchlich, daß Gott ihm einen Sohn gegeben den er als seinen Sohn anerkennen dürfe, der nicht von des Vaters Art und Natur abweiche. Insonderheit aber kehrt er beinah in jedem seiner Briefe zu der dringenden Bitte und Ermahnung zurück: „Mein herzlieber Felix, sei fromm und gottesfürchtig; es breche „dir kein Tag an, an dem du nicht im Gebet zu deinem himm„lischen Vater dich wendest, an dem du nicht in der heiligen „Schrift lesest und dem Gesetze des Herrn nachsinnest. Uebergieb „dich Gott, ohne den du nichts vermagst, und seinem Sohne „Jesu Christo, der für dich gestorben ist; laß seinen Geist dich „lenken und regieren. Wenn du noch so gelehrt, wenn du ein „Hippokrates und Galenus würdest, aber es fehlte dir die Er„kenntniß Gottes: nicht eines Nestels Werth wollte ich dir darum „geben. Wenn wir, deine Mutter und ich, dich müßten als „einen verschwenderischen Menschen, nicht mit Ehren und Frieden „zu uns zurückkehren sehn, lieber wollt' ich, du lägest längst „mit deinen lieben Schwestern im Grabe." Diese Briefe machten auf den ehrerbietigen Sohn einen tiefen Eindruck und stärkten ihn mächtig in seinem guten Verhalten. Es kam übrigens auch

die Sache wegen der Neigung zu Magdalena zwischen Vater und Sohn zur Sprache. Die Mutter fürchtete immer, weil Felix so ein guter Lautenspieler und Tänzer sei, er möchte sich durch eine der zierlichen und gewandten Welschen einnehmen lassen. Der Vater schrieb, er habe schon eine treffliche Ehefrau für ihn im Sinne; schon längst habe er mit ihrem Vater darüber geredet, rühmte ihm auch die geschickte und züchtige Tochter aufs Höchste. Der Sohn öffnete ihm endlich seines Herzens Sinn und Gedanken, wünschte aber vor Allem zu erfahren, wie ihr Sinn gegen ihn stehe; denn er Keine je freien werde welche nicht eine besondere Anmuth und Liebe zu ihm trage. Das ließ sich der eifrige Vater nicht zwei Mal gesagt sein. Es war nicht leicht ihr beizukommen. Sie hielt sich des Geredes wegen das schon unter den Leuten war sehr zurück, war beinahe nirgends als in der Kirche oder auf dem Markte zu sehn. Er schrieb ihr einen langen Brief und ließ ihn ihr durch die Hand einer würdigen Alten, die ihren Vater aus der Taufe gehoben hatte, zukommen. Doch einmal, als er sie auf Verenatag im Vorübergehen auf dem Bänklein sitzen sah, kam er in ihrem Hause allein mit ihr ins Gespräch. Sie äußerte sich gar schaamhaft; sie meinte, sie könne sich wohl denken, daß es arbeitselige und arme Ehen sein müßten, wenn Zwei keine Liebe zusammen hätten, erklärte jedoch, sie werde keinen anderen Mann nehmen, als den ihr Vater ihr geben werde; nur fügte sie bei, sie hoffe, der Vater werde ihr Keinen gegen ihren Willen geben. Uebrigens war sie sehr freundlich, und nach dem was Vater Plater von der alten Taufpathin hörte, zweifelte er nicht, daß sie nicht einen geneigten Willen gegen Felix habe. Und da er nun immer besorgte, Meister Franz möchte doch zuletzt seine viel begehrte und gesuchte Tochter einem Andern geben, drang er von da an immer mehr darauf, daß der Sohn bald nach Hause komme und sich in Basel zum Doctor examinieren lasse.

Ende Hornungs 1557, nachdem er etwas über vier Jahre in Montpellier gewesen, nahm Felix von der ihm liebgewordenen Stadt, seinen Doctoren und dortigen guten Freunden, insonderheit vom gütigen Hausherrn, dem die Thränen stromweise über die Wangen herabflossen, wehmüthigen Abschied und zog, von einer stattlichen Reiterei ehrenvoll begleitet, mit seinem Reisegefährten, Birkmann aus Cöln, zum Thore hinaus. Die Reise gieng — er wünschte doch noch Frankreich zu sehen — durch die Städte Toulouse, Montauban, Bordeaux, Poitiers, Tours und die berühmte Universitätsstadt Orleans nach Paris. Dort besah er Alles, besuchte die berühmtesten Medici, hörte viele Collegia, kaufte sich auch bei einem Basler Goldschmied auf der Goldschmiedbrücke um sechs Kronen eine goldene Halskette, sie der die er lieb hatte zu verehren, desgleichen bei einem Buchbinder ein schönes deutsches Testamentlein, darauf er die Anfangsbuchstaben ihres Namens drucken ließ. Er fand daselbst Basler Bekannte und wurde, auf eine Gelegenheit zur Heimkehr wartend, länger als ihm lieb war aufgehalten, mußte übrigens um seines halsstarrigen Begleiters willen einen weiteren Umweg als er gedacht hatte machen. Endlich am 9. Mai sah er mit Freuden von ferne die Münsterthürme von Basel, schoß seine Büchse in die Thür eines Gartenhäuschens ab und ritt fröhlich zum Spahlenthore hinein.

---

### 4. Das Erlangen des Doctorgrades und die Hochzeit.

Es war Sonntag Nachmittags, als der heimkehrende Sohn am bekannten Vaterhaus anschellte und Niemand daheim traf. Die Mutter kam im grünen Schirlitzkleide, bedeutend gealtert, aus einem Nachbarhause gelaufen, weinte vor Freuden und umarmte ihn. Bald erschien auch vom Landgute her der Vater

mit dem Freunde Castalio, begrüßte ihn freudig und wunderte sich, wie groß er geworden. Die Nachbarn stellten sich ein und bald auch die Jugendgenossen. Die Magd der Hebamme aber lief ins Haus von Meister Franz, die gute Kunde zu bringen, und gewann der ob ihrem lauten Geschrei erschreckenden Tochter das Botenbrot ab. Sie sah ihn in seiner spanischen Kappe vorübergehen, als die jungen Leute nach dem Abendessen noch einen Freund begleitend die Freie Straße hinabzogen, und entfloh erschrocken vom Fenster. Am andern Morgen gieng er, dem Antistes Sulzer, seinem großen Gönner Doctor Hans Huber, und den beiden andern Professoren der Facultät seinen pflichtschuldigen Besuch abzustatten. Bei den Fleischbänken in der School stand sie abermals; er bemerkte sie aber nicht, da sie im Augenblick in die School hinein lief. Am folgenden Sonntag aber hatte Vater Plater sie und die Ihrigen zu einem Abendtrunke nach Gundoldingen eingeladen. Es war ein schöner Maitag; Alles grünte und blühte. Als Felix mit seinem ehmaligen Kunstgenossen Diebold Schönauer dort ankam, sahen sie zwei Jungfrauen stehn; die eine war die Verlobte des Bruders, die andre Magdalena selbst. Sie begrüßten sich gegenseitig, nicht ohne beider Seits tief zu erröthen. Man gieng hin und wieder auf dem Gute umher, sprach von Diesem und Jenem, bis der Bruder und der Vater kamen. Der gewandte junge Mann zeigte seine Kunst im Lautenspiel, tanzte auch vor der Gesellschaft eine französische Gaillarde. Sie trat nur sehr sittsam und bescheiden ins Gespräch ein. Nach dem Abendessen, da es schon spät wurde, kehrte man nach Hause zurück; beim Bollwerke ward freundlicher Abschied genommen, die Einen vorsichtig durch das Steinenthor, die Andern durch die Aeschenvorstadt den Heimweg suchend. Bald hernach sahen sich die jungen Leute nochmals; eine Base der alten Taufpathin des Hauses hatte sie gutwillig auf ihre Matte vor dem Spahlen-

thor zum Kirschenessen geladen. Da konnte der von Liebe mächtig bewegte Jüngling mit seiner zukünftigen Geliebten schon tiefer ins Gespräch kommen und so viel herausbringen, daß sie ihm nicht abgeneigt wäre; hatte sie doch seiner längst in stiller Gegenliebe gedacht und sehnlich auf seine Ankunft gewartet. Herr Doctor Hans Huber mußte nun beim Vater die erste übliche Werbung für eine Ehverabredung thun. Er bestellte ihn eines Vormittags ins Münster und brachte seine Anfrage an. Meister Franz, der sich bisher immer sehr zurückhaltend gezeigt, da er die treffliche Haushälterin nur ungerne aus dem Hause gab, hatte von einem Rathsfreunde, dem nachherigen Bürgermeister Kaspar Krug vernommen, sein Sohn meine, er sollte für einen solchen Schwiegersohn Gott danken; derselbe werde ein vornehmer Doctor werden; er habe schon an seiner todesschwachen Frau mit „Marzipan", einem ganz neuen Mittel, eine vortreffliche Kur gemacht. Somit gab Magdalena's Vater eine zusagende Antwort, begehrte aber, daß bis der junge Mediziner den Doctorgrad erlangt habe, die Sache noch ganz im Stillen verbleibe. Von da an kam Felix, zuerst nur durch die Hinterthüre hinein sich stehlend, in ihr Haus und sprach mit ihr in aller Ehrerbietigkeit, wie er denn später noch lange nicht sie mit dem vertraulichen „Du" anzureden gewagt hat. Er hielt auch einmal nebst zwei oder drei Freunden ein Ständchen mit Lauten- und Harfenspiel, wozu Einer die Viola strich und ein Andrer die Flöte blies, ihr zu Ehren vor ihrem Hause. Und am dritten Sonntag nach seiner Ankunft bewirthete sie ihn gebührender Maaßen, da sie ganz allein und nur ihre Vertraute, die alte Mutter Bren, zugegen war, in großer Scheu und Erschrockenheit zum Mittagessen als ihren Gast. Der Vater ließ es Alles so gehen und stellte sich, als ob er nichts wüßte noch merkte.

Er rüstete sich nun mit allem Ernst auf das entscheidende Examen. Nachdem er in einer Vorlesung, die er während

einiger Wochen hielt, eine vorläufige Probe seiner wissenschaftlichen Befähigung abgelegt hatte, verfügte er sich am 14. August zum Dekan der Facultät und Tags darauf erschien er vor den Mitgliedern des Collegium medicum, beide Male in einer förmlichen lateinischen Peroration um die Zulassung zum Doctorexamen ansuchend. Es wurde zwar einen Augenblick von den Herren Bedenken dagegen erhoben, als sie erfuhren, daß der Petent erst einundzwanzig Jahre alt sei. Doch war das nicht so ernstlich gemeint. Am folgenden Tag berief ihn der Pedell zum Tentamen vor den drei Herren Doctoren Oswald Beer, Johannes Huber und Isaak Cellarius. Sie legten ihm drei Stunden lang mancherlei Fragen vor, welche er herzhaft, da sie nicht so schwer waren, beantwortete. Darauf folgte das eigentliche Examen. Er mußte nach altgewohnter Weise über zwei Punkte aus Hippokrates und Galenus die ihm schriftlich gegeben worden frei sprechen und ihren Einwendungen Rede stehn. Doctor Oswald, der sich einen großen Philosophen dünkte, setzte ihm dabei ziemlich zu, fand aber einen wohl gerüsteten Gegner. Am 9. September war die öffentliche Disputation. Er schlug die Thesen mit kurzer Auslegung an den Thüren der vier Hauptkirchen der Stadt an. Beinahe die ganze Universität war anwesend. Die Professoren der Arzneikunde, so wie auch andre Doctoren und Magister traten der Reihe nach gegen ihn auf. Der Kampf dauerte von 7 Uhr Morgens bis Mittags 12. Er bestand ihn mit großen Ehren. Die Herren vom Collegium medicum eröffneten ihm, er sei des Ehrengrades eines Doctors würdig erfunden, und wünschten ihm Glück. Unter seinen Angehörigen, besonders bei der seine Sorge theilenden Magdalena war große Freude über den durch Gottes Hilfe glücklich überstandenen Strauß. Am Samstag vor der Doctorpromotion zog er mit Doctor Isaak und dem Pedell bei den Häuptern, den Deputaten, den Akademikern und seinen guten

Freunden umher und lud sie geziemlich zu seiner Ehrenfeierlichkeit ein. Montags darauf, am 20. September, zog man aus dem Hause des Dekans in die Aula der Mediziner. Sie war stattlich mit Tapeten behangen und voll Volkes, da längst kein Arzt mehr in Basel promoviert hatte. Der junge Doctorand stellte sich auf den untern, die beiden Promotoren, Doctor Keller und Huber, auf den obern Katheder. Die Posaunen ertönten. Doctor Isaak eröffnete die Handlung. Der jugendliche Held des Tages hielt seine wohl memorierte, ausgedehnte und feierliche Rede; worauf Doctor Isaak ihn zum Dekan führte und dieser ihn, den Pedell mit dem Zepter voran, auf den höheren Lehrstuhl geleitete, ihn dort feierlich mit dem schön bekränzten Barett, dem Ring und den übrigen Ehrenzeichen, die Doctor Huber bereit hielt, schmückte und ihn öffentlich als Doctor Medicinæ ausrief. Nachdem dann der ehrenhaft Gekrönte noch eine kurze Auslegung gegebener Thesen aus dem Stegreif und zum Schluß noch eine lange Danksagung gehalten, zog man in prächtiger Prozession, voran die Bläser und der Pedell, dann Doctor Felix mit dem Rector der Universität, hinter ihm die übrigen Akademiker, unter ihnen der alte Herr Doctor Amerbach, nach der Herberge zur Krone. Dort wurde ein stattliches Bankett von sieben Tischen gehalten, bei dem der hochbeglückte Vater Thomas nicht fehlen durfte. Schon während des Examens war an Abendtrünken und Gastereien kein Mangel gewesen. Uebrigens kostete das Gastmahl dießmal nicht mehr als vier Batzen für die Person und währte nicht länger als bis Mittags um 3 Uhr.

Der Vater drang jetzt darauf, daß die Heirath ernstlich beschlossen werde. Noch immer zögerte der zukünftige Schwäher. Die Sache ward längst in der ganzen Stadt für ausgemacht erachtet und Felix gieng ohne Scheu als regelmäßiger Gast im Hause aus und ein, half der jungen Hauswirthin beim Bereiten

von Quitten und eingemachtem Obst. Ihre ersten Gespräche aber [illegible] nur [illegible] und [illegible] jugendliche Scherze. Sie wußte ihm allezeit mit gar [illegible], [illegible] und verständigen Wesen zu begegnen. Einmal, am Tag da die Messe eingeläutet wurde, [illegible] er [illegible] Morgens um 4 Uhr durch die Hinterthür auf den Marktplatz und [illegible] durch das [illegible] und ge- [illegible]

Am Sonntag darauf wurde das Paar von der Kanzel verkündet, und am Montag, dem 22. November, war die Hochzeit. Es waren nicht nur die gesammten jeckelmannischen Verwandten, sondern auch viele hohe Gönner, Bürgermeister Theodor Brandt, sein späterer Nachfolger Herr Kaspar Krug, die Meister und Rathsherren der Zunft zum Bären, Doctor Simon Sulzer, oberster Pfarrherr, die Professoren der Facultät, die Buchdrucker Hieronymus Froben und Oporinus, Cölius Curio und Balthasar Castalio, Doctor Gebwyler von Röthelн, auch Etliche vom Adel, sowie die beiderseitige Nachbarschaft und andere gute Gesellen des Felix, zusammen 150 Personen dazu geladen. Denn Vater Plater wollte, daß es großartig hergehen solle. Der alte Doctor Oswald Beer, im rothen Atlaskleid und schwarzen cammelottenen Ueberrocke, führte den Hochzeiter, der ein feines Hemde mit goldenem Kragen und Spangen, ein seiden Purpurwams und leibfarbene Hosen trug, mit den Gästen von seiner Seite vor der Hochzeiterin Haus. Da ward ihm eine Borte mit Perlen und Blumen um sein sammtnes Barett geschlungen. Die Hochzeiterin in leibfarbenem Gewande geleitete an der Stelle des unwohl gewordenen Doctor Hans Huber, Herr Heinrich Petri zur Kirche. Bei der Trauung steckte ihr der Bräutigam einen gewundenen goldenen Ring an die Hand. Und jetzt gieng's ins hochzeitliche Haus zum Gejägd; der Hochzeiter führte die Hochzeiterin hinein, und die Gäste spendeten ihr in der oberen Stube reichlich. An fünfzehn wohlbesetzten Tischen wurden die Gäste, im Saal gegen den Garten hin die Männer, in der Druckerstube daneben die Frauen, die Jungfrauen droben, köstlich gespeist. Es war ein Essen mit vier Gängen: Suppe, gehackter Lummel, Hühner mit Reis, gesottener Hecht, Tauben, Hahnen und Gänse. Es kochte Meister Oesi, der Wirth zum Engel. Der Rangenwein schmeckte den Gästen vortrefflich. Der Bläser Christen mit seiner Viola und die Schüler mit ihren Chorge-

sängen erhöhten die Festlichkeit. Nach dem Essen zog man in Doctor Beers Haus zum Tanze. Felix wollte dabei nach welscher Sitte seiner Erkorenen sich zierlich und höflich erzeigen; sie schämte sich und mahnte ihm freundlich ab. Nach einem zweiten nicht minder stattlichen Essen gnadeten die Gäste einander. Magdalena zerfloß schier in Thränen beim Abschiede von ihrem Vater. Die Mutter Anna aber hörte man, als Alle fort waren, ihres Alters ungeachtet, mit lauter Stimme ihre Lieder, einem jungen Mägdlein gleich, gar freudig durchs Haus singen. Des andern Tages fehlte die Nachhochzeit und das Brautmus dabei nicht. So wurden dem beglückten Felix die Wünsche seiner Jugend alle herrlich erfüllt. Doch sollte er auch von der Unvollkommenheit aller irdischen Freude etwas zu schmecken bekommen. Denn als er am Abend vor dem Feste aus der Wohnung der Braut nach Hause kam, hatte er den Vater ganz rathlos gefunden, wie er die Menge der Gäste werde speisen können; er jammerte, er werde mit seiner Hochzeit zu Schanden werden und empfieng den Sohn mit Schelten, er sitze nur bei seiner Braut und lasse ihn allein sorgen. Das hätte dem unerfahrenen und verwöhnten Glückskind seine schöne Hochzeitsfreude beinahe übel verderbt und verbittert.

---

## 5. Die ärztliche Praxis und die glänzende Wirksamkeit als Professor.

Die ersten Anfänge des Hausstandes der jungen Ehleute waren mehr als bescheiden. Sie hatten nur eine Kammer für sich, mit altem Hausrath und schlechtem Geschirr nothdürftig genug ausgerüstet. Er mußte für das Verhör der Kranken sich mit dem unteren Saal, wo es im Winter kalt war, begnügen.

Die junge Frau hatte es nicht immer leicht in der mit Tischgängern beschwerten Haushaltung und mußte zugleich, damit es im eignen väterlichen Hause ordentlich zugehe, zwei Haushaltungen besorgen. Alt und Jung war über Anordnung des gemeinsamen Hauswesens nicht allezeit der gleichen Meinung, und es gab, da der Sohn noch kein Geld zuzuschießen hatte, manchmal Verdruß und Zwistigkeiten. Ihr Mann hätte sie gerne gehalten, wie's für die Frau eines Doctors geziemend war, wollte aber den Vater nicht erzürnen und redete ihr zu, in Geduld sich zu leiden. Den ersten Winter hatte er nur geringe Beschäftigung. Denn in Basel waren an die zehn graduierter Doctoren; unstudierte Wunderärzte, ein Jude von Allschwyl, ein altes Weib im Gerbergäßlein, die zwei Nachrichter hatten ebenfalls großen Zulauf von Kranken. Doch wußte der junge Arzt sich klüglich zu halten, wenn er mit Gästen zu Tische saß, den Anlaß wohl wahrzunehmen und im Gespräch über Krankheiten und ihre Heilung verständig sich auszusprechen; ja, er durfte sogar sich nicht entziehen, durch überraschende Schlüsse aus den Harnproben die ihm gebracht wurden die Bewunderung der Leute zu erregen. Vom Frühjahr 1558 an begann jedoch seine Kundsäme sich allmälig zu mehren. Die Bürger der Stadt, namentlich die vornehmern, fiengen an ihm Zutrauen zu schenken und ihn zu brauchen. Bald durfte er einen Ludwig von Reischach, den Domprobst von Pfirt, die im Utenheimer Hof, einen Junker von Andlau, einen Bernhard Brand und Ludwig von Windeck unter seinen Kunden zählen, nicht lange darauf den von Rotberg, den Herwagen, den Doctor Rappenberger, Martin Schölli. So wurde er auch vielfach auswärts berufen. Auf einem Besuch, den er einst zu Landskron bei Junker Reich von Reichenstein machte, hatte er durch seine gewandte französische Unterredung und seinen medicinischen Rath den alten Herrn so für sich eingenommen, daß er ihm

die Kundschaft seiner gesammten Verwandtschaft zuwandte. Doctor Surgant, den Einnehmer der Fugger zu Thann, besuchte er in seiner letzten Krankheit, der Wassersucht, zu acht verschiedenen Malen und pflegte sein, ganze Nächte lang bei dem an Bangigkeiten schwer Leidenden wachend. Nachgerade wurde er der Arzt beinahe des ganzen Adels auf den Landsitzen und Schlössern der Umgegend. Die Aebtissin zu Olsberg, eine unterhaltende Frau, beschickte ihn öfter, Bischof Melchior in Pruntrut begehrte sein für seinen todtkranken Kanzler, hatte an seinem Gespräch großes Wohlgefallen und that ihm alle mögliche Ehre an. Unermüdlich, im kältesten Winter und in der brennendsten Sommerhitze, ritt er auf seinem Rößlein aus, oft für zwei, drei Tage, selbst für ganze Wochen zu Kranken die seiner Hilfe begehrten, ins Elsaß nach Mühlhausen, Thann, Gebwyler und Colmar, ins Bisthum nach Pruntrut und St. Ursitz, ins Breisgau bis nach Freiburg hinunter, ja bis gegen Mümpelgart und nach Belfort. Bei seinen Kranken war er manchmal Arzt, Apotheker und Krankenwärter zugleich, nahm auch, wo er für länger abwesend war, zur Erheiterung seine Laute und, wenn's zu Freunden gieng, seine herzliebe Frau, hinter ihm auf dem Pferde sitzend, mit auf die Reise. Doctor Felix bewährte sich immer mehr als einen nüchternen, feinen und scharfen Beobachter der Krankheiten und ihrer Kennzeichen, als einen in Behandlung seiner Patienten geschickten, sichern und vielfach glücklichen Arzt. Und seine ganze Persönlichkeit, sein gewinnender Umgang, seine Bescheidenheit, sein munteres liebenswürdiges Wesen, seine schlichte einfache christliche Gesinnung trug sicher nicht wenig bei zur Begründung des ihm entgegenkommenden Vertrauens. Sein Ruf verbreitete sich zusehends. Er bekam immer mehr Briefe von Kranken aus der Ferne, die ihn um Rath fragten. Es kamen immer mehr Leidende nach Basel und blieben da oft längere Zeit, um seiner Mittel und Anweisungen theilhaft zu werden.

Drei Jahre lang hatte er am Tische des Vaters ausgeharrt; dann konnte er dem Wunsch seiner geliebten Frau nach einem eigenen Hausstande, sei's auch unter noch so bescheidenen Ansprüchen, nachgeben. Der Vater überließ ihm an der Stelle der von ihm ausgesetzten und der von ihr zugebrachten Ehesteuer sein Nebenhaus, „das größere und kleinere Rothenfluh" genannt, als sein Eigenthum. Er erhielt sich nun von den sichtbar zunehmenden Einkünften seiner Praxis, ließ die Stuben und innern Gemächer hübsch zurichten und sie von Meister Israel, dem kunstreichen Maler, mit Malereien auszieren. Er machte selbst im Sommer 1563 mit Vater, Frau und Schwäher eine Reise ins Wallis, das alte Heimathland seines Vaters, um seine dortige zahlreiche Freundschaft und das Haus darin Dieser geboren worden zu sehn. Doch wurde ihm in den Bergen und auf den schmalen Wegen über fürchterlichen Abgründen etwas unheimlich zu Muthe, und er war froh, wie er wieder in ebenere Gegenden kam.

Im Winter darauf und das ganze folgende Jahr hindurch herrschte in Basel die Pest, dazumal in unsern Landen noch keine so ganz seltene Kranheit. Hatte Felix doch schon in seiner ersten Kindheit und später in seinem Knabenalter vor ihrer ansteckenden Nähe geflüchtet werden müssen. Diesmal drang die tödliche Seuche den Rhein herauf bis zu uns und hauste in bedeutend verschärftem Grade in unsrer Stadt. Sie ergriff einen großen Theil der Einwohner. Es starben besonders viele junge Leute und fremde Dienstmägde und Handwerksgesellen. Die Bürgerschaft und der Rath, der Stand der Gelehrten und die Universität verloren Viele ihrer Glieder. In den Schulen fehlten nachher Lehrer und Schüler. Man legte zu Zeiten mehr als zwanzig Leichnahme in eine Grube des Kirchhofes, ließ sie eine Weile, bis noch mehrere dazu kämen, nur leise mit Erde

bedeckt liegen. Die Straßen waren beinahe leer. In den Kirchen und Gottesdiensten war ein merklicher Abbruch von Zuhörern. Doctor Plater und der Oberstpfarrer Sulzer haben die Zahl der Gestorbenen auf wohl 4000 geschätzt. Die diesmalige Seuche erhielt allgemein den Namen des „großen Sterbens". In dieser Zeit der Angst und Noth bewährte sich Doctor Felix recht als den gewissenhaften, pflichttreuen Arzt, der in dem ihm angewiesenen Berufe unerschrocken Gott und den Menschen zu dienen bereit war. Er überwand seine sonst eher zaghafte Art und Natur, und gieng, täglicher Gefahr der Ansteckung sich aussetzend, unter der Obhut seines Gottes getrost in die Häuser wohin er zu Pestkranken berufen wurde. Als gerade die Krankheit aufs Höchste gestiegen war, erkrankte zuerst seine Magd, hernach sein Vater und seine Mutter, ihre Dienerin und ein Knabe den er im Hause hatte. Er wandte Alles an, war mit seiner Frau beinahe beständig beim Bette des Vaters, tröstete ihn, der über nichts klagte, als daß er Gott nicht genugsam gedankt habe, und erbaute sich an der Mutter Geduld und ihrem ungetrübten Sterbensmuth. Durch Gottes Gnade kamen die fünf Kranken sämmtlich wieder auf. Wie sehr er übrigens in dieser Zeit das Vertrauen und die Liebe der Bürgerschaft sich erwarb, mag uns die Aeußerung des Buchdruckers Heinrich Petri zeigen, der, als er einst den genesenden Vater besuchte, die Worte fallen ließ: „in diesem Hause kommen Alle wieder auf; ich besorge „nur, es möchte einmal das Unglück über den ergehn welchen man am allerliebsten behielte." Er blieb aber bewahrt. Nur einmal, als er einem im Todesschweiße Liegenden den Puls griff, entstand auf seiner Hand eine Pestblase; doch theilte sich das Uebel seinem übrigen Körper nicht mit. Noch viermal während seines spätern Lebens, insonderheit während der Jahre 1609 bis 1611 ist Plater Zeuge einer solchen Pestseuche gewesen und mit seiner Frau vor Ansteckung bewahrt blieben,

was er jeder Zeit demüthig und dankbar als eine besondere göttliche Gnadenerweisung gegen sein Haus erkannte. Wir besitzen von seiner Hand umständliche Aufzeichnungen der Verstorbenen und Genesenden während derselben, besonders während der beiden letzten Epidemieen, da man anfieng Sterberegister zu führen, sammt einem damit ohne Zweifel in Verbindung stehenden statistischen Verzeichniß aller Häuser unsrer Stadt und ihrer damaligen Bewohner. Als aber im Jahr 1571 Doctor Hans Huber starb, wurde er um seiner anerkannten Tüchtigkeit und vielfachen Verdienste willen einstimmig vom Rathe zum Stadtarzte, womit er auch Arzt des Stadtspitals wurde, ernannt.

In demselben Jahre begann auch Plater's Wirksamkeit als Lehrer an der Universität. Der academische Senat übertrug ihm, obgleich er erst 35 Jahre alt war, als dem welcher hiezu unter Allen am meisten befähigt erschien, die Stelle eines Professors der practischen Medizin. Gleich am Anfange seiner ärztlichen Laufbahn hatte er sich durch seinen Eifer um das Studium der Anatomie rühmlich hervorgethan. Im April 1559 sollte ein Verbrecher wegen Diebstahls enthauptet werden. Er wandte sich an seinen Schwäher, der des Raths war, damit er ihm zur Ueberlassung des entseelten Körpers verhelfe, und da Dieser seiner Geschicklichkeit nicht ganz trauen wollte, gieng er mit seiner Bitte unmittelbar an den Bürgermeister. Der wunderte sich zwar des großen Wagnisses das der junge Doctor übernehmen wolle; denn außer einer öffentlichen Leichenöffnung die einst der große Meister Antonius Vesalius vorgenommen, war Solches in Basel noch nie geschehen. Sein Begehren ward indessen bewilligt, und er hatte in der St. Elisabethen Kirche, im Beisein aller Doctoren und Wundärzte, vor vielem zuschauenden Volke, die Zergliederung der Leiche drei Tage lang zu allgemeiner Befriedigung ausgeführt. Auch später hat Plater noch dreimal solche Sectionen

unternommen, von denen einer das Skelet einer weiblichen Person, zwar nur mangelhaft erhalten, in unserer anatomischen Sammlung aufbewahrt wird. Nun, im Jahr 1571 mit dem ersten Lehrstuhle der Arzneikunde betraut, begann Plater seine schönen, durch eigne unbefangene Anschauung und Erfahrung bereicherten Kenntnisse den Schülern der Universität vorzutragen. Er entwickelte dabei eine ganz besondere Gabe, in klarer und beredter Sprache die Gegenstände seiner Lehre anschaulich zu schildern und sich durch seine schlichte, von Autoritäten unabhängige und unpartheiische Darstellung der Sache das volle Vertrauen und die freudige Zuneigung seiner Zuhörer in hohem Grad zu gewinnen. Der Ruf den er sich unter den jungen Leuten erwarb zog bald immer mehr Schüler aus der Fremde herbei. Neben ihm stand, seit 1565 schon an der Hochschule thätig, seit 1580 Professor der theoretischen Medizin, sein etwas jüngerer Zeitgenosse, der treffliche, mit fesselnder Lehrgabe begabte Theodor Zwinger. Und als nun, von Plater besonders hochgeschätzt und hervorgezogen, der berühmte Anatom und Botaniker Caspar Bauhin von 1581 an als Dritter hinzutrat, und es Plater gelang, für den noch jungen ausgezeichneten Mann eine neue Lehrstelle für seine beiden Fächer zu gründen und der Ruhm seiner lehrreichen Leichenöffnungen und seiner botanischen Excursionen weithin erscholl: erhob sich die medicinische Schule von Basel zu einer Höhe die sie für ein halbes Jahrhundert in die Reihe der berühmtesten von ganz Europa stellte. Hatte Plater zuerst kaum mehr als zwei Studenten der Arzneikunde vorgefunden, so stieg jetzt ihre Zahl auf 21, auf 34, im Jahre 1609 auf 51 neue Einschreibungen im Jahr. Es wurde eine ganz besondere Ehre, in Basel die Doctorwürde zu empfangen, und aus Polen und Ungarn, aus Kopenhagen, aus allen Theilen von Deutschland, aus Italien, Frankreich und England stellten sich die Bewerber um diese

Ehre bei uns ein. Es war eine schöne und glänzende Zeit für unsre Universität, als die drei trefflichen um ihrer herzlichen Frömmigkeit willen allgemein hochgeschätzten Männer, als namentlich Felix Plater und Caspar Bauhin der Anstalt ihre liebenswürdige, friedliche und neidlose Thätigkeit widmeten.

Uebrigens sollten auch die Druckwerke Platers, der damals sich erneuenden Wissenschaft wesentliche Dienste leisten. Er gieng nach seiner gründlichen und behutsamen Weise nicht übereilt dabei zu Werke. War er doch schon beinahe fünfzig Jahre alt, als er sein erstes Werk „über den Bau und die Verrichtungen des menschlichen Körpers“ dem Drucke übergab: ein Werk in welchem er, die Abbildungen der Anatomie Vesal's benützend, den Studierenden eine neue geordnete und vielfach genauer vervollständigte Schilderung der Glieder des Körpers und des Zweckes dem sie dienen sollen in die Hand gab. Zwanzig Jahre später vollendete er sein noch wichtigeres Werk „der medicinischen Praxis“ in drei Theilen. Da machte er den ersten Versuch, die Krankheiten nach ihrer Natur und ihrem Wesen, nicht nur, wie bisher geschah, nach dem blos äußerlichen Sitze der Krankheit zu behandeln. Dieses Werk machte eigentlich Epoche in der fortschreitenden Entwicklung der medicinischen Wissenschaft; es brachte an die Stelle bloßen Nachbetens der Aussprüche der Alten die eigene sorgfältige Erforschung der Natur, und zeichnete sich durch das treffliche Bild jeder Krankheit das es zu geben wußte als ein Meisterwerk unter vielen anderen aus. Nach einer großen Zahl von neuen Auflagen die ihm zu Theil wurden ist es noch mehr als hundert Jahre nach seinem ersten Erscheinen von Neuem gedruckt worden. Zuletzt im letzten Jahr seines Lebens gab der immer noch geistesfrische Mann eine Sammlung seiner wichtigsten „ärztlichen Beobachtungen“ heraus: 700 selbsterlebte Krankheitsgeschichten, eine Fülle seiner Erfahrungen am Krankenbette enthaltend, das letzte,

noch immer werthvolle Vermächtniß eines erprobten Veteranen der Arzneikunde an seine Nachwelt. Dreiundvierzig Jahre war Felix Plater so für die Pflege seiner Wissenschaft thätig und hat im höchsten Alter rüstig und unermüdet sein Licht im Dienste der leidenden Menschheit hell leuchten lassen. Der gefeierte Albrecht von Haller nennet ihn darum mit allem Rechte das große Licht der Basler Universität.

---

## 6. Der glückliche Hausstand.

Die Glücksumstände Plater's hatten sich allmälig zu einem ganz bedentenden Wohlstande gehoben. So uneigennützig er auch den Unvermöglichen seine ärztlichen Dienste leistete und Niedrigen wie Hohen die gleiche Wohlmeinenheit und menschenfreundliche Theilnahme bewies: sein Einkommen war, am meisten durch die vielen Fremden die sich schriftlich und persönlich an ihn wandten und durch die 700 Ritte die er auswärts zu Kranken gethan, zu einer für jene Zeit ansehnlichen Höhe herangewachsen. Hat er doch in einer genauen Berechnung die er am Schluß seiner ärztlichen Laufbahn über seine Einnahme anstellte gefunden, daß er, alles Andre ungerechnet, in fünfundfünfzig Jahren allein mit seiner Kunst 62,587 Pfund 4 Schilling und 2 Pfennige gewonnen habe. Längst wohnte er nicht mehr in der bescheidenen Wohnung die ihm der Vater einst eingeräumt hatte. Am Petersgraben, von der Ecke der neuen Vorstadt gegen den Petersplatz hin, hatte er das stattliche Haus das ihm in seiner Kindheit so sehr in die Augen geleuchtet sich erworben, es mit vielen neuen Bauten erweitert und prächtig ausgeschmückt. „Des Doctor Felix Hof", hieß es unter den Leuten. Darin war ein seltenes Natur- und Kunstkabinet, das alle Fremden

zu besuchen kamen: viele schöne Gemälde und Bilder berühmter Männer, eine Sammlung römischer und griechischer Münzen, zierlich gearbeitete Gefäße von Silber und Gold, allerlei Merkwürdigkeiten des menschlichen Kunstfleißes und besonderer Geschicklichkeit, eine Ausstellung von nicht weniger als zweiundvierzig verschiedenen musikalischen Instrumenten, insonderheit Alles was er aus den drei Gebieten der Natur von Seltenem und der Beachtung Werthem sich gesammelt hatte. Im Hofe sah man eine Menge seltener und fremdartiger Tauben umhertrippeln und in ihren Käfigen die ersten Kanarienvögel die bei uns gezogen wurden. Und an das Alles schloß sich, weithin längs der Vorstadt und gegen dem Petersplatz sich erstreckend, ein prächtiger Garten voller einheimischer und ausländischer Pflanzen und Bäume, die Pomeranzen, Citronen und Limonen trugen, ein erster ächt medicinischer Garten unserer Stadt.

Auch an mancherlei hohen Ehren mangelte es dem berühmten Manne nicht. Die ersten Aerzte seiner Zeit schrieben an ihn, um in schwierigen Fällen bei ihm sich Raths zu erholen. Unter seinen besondern Gönnern war Katharina, die Schwester König Heinrich des Vierten von Frankreich, waren die Herzoge von Lothringen und Sachsen, die Markgrafen von Baden und von Brandenburg, der Herzog von Würtemberg. Er wurde zu verschiedenen Malen eingeladen, mit gräflichen und fürstlichen Herren zu glänzenden Festen, zu Hochzeiten der Grafen von Zollern, zum Tauffeste eines Sohnes des Herzogs von Würtemberg zu reisen; und die Pracht und Herrlichkeit die er dabei sich entfalten sah, die Ringelrennen, die Kämpfe und Turniere in abenteuerlichen Verkleidungen, die stolzen und glänzenden Aufzüge davon er Zeuge war, beschäftigten seinen für vornehmes und feines Leben nicht unempfänglichen Geist so sehr, daß er es Alles aufs Allergenaueste uns beschrieben hat.

Auch ward er einmal zum Herzog von [illegible] nach [illegible] berufen. Doch wurde er zuletzt des Herumreisens herzlich müde und satt. Von Seiten mehrerer fürstlicher Herrschaften wurden ihm die glänzendsten Anerbieten gemacht, um ihn als ihren Leibmedicus bleibend an sie zu fesseln. Er ließ sich nicht davon blenden. Ihm war die Heimath lieber als der höfische Prunk, die ungetheilte Anerkennung und Anhänglichkeit, deren er von seinen Mitbürgern genießen durfte, werthvoller als die Gunst der Fürsten. Gerne begnügte er sich mit der bescheideneren Ehre, öfter der Decan seiner Facultät, sechsmal der Rector unserer Universität gewesen zu sein. Dem von Herzen frommen, vom leeren Tande der Weltherrlichkeiten je mehr und mehr sich fern haltenden Manne war am wohlsten im stillen Genuß des häuslichen Glückes, das ihm an der Seite des Weibes seiner Jugend, seiner vielgetreuen Magdalena bescheert war. Da, im wohnlichen Heim das er sich gegründet hatte suchte er sich nach des Tages Arbeit und Mühe seine Erholung, pflegte mit eigener Hand die Pflanzen des Gartens, beobachtete, drechselte auch mitunter, versuchte mancherlei kunstreiche Dinge und wetteiferte mit seiner bejahrten geistvollen Freundin, der Frau Dorothea Gemmiens, in scherzhaften unschuldigen Reimspielen. Und wenn er am Abend mit einigen guten bewährten Freunden, dem Bürgermeister Bonaventura VonBrunn und Andern in seinem Gartenhause, sie gastfrei bewirthend, unter muntern und lehrreichen Gesprächen traulich beisammen sitzen und dabei seine liebe Laute zur Hand nehmen konnte: das war ihm seine liebste Erholung und Freude.

Freilich, ein Glück, das er sich gerne gewünscht hätte, es blieb ihm versagt. Sein Ehstand entbehrte der eigenen Kinder. Er nahm es demüthig und ergeben aus Gottes treuer Hand. Dafür hatten seine Frau und er, als sie noch im Haus in der „Tiefe" wohnten, ein armes Kind das ihnen sichtbar von Gott

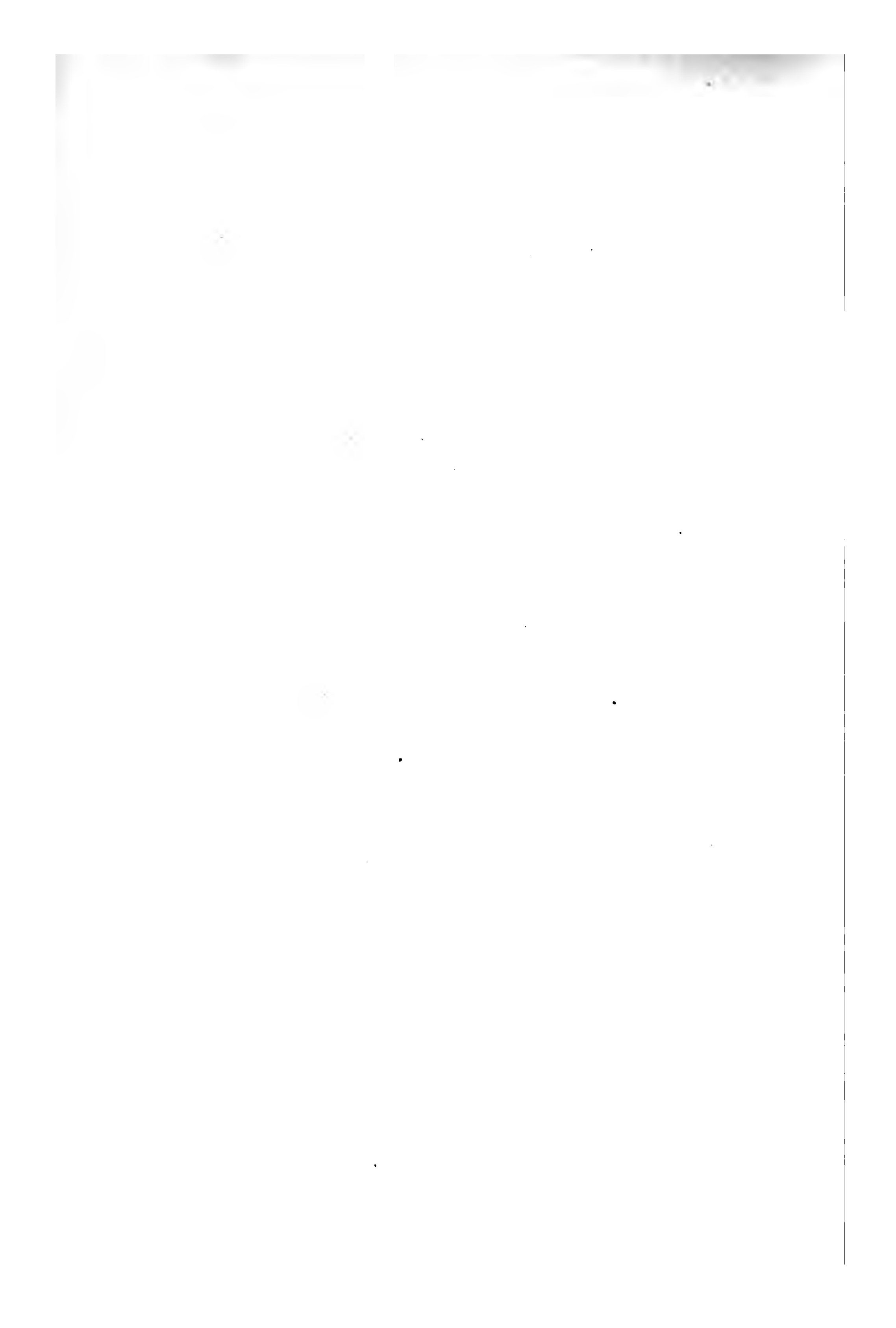
zugeführt wurde angenommen. Ein dürftiges durchreisendes Ehepaar hatte mit ihrem noch nicht jährigen Mägdlein auf dem Gute zu Gundoldingen beim dortigen Meier ein Nachtlager gefunden; die todtkranke Mutter lag drinnen in der Stube in ihren letzten Zügen, das Kind in der Wiege vor dem Fenster draußen. Doctor Felix sah es. In derselbigen Nacht träumt ihm, es falle ein Kind vom Himmel, und er fange es mit seinem Mantel auf, damit es sich nicht zu Tode falle. Als nun am andern Morgen der verwitwete Vater mit Wiege und Kind, um Abschied zu nehmen, vor sein Haus kam und mit Thränen sagte, er wisse nicht, wo er mit dem verlassenen Waislein hin solle: sah es auch seine Frau. Das nackte Kind streckte die Arme nach ihr aus, lehnte sich an sie und weinte. Sie hüllt es voller Erbarmen in ein warmes Pelzlein und der Vater zieht traurig mit ihm weiter. Wie sie fort sind, meinen die Leute: warum es Herr und Frau Doctor nicht annehmen? sie haben ja doch keine Kinder. Frau Magdalena sagt: „ich wollte es gern auferziehn." Ihr Mann erwiedert: „Madle, wie du willst." Vater Thomas und Mutter Anna riethen ebenfalls dazu. Es werden dem Vater des Kindes Boten nachgeschickt. Als Plater ihm den Vorschlag machte, das Kind ihnen zu überlassen, er solle doch immer noch sein rechter Vater bleiben, nur solle er keine weiteren Ansprüche auf es machen: weinte derselbe vor Freuden und war es gar wohl zufrieden. So nahm es Plater auf. Es wurde jeder Zeit von ihnen gehalten, wie wenn es ihr eigen Kind wäre; sie lehrten es Alles, Nähen und Stricken; er ließ es sogar lernen die Laute zu schlagen. Das gute „Gredeli" diente ihnen lange Jahre in aller Treue und Liebe und meinte nicht anders, als daß es ihr Kind sei, bis daß es mit Bewilligung der Pflegältern heirathete und eigene Kinder bekam. Noch in höherem Maaße hat Doctor Plater später an seinem jüngeren Bruder Thomas Vaterstelle

vertreten. Sein Vater hatte nach dem Tode der Mutter sich abermals verheirathet. Als er (1582) starb, war der Knabe erst acht Jahre alt. Der berühmte Bruder, um achtunddreißig Jahre älter, hat seine Erziehung völlig übernommen, ihn in das fleißige und gründliche Studium seiner Wissenschaft eingeführt, ihn ganz an Kindes Statt angenommen und ihn zuletzt zum Erben seiner Sammlungen und zum Haupterben seines Vermögens eingesetzt. Er erlebte noch, daß Thomas Plater als Doctor der Arzneikunde in seines Pflegevaters Fußstapfen trat. Er ist ein ausgezeichneter praktischer Arzt geworden und hat auch zuletzt dieselben Stellen und Würden deren Zierde der große Bruder gewesen, als sein nicht unwürdiger, wenn auch nicht völlig ebenbürtiger Nachfolger, mit Ehren verwaltet. Ja, durch den Vorgang des ersten Felix ist dem gesammten Geschlechte der Plater bis zu seinem Erlöschen (1711) das Gepräge eines Geschlechts von Medizinern aufgedrückt worden.

Sechsundfünfzig Jahre lang lebten die beiden Ehegatten, Felix Plater und Magdalena Jeckelmann, in einträchtiger und sehr glücklicher Ehe, der ganzen Stadt ein erbauliches Vorbild eines christlichen und gottseligen Ehstandes. Im Jahr 1613 verlor er die ihm voran gehende getreue Lebensgefährtin. Er sollte nicht lange allein sein. Im folgenden Jahr (1614), als er beinahe 78 Jahre alt war, stellte sich das Uebel ein das seinem Leben ein Ende machen sollte. Er erkannte es alsobald und, wie er denn längst auf diesen Schritt sich bereitet hatte, redete er ohne Furcht, ohne daß in seinen Mienen irgend eine Gemüthsunruhe bemerklich gewesen wäre, von seinem nahen, gewissen Tode. Es war eine Brustwassersucht. Vierzehn Tage hatte er noch ein schweres und banges Leiden durchzumachen. Zuletzt konnte er vor Bangigkeit wenig mehr im Bette liegen. Im Sessel sitzend mußte er die Todesstunde erwarten. Aber kein seiner unwürdiges Wort der Ungeduld wurde aus seinem

Munde vernommen. Als er vor Schwäche kaum mehr ein Glied rühren, kaum mehr sehen und hören konnte, kaum mehr ein lautes Wort hervorzubringen vermochte, hörten ihn die Umstehenden seufzen: „Komm, Herr Jesu, säume nicht länger. „In deine Hände befehle ich meinen Geist. Alles was irdisch „ist stinket mich an. O daß doch meine Todesstunde jetzt, jetzt „da wäre! Siehe, ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo „zu sein." Am 28. Juli kam die ersehnte Stnnde, da er aus diesem Leben abscheiden nnd in die Seligkeit die den Kindern Gottes verheißen ist siegreich eingehn, da er, wie der Doctor der Rechte Jacob Burckhardt in der auf ihn gehaltenen Gedächtnißrede gesagt hat, endlich ganz und vollkommen der Glückliche genannt werden konnte.

# Der Rappenkrieg.



# Der Rappenkrieg.

„Der Rappenkrieg" ist der übliche Name der drohenden Feindseligkeiten welche im Jahr 1594 auf unsrer Landschaft zwischen der rechtmäßigen Obrigkeit und ihren natürlichen Unterthanen ausbrachen. Er bildet eines der anziehendsten Zwischenereignisse der Geschichte unsres Landes aus seinen frühern noch mehr kindlich unbefangenen Zeiten. So geringfügig im Grunde sein Anlaß war — es handelte sich dabei nur noch um einen Rappen neuer Steuer auf die Maaß des im Wirthshause ausgeschenkten Weines —: so waren doch die Gemüther bereits aufs Höchste der Obrigkeit entfrembet und gegen sie erbittert; schon war es zu eigentlichem kriegerischem Auszuge gekommen; die ersten drohenden Schüsse waren gefallen, und in feindseliger Waffenrüstung standen die Leute eines Gemeinwesens und Volkes einander gegenüber. Es schien beinah unvermeidlich, daß nicht alles Leid und aller Schrecken eines innern Krieges, Blutvergießen, Brand, Plünderung und Verwüstung über das unglückliche Land hereinbreche. Aber das Wort eines tapfern und gottesfürchtigen Mannes, seine Weisheit und Geistesgegenwart, seine herzliche Wohlmeinenheit, seine ungeschminkte und beredte Rede hat noch in der letzten Stunde das Elend von unserm Lande abgewendet. Nicht das blutige Schlachtschwert, noch das

tödliche Blei, sondern die Stimme Gottes und des Gewissens, die Mahnung zur Rückkehr auf den Weg der Pflicht, die entgegenkommende Darbietung der völligen Vergebung hat in diesem Kriege das Feld behalten. Und statt der Leichen der Erschlagenen sah man auf der Wahlstatt ein fröhliches Völklein beim Abendtrunk; keine andern Schüsse als Freudenschüsse sind hier gewechselt, keine Thränen als die des wiederkehrenden Vertrauens sind geweint worden, und die Ueberwundenen waren des Sieges eben so froh als die Sieger. Der Name aber des trefflichen Hauptmannes Andreas Ryff, der solchen edeln Sieg erstritten, verdient bei uns stets in gutem Andenken bewahrt zu bleiben.

---

## I. Von dem Unwillen und Aufruhr der Landschaft gegen ihre natürliche Obrigkeit.

Seit mehr als drei Jahren herrschte unter den Unterthanen der Landschaft in den Herrschaften Farnsburg, Homburg und Waldenburg, auch vielfach in Liestal und den untern Gemeinden um die Stadt her, große Unruhe und Widersetzlichkeit, um etlicher neuer Steuern willen die der Rath zu Basel ihnen aufzulegen für gut befunden hatte. Denn der öffentliche Schatz, nächst Gott der wichtigste Nerv des Gemeinwesens, fand sich, namentlich um ihretwillen, merklich erschöpft. Basel hatte vor einem eidgenössischen Schiedsgerichte zu Baden schwere Klage führen müssen wider Bischof Jakob Christoph Blarer zu Wartensee, darum daß er, den beschworenen Verträgen zuwider, etlichen Gemeinen seines Gebiets, die im Schirm- und Bürgerrecht mit Basel standen, den Ortschaften des Laufenthals und des Birsecker Amts, die römisch-katholische Lehre und Messe mit List und Gewalt wieder aufzunöthigen anfieng, obwohl sie nun schon

über fünfzig Jahre lang dem evangelischen Glauben angehangen und von der Stadt her evangelische Prediger gehabt hatten. Aber der Bischof, um die Verwendung der Basler für ihre Mitbürger und evangelischen Glaubensgenossen zu entkräften, hatte auch seiner Seits noch schwerer wiegende Klagen gegen die Stadt Basel erhoben. Er forderte nicht nur seine bischöfliche Mutterkirche, das Münster, seine längst veralteten Zölle und Zinse und die eingegangenen Rechte seiner ehemaligen Oberherrlichkeit von ihnen zurück. Sondern, was das Meiste war, er brachte auf einmal vor: seine Vorfahren hätten vor bald zweihundert Jahren die landgraftschaftlichen Rechte im ganzen Sisgau, so wie ihre Herrschaften Homburg, Waldenburg, Liestal und Fülinsdorf dem Rath und der Bürgerschaft zu Basel gegen dargeliehenes Geld als Pfandschaften versetzt, und noch im Jahr 1510 sei ausdrücklich bestimmt worden, daß der Bischof über kurz oder lang diese Grafschaft oder Herrschaften mit 31,000 Gulden wieder lösen könnte; er begehre nun diesen Pfandschilling zu entrichten. Und Basel hatte, wenn es nicht sein gesammtes Gebiet verlieren und es dem Bischof in seine fürstliche Gewalt anheimgeben wollte, froh sein müssen, daß derselbe für alle seine Ansprüche auf Stadt und Land nach Spruch des Schiedsgerichts die Summe von 200,000 Gulden von seinen Händen annahm. Da erachteten es Bürgermeister und Rath, indem sie sich darüber beriethen, wie das beträchtlich geschwächte gemeine Gut wieder besser geäufnet werden möchte, nicht für unbillig, wenn auch die Unterthanen der Landschaft an dem neuen Auskauf ihres Gebietes, der ihnen nicht am wenigsten zu Gute kam, in etwas Theil nähmen. Waren sie doch dadurch vor einem Rückfall in die Abgötterei des katholischen Gottesdienstes darein der Bischof seine Angehörigen bringen wollte für immer bewahrt und gesichert, waren sie durch ihre Aufnahme in die schweizerische Eidgenossenschaft von jeder Last einer

Reichs- und Türkensteuer frei und los geworden. Auch erwiesen die Jahresrechnungen genugsam, wie die Ausgaben welche die väterliche Regierung in Krieg und Friedenszeit für das Land hatte das Bischen Steuer das sie von der Landschaft zog weit überstiegen. Und so beschloß der Rath im Anfang 1591, es sollen von nun an die Unterthanen der Landschaft, eben so wie die Bürger der Stadt ein kleines Ungeld vom eingesammelten Korn und vom geschlachteten Vieh zahlen und, um das Weinungeld das sie bisher gezahlt zu erhöhen, sollte das kleinere Maaß das sie in der Stadt hatten auch auf dem Lande in den Wirthshäusern gebraucht und das übliche Ungeld davon entrichtet werden.

Die Leute aber der Landschaft waren von jeher nur Unterthanen ihrer Herrschaften gewesen und hatten so weniger den Sinn für das gemeine Beste des Landes als die Unzufriedenheit über Zins, Zoll und Steuer kennen gelernt. Sie erkannten zwar an, daß ihre Regierung sie bisher mild und freigebig behandelt habe; sie gestanden ein, daß sie ihr nach göttlichem und menschlichem Rechte zum Gehorsam verpflichtet seien. Aber ihr Recht neue Steuern von ihnen zu fordern bestritten sie und wollten bei altem Gebrauch und Herkommen belassen bleiben. Erwägungen dafür wozu ein öffentlicher Schatz dem Lande diene, und billige Rücksicht auf die durch den neuen Auskauf entstandene neue Lage der Dinge lagen außerhalb des Gesichtskreises dieses politisch noch unreifen Volkes. Die Forderung, unversehens durch obrigkeitliches Mandat ihnen aufgelegt, die kurze Abfertigung ihrer demüthigen Vorstellungen erregten in hohem Grade ihren Unwillen. Im ganzen Lande, namentlich in den obern Aemtern Farnsburg, Homburg und Waldenburg, nicht weniger unter der Mehrheit im Städtchen Liestal, war großes Murren und Auflehnen. Die kleineren Maaße in denen ihnen im Wirthshause der Wein gereicht werden sollte waren

den Leuten ganz besonders zuwider. Sie wurden den Wirthen zerschlagen; man trieb damit sein Gespötte. Es wurden nächtliche Zusammenkünfte, es wurden eigenmächtige Landsgemeinden gehalten. Die Vögte auf den Schlössern, die Untervögte, Meier und Amtspfleger in den Gemeinen erfuhren vielen Widerstand bei ihren amtlichen Verrichtungen. Es konnten keine Gerichte und kein Recht mehr gehalten werden. Die Leute schlugen in den Wäldern der Obrigkeit Holz und drohten, wenn man ihnen das wehren wollte. In Liestal waren Schultheiß und Räthe, die zum Gehorsame mahnten, oft ihres Lebens nicht sicher. Man wollte sie aus den Fenstern des Rathhauses auf die Gasse werfen; man zerrte sie gewaltthätig in den Straßen umher, daß es zum Erbarmen war. In der aargauischen und solothurnischen Nachbarschaft wurden sie von der allgemeinen Stimmung der Bevölkerung in ihrem Widerstande bestärkt. Es hieß einmal, auf der Schaſmatt werde eine Volksversammlung von zehntausend Mann Statt finden. Auf dem alten Markte bei Liestal gaben sich die Landleute auf den Knieen zu Gott betend das Wort, in keine neue Steuer zu willigen. In alle Orte der Eidgenossenschaft wurden Ausschüsse geschickt. Sie fanden bei hohen Herren, namentlich unter den Katholischen, Anklang. Vor der Tagsatzung zu Baden mußten sich die Gesandten von Basel von ihren eigenen Leuten und Angehörigen verklagen lassen und wie Schuldige sich rechtfertigen. Verschiedene Botschaften der evangelischen Städte und der eidgenössischen Tagsatzung versuchten Frieden zu stiften, redeten zu, wollten vermittelnde Vorschläge bringen. Zweimal schien der Friede wieder hergestellt. Die Landleute fügten sich, gaben den Herren Ehrengesandten die Hand und versprachen Gehorsam. Aber nach ihrer Entfernung schlug die Stimmung unter der Bauersame alsobald wieder um, und das aufrührische Wesen hatte von Neuem die Oberhand. Die eidgenössischen Stände, in sich selbst nicht ganz

einig, um ein weiteres Umsichgreifen des Feuers im eigenen Gebiete besorgt, enthielten sich mehr zu thun und empfahlen der Regierung von Basel, bis auf günstigere Zeit mit der Sache zuzuwarten.

So gieng es bis ins Jahr 1594. Die Regierung zeigte sich langmüthig. Sie ließ das Kornungeld fallen, beschränkte die Steuer vom geschlachteten Vieh nur auf die Fleischbänke der Metzger, ließ es beim alten Maaße bewenden und setzte das Ungeld von der Maaß Weines der vom Zapfen ausgeschenkt wurde auf einen Rappen mehr als bisher üblich gewesen. Weiter nachzugeben erlaubte ihr die Rücksicht auf das nöthige Ansehen der Gott-geordneten Obrigkeit nicht mehr. Zuletzt wurden doch die Ruhigen und Vernünftigen der Sache müde. Sie rechneten und fanden, die Kosten des Aufstandes übersteigen längst die Last der verlangten Steuer um Vieles. Ihnen war doch nicht recht, daß sie nicht mehr so frei wie sonst in die Stadt ziehn und nicht wie sonst Schutz und Zuflucht bei ihrer Regierung finden konnten. Liestal mit den fünf Dörfern seines Amts entschied sich, wiewohl es sie bei ihrem Weinbau schwerer betreffe als die obern Aemter, dennoch treu und entschlossen zu ihren gnädigen Herren und Obern zu stehen. Bubendorf, Zyfen und Ramlinsberg ließen sich durch das Zureden ihres Pfarrers Heinrich Strübin, aus einem geachteten Liestaler Geschlechte, bestimmen und überzeugen. Sie erklärten sich so viel als einstimmig zu gleichem Entschlusse. Als nun die Aufwiegler sahen, wie ihre eigenen Leute von ihnen abzuweichen begannen, fiengen sie an, um dem drohenden Abfall zu begegnen, mit Trotz und Gewalt einzuschreiten. Samstags den 11. Mai waren die Meisten von den drei oberen Aemtern zu Sissach auf einer Landsgemeine beisammen. Mit einhelligem Stimmenmehr — die zum Frieden Geneigten wurden mit Drohen zum Schweigen gebracht — ward dort ausgemacht: auf künftigen

Montag solle neuerdings zu einer Landsgemeine geboten und die dann Ausbleibenden würden mit Gewalt geholt werden. Sonntag Mittags um 12 Uhr kamen 18 bis 19 Abgeordnete nach Bubendorf und kündeten der Gemeine an, sie müßten Alle, Mann für Mann, auf morgenden Tag erscheinen. Thun sie's, so sei es gut. Kommen sie nicht, so werde man ihnen die Häuser durchlaufen und plündern und sie gar aus dem Lande jagen. Die geängsteten Kirchgenossen eilten Rath und Trost suchend zu ihrem Pfarrer. Der ermahnte sie, standhaft und männlich bei der gerechten Sache zu beharren; er wolle bei ihnen sterben oder genesen; sie wollten den gerechten Gott und die Obrigkeit auf ihre Seite erbeten. Alsobald schrieb er an seinen Bruder Crispianus und an den Schultheißen zu Liestal, man solle sie nicht stecken lassen und ihnen auf ein gegebenes Zeichen zu Hilfe eilen. So schrieb er einen Brief an seinen Herrn Gevatter zu Basel, den Oberstzunftmeister Hans Rudolf Huber und an die übrigen Herren des Raths. Darin bat er um schnellen, schleunigen Zuzug. „Die Gefahr sei dringend; sie „seien dem großen Haufen zu schwach, hätten weder Kraut „noch Loth; Hab und Gut, Weib und Kind seien in großer „Gefahr. Müßten sie unschuldiger Weise Gewalt leiden: nun „wohlan! Gewalt müsse mit Gewalt abgetrieben werden." Diesen Brief fertigte Schultheiß Singeisen noch in derselben Nacht gen Basel ab. Am Montag in der Frühe war der Bote in der Stadt. Die geheimen Räthe, die Dreizehn, berietheu sich, was nun zu thun sei. Es war jetzt nicht länger mehr Zeit, Langmuth zu üben. Die Treugesinnten mußten geschützt werden. Der Landesfriede war abgesagt und gebrochen, und Niemand konnte wissen, wann der Bürgerkrieg ausbreche und ob er nicht, einmal entzündet, auch noch weiterhin in der Eidgenossenschaft sich verbreite.

---

## 2. Die ersten Kriegsrüstungen wider die Aufständischen.

An jenem Montag hatte man in Basel nichts weniger als ernstlich kriegerische Gedanken im Sinne. Der bisherige Schützenmeister Herr Andreas Ryff, Rathsherr, wollte heute, zum Dank für eine ihm erwiesene Ehre, seinen Büchsenschützen einen silbernen Becher, sammt einer seidenen Fahne, mit der Reisbüchse zu verschießen geben. Es war ihnen angesagt, daß sie sich mit Büchsen, Seitengewehren und Schützenhauben, in vollständiger kriegerischer Kleidung und Rüstung, auf der Safran-Zunft versammeln sollten. Früh um 6 Uhr schlug der Trommelschläger um, damit ein Jeder sich rüste, Schlag sieben auf dem Sammelplatze zu sein; denn um halb acht Uhr werde man mit aufgerecktem Fähnlein, klingendem Spiel und brennenden Lunten nach der Schützenmatte hinausziehn. Da ließen auf einmal die Herren Dreizehn den Trommelschläger inne halten und den Hauptmann eilends zu sich entbieten. Ryff war sowohl um seiner Tüchtigkeit und Zuverläßigkeit in eigenen Geschäften willen, als auch durch die Dienste die er bei zwei wichtigen Gesandtschaften dem gemeinen Wesen geleistet den Herren als ein Mann bekannt welchem die Sache wohl anvertraut werden dürfe. Da er aber auf die Safranzunft wollte, kam ein Bote um den andern gelaufen: er solle ungesäumt zu seinen gnädigen Herren aufs Rathhaus kommen. Er hatte nicht mehr Zeit sich umzukleiden, warf schnell den Mantel um und setzte sich in festlicher Kriegskleidung, im neuen schwarzen Wams, die goldene Kette vierfach unter dem Arme hindurch geschlungen, auf dem Haupt ein Barett von Sammt mit stolzen weißen Federn, zu den Herren nieder und hörte die Briefe und Botschaft an, welche von Bubendorf und Liestal gekommen waren. Ihm ward befohlen, zu den Schützen auf die Zunft zu gehn und ihnen zu sagen, daß sie still und ruhig beisammen bleiben und auf fernern Bescheid

warten sollten. Dann kehrte er stracks wieder in den Rath zurück. Die Berathung dauerte bis 11 Uhr. Die Regierung erkannte, es solle nun nicht länger gesäumt, sondern der den Getreuen abgekündete Landesfriede mit Ernst geschützt werden. Man schickte Hans Lützelmann den Söldner mit einem Schreiben der Regierung nach Sissach, um die Landsgemeinde die dort gehalten werden sollte von ihrem sträflichen Beginnen abzumahnen; Schützenmeister Ryff aber sollte unter seinen Schützen sich 70 oder 80 der besten Leute aussuchen und mit ihnen noch bei Tage gen Liestal ziehn. Dort solle er gute Wache halten, auf der Bauern Vornehmen wohl Acht haben und den Gehorsamen, so viel ihm möglich, Schutz und Schirm verleihen.

Ryff gieng auf die Zunft, nahm mit Hilfe der Mitmeister die Rodel der Schützen vor, suchte sich die Besten und Tüchtigsten aus, ließ diese in die große Stube gehn und theilte ihnen mit, daß sie zum Auszuge sich bereit machen müßten. Nachmittags 3 Uhr zog die stattliche Schaar, in Allem 75 Mann stark, unter ihrem klugen und tapfern Hauptmann mit Trommel und Pfeife zum St. Alban-Thore hinaus. Die Mannschaft ließ sich's nicht nehmen, daß nicht bis an die Birsbrücke auch zwei Spielleute ihr das Geleite gaben. Als sie über die Brücke gekommen, führte Hauptmann Ryff seine Schaar ins offene Feld und ließ sie da Halt machen. Er wußte wohl, wie viel fortan auf den Gehorsam und die Willigkeit seiner Leute ankommen werde und wollte sie jetzt ihm den Kriegseid leisten lassen. Er redete sie also an: „Ehrenfeste, vornehme, insonders günstige Bürger, getreue liebe Schützen! Unsere gnädigen Herren und Obern haben um ihrer gehorsamen Unterthanen willen, denen auf Leib, Leben und Gut gedroht worden ist, mich als euern Schützenmeister mit und neben euch ausgesandt, damit sie im Falle der Noth Hilfe, Trost und Entsatzung von uns haben möchten. So versehe ich mich dessen zu euch Allen, daß ihr mir im Namen der hohen Obrigkeit in

allen Sachen gehörig und gehorsam sein und euch zu Wachten, Zügen, Spähungen und Scharmützeln werdet gebrauchen lassen, wie es einem rechten Kriegsmanne wohl ansteht. Ich aber erbiete mich, in Lieb und Leid bei euch zu stehn, zu sterben und zu leben, auch von Keinem etwas über Gebühr zu begehren, was ich nicht selber ebenfalls wolle erstatten helfen, so lange mir Gott Leib und Leben erhalten wird. Wer nun dieß zu halten gesinnet ist, der hebe zwei Finger in die Höhe und spreche mir den Eid nach." Da hoben sie Alle willig und ernst die Finger auf und schwuren den Eid. Darauf zogen sie in gelösten Gliedern gemächlich durch den Wald hinauf, sammelten beim Liestaler Siechenhaus ihren Zug wieder und rückten Abends um 7 Uhr in guter Ordnung in Liestal ein.

Bei der Herberge begrüßte der Liestaler Schultheiß, Herr Pantaleon Singeisen, die angekommenen Freunde. Ryff, wohl bedenkend, daß vor Allem Gemeinsamkeit des Handelns nöthig sein werde, hieß ihn gleich mit dem alten Schultheißen und etlichen seiner Rathsfreunde in die obere Stube zum Schlüssel kommen, daß er mit seinen Befehlsleuten sie von dem Grund ihrer Sendung benachrichtige. Daselbst brachte er ihnen von ihren gnädigen Herren einen freundlichen Gruß und eröffnete ihnen, wie E. Ehrsamer Rath als eine getreue Obrigkeit ihre gehorsamen Unterthanen vor unbilliger Gewalt zu schützen beschlossen und ihn mit seinen Mannen abgesandt habe, denselben zum Trost und Schirm, zugleich um mit und neben denen von Liestal, wo sich Aufruhr erheben würde, das Beste und Wägste zu thun. Sollte die Anzahl seines Volks wider die aufrührerischen Bauern allzugering erscheinen, so werde im Fall der Noth eine genugsame Macht bald vorhanden sein. Noth wäre, sich über die Vertheilung der Wachten gegenseitig zu vereinbaren und über die Verpflegung seiner Kriegsleute mit den verschiedenen Wirthen eine Ordnung aufzustellen. Dann trat er mit den Seinen für

eine Weile ab. Die von Liestal, nachdem sie sich untereinander bedacht, dankten des Grußes und des geneigten Willens, vermeinten, sie hätten sich schon noch getraut ihre Stadt selbst zu bewahren, hätten auch diesen Morgen in einer Gemeinde sich sämmtlich entschlossen, getreu und fest zur Obrigkeit zu halten; sie seien aber der Ankunft des nothfesten Herrn Hauptmannes höchlich erfreut. Für diese Nacht sei bereits eine Wache von 20 Mann nach Bubendorf angeordnet; von des Pfarrer's Berghäuslein (der jetzigen Engelsburg) bis in ihre Stadt hinein seien Hochwachten eingerichtet, damit im Fall der Noth die Feuerzeichen gegeben werden könnten. Man hatte übrigens nicht vernommen, daß die Bauern die Nacht schon etwas Ernstliches zu unternehmen vorhätten. Und der Basler Hauptmann begnügte sich vorerst, um besserer Munterkeit willen nur einen Rottmeister mit zehn Mann den Liestalern auf dem Rathhause beizugesellen. Gehe etwas Verdächtiges vor, so werde man alsobald bei der Hand sein.

Am Dienstag früh besetzte Ryff die Aemter unter seinen Leuten. Seine Schaar bestand, die Befehlsleute abgerechnet, aus 12 Musketenschützen, 7 Hallebardieren, 35 Hackenschützen und 6 Schlachtschwertern. Die theilte er in vier Rotten und gab jeder Rotte einen Rottmeister, der sie führe und dem sie gehorsam seien, bei dem sie sich auch allezeit sollten finden lassen. Leutenant war Georg Dusman, Wachtmeister Lorenz Schaab. Die vier Obleute, Abraham Meyenrock, Rudolf Merian, Melchior Streckeisen und Matthäus Büchel, sollten die Wachen besuchen und als Mitmeister des Hauptmanns seinem Kriegsrathe beiwohnen. Diese Befehlshaber nahm er einen Jeden in besonderen Eid, Alles was unter ihnen besprochen und berathschlagt würde in höchster Heimlichkeit zu halten. Uebrigens zog er, so viel er konnte, zu seinen Verhandlungen den Schultheiß Singeisen und den zuverläßigen Crispianus Strübin hinzu; ließ auch, damit

Alles in Eintracht zugehe, immer die Bürger von Liestal mit und neben seinen Leuten die Wachen beziehn. Zu seinem Schreiber und Trabanten aber nahm er Daniel Burckhardt, seinen eigenen Tochtermann.

Diese Geschäfte waren bei Zeiten beendigt, und Ryff fand noch Muße, diesen Morgen in die Predigt zu gehn, wohin ihm die Meisten seiner Soldaten andächtig folgten. Man begrub einen Jüngling. Und indem er darauf gemeinsam mit den beiden Liestaler Herren die drei Wirthe beschickt und mit ihnen eine Uebereinkunft über die tägliche Verpflegung der Mannschaft getroffen, kamen der Pfarrer und Untervogt von Aristorf mit dringlichem Begehren aufs Rathhaus. Diese Gemeine, zum Farnsburger Amte gehörig, hatte sich bereits ebenfalls in den Gehorsam ihrer natürlichen Obrigkeit zurück begeben. Aber an der gestrigen Landsgemeinde hatte sich die Hälfte, durch Drohungen geschreckt, wieder abwendig machen lassen, und die Gemeine war in heftigem Zwist untereinander. Sie begehrten eine Besatzung, ihr Dorf in Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Doch Hauptmann Ryff wollte die Hilfe nicht gleich schicken, sondern hieß die Beiden zurückgehn, die Gemeine versammeln und ihnen anzeigen, daß die Obrigkeit, des beständigen Wankelmuthes müde, jetzt Ernst machen und endlich wissen wolle, wen sie zu schützen und wen zu strafen habe. Darum solle ein Jeder jetzt frei und ungezwungen erklären, bei wem er stehen und bleiben wolle. Die Ungehorsamen sollten sie dann, sagte Ryff, auf einen Zeddel aufschreiben und ihm ihre Namen bringen. Am Abend brachten der Pfarrer und Untervogt wieder Bericht, daß die große Mehrzahl sich für die Obrigkeit entschieden habe; und die letzten Dreizehn hätten sie noch auf dem Wege eingeholt und sich lieber in den Gehorsam begeben, als daß ihre Namen nach Liestal gebracht würden. Jetzt versprach Ryff ihnen auf die Nacht eine Wache die sie vor einem Ueber-

fall schützen helfe zu schicken. In dem kamen nun auch Pfarrer Strübin von Bubendorf, sein Meier und Kirchmeier, so wie die Meier und Geschwornen von Zysen und ab dem Ramlinsberg und meldeten, wie's ihnen bisher ergangen. Sie waren gestern Abend, weil Niemand unter ihnen auf die Landsgemeine gegangen, in großer Gefahr gestanden und hatten sich Alle mit Wehr und Waffen auf dem Platz vor der Mühle aufgestellt. Die Leute des oberen Thals, die von der Sissacher Versammlung heim giengen, zogen in kleinen Haufen, je vier, sechs oder acht zusammen, schweigend an ihnen vorbei. Zuletzt kam eine Schaar von Dreißigen trotzig durchs Dorf gezogen. Der Pfarrer redete Etliche unter ihnen, die er am besten kannte, frisch an: „ihr „schönen Buben habt uns gedroht, ihr wollet uns die Häuser „plündern; seid ihr darum da, so sagt es; wir stehen hier und warten auf euch." Sie aber giengen murrend weiter. Die Männer von Bubendorf und Zysen baten den Herrn Hauptmann von Basel gar sehr, daß er sie auf die Nacht nicht allein lasse; denn sie fürchteten besonders auch die Solothurnischen und Bischöflichen hinter ihrem Rücken. Er sprach ihnen Muth zu, versprach Hilfe auf den Fall der Noth, rieth ihnen übrigens wachsam zu sein und keinen Anlaß zum Streite zu geben. Auf die kommende Nacht ordnete er nach Bubendorf, wie nach Aristorf, eine Wache von 22 Mann (14 Basler und 8 Liestaler).

Inzwischen suchte er sorgsam zu erkunden, wie es in den obern Vogteien stehe. Es wurden zwei verdächtige Männer von Zeglingen, die in der Gegend gesehen worden, nach Liestal geholt; ein hinkender Mann von Sissach, der sich am obern Thor gezeigt und gegen die Wache höhnende Drohworte ausgestoßen hatte, ward festgenommen. Hauptmann Ryff, im Beisein von Schultheiß Singeisen, verhörte sie scharf, um zu erfahren, wer die Rädelsführer bei der Sache seien, und setzte

die Schlimmsten unter ihnen gefangen. Seinen Herren in Basel, denen er Alles, Großes und Kleines, was vorgieng umständlich meldete, schrieb er im freudigen Gefühl der nahenden Entscheidung: die Sache sei jetzt angefangen; man solle sie streng in die Hand nehmen und die Aufwiegler, deren Viele gerne los wären, nicht länger ihr verderbliches Unwesen treiben lassen. Seine gnädigen Herren möchten 600 Mann schicken und 60 gerüstete Reiter; mit Hilfe von 200 Zuverlässigen aus den Gutgesinnten vom Lande könnte er dann die drei obern Aemter in einer Stunde überfallen und die anderthalb hundert Rädelsführer wohl in Ordnung bringen. Da ihm angesagt wurde, daß unter seinen eigenen Soldaten über die strengen Wachten Unzufriedenheit herrsche und sie vermeinten, sie wollen beisammen bleiben und die Liestaler sollen Nachts in die Dörfer hinaus: kam er solcher Schwächung seiner Stellung durch heimlich glimmendes Feuer der Meuterei augenblicklich zuvor, ließ Mittwochs, als die Zurückgekehrten etwas geruht hatten, den Trommler umschlagen, versammelte seine Leute beim Rathhaus, führte sie in die Stube hinein, verschloß die Thüre, redete zu ihnen mit eingehender Offenherzigkeit über die Pflicht eines Kriegsmanns, über die Ursache des Krieges, zu dem er und sie jetzt hingestellt seien, über ihren Stand den sie als Bürger eines freien Gemeinwesens zu der Sache einzunehmen hätten und erklärte in aller Freundlichkeit: „wer das Gemüth nicht in sich spürt, mit „Ernst und Lust den Dienst fürs Vaterland zu thun, der mag „es bei guter Zeit anzeigen und an einen besondern Ort treten; „ich werde ihm Brief und Siegel geben, daß er ohne Schaden „und Nachtheil an Leib, Ehre und Gut wieder heim kehren darf „und ich Andere an seiner Stelle von meinen gnädigen Herren „erhalten kann." Als er auf das hin eines Jeden Namen ablesen ließ, war, durch sein Zureden überzeugt, Keiner der heimzukehren verlangte. Er aber begehrte vom Rathe zu Basel

neue Zusendung von Munition und von zwölf bis fünfzehn Mann, namentlich von Leuten mit Schlachtschwertern oder guten Streitäxten und Hallebarden.

Die Ankunft bewaffneter Basler in Liestal verursachte indessen unter den Landleuten nicht geringe Bewegung. Auf der Landsgemeine am 13. hatten sie noch einmal bei ihrem Widerstande zu beharren beschlossen. Jetzt wurden sie doch unruhig. Die Stimmung wechselte zwischen Furcht vor dem Ernst und zwischen der Entrüstung, daß man sie mit Krieg überfallen wolle. Die Einen begannen an Unterwerfung zu denken, die Andern liefen bei Tag und Nacht umher und reizten zu gewaltthätiger Gegenwehr auf. Der Untervogt von Dietken war auf den Mittwoch nach Basel vor Rath beschieden. Er traf Ryff, der den zurückkehrenden Wachten entgegen gieng, vor dem Thore an und, nur ungern nach Basel gehend, stellte er ihm vor, die Gemeinen des Eptinger Thales haben gestern beschlossen, nicht mehr mit den Ungehorsamen zu thun haben zu wollen; doch wäre zu besorgen, wenn er nicht zu Hause sei, könnten unterdessen die bösen Buben, die im Lande umherschweifen, Alles wieder umkehren. Ryff erließ ihm die Reise in die Stadt und schickte ihn nach Hause zurück, damit er die Gemeinde nochmals versammle und sie zu entschiedenem, ganzem Gehorsam berede. Aus dem Waldenburger Amt hatte noch am Dienstag Abend der ehemalige Müller von Reigoldswyl ein Schreiben gebracht, unterschrieben von Hans Siegrist aus Niederdorf, einem bekannten Hauptredner der aufrührerischen Bauern, und an Hauptmann Andreas Ryff von Basel und den Schultheißen Singeisen zu Liestal gerichtet. Das enthielt die inständige Bitte: man solle sie doch nicht übereilen, sie seien Willens auf morgenden Tag eine Gemeine des gesammten Amtes zu halten und der Obrigkeit entgegen zu kommen. Ryff faßt wieder Hoffnung zu einem guten Ende und Austrag. Unwissend aber, ob nicht die

Landleute nur Frist suchen, um fremde Hilfe zu finden, und damit er durch schriftliches Versprechen seine Vollmacht nicht überschreite, läßt er dem Boten nur mündlichen Bescheid ertheilen. Crispian Strübin muß ihm sagen: gestern Abends sei der Herr Hauptmann mit seinen Leuten angekommen; so viel sie vernommen, sei er noch nicht zu einem Ueberfalle da; aber das Ende der Sache wolle man endlich einmal finden; bis Mittwoch Abends, spätestens bis Donnerstag Mittags, wolle er ihnen noch Zeit lassen zur Ueberbringung eines guten Bescheides. Es zeigte sich immer mehr, daß die Herren vom Rathe den rechten Mann ausgesucht hatten, der die Leute zu behandeln verstand, den Krieg nicht floh und ihn doch nicht suchte, kräftig auftrat, aber nicht rasch zufuhr, sondern zuerst denen die zurückkehren wollten den Weg der Güte noch offen ließ.

---

### 3. Die Sache nimmt unvermuthlich eine sehr ernstliche Wendung.

Die Leute in der Vogtei Waldenburg hielten zwar am Mittwoch (15. Mai) eine Landsgemeine und meinten, wenn sie statt des Rappens einen Pfenning zu zahlen anbieten, könnte es zum Frieden führen. Sie säumten sich aber, und es kam auf den Tag noch keine Antwort nach Liestal. Unterdessen nahm die Sache eine ganz andere Wendung. Ryff erhielt von Basel einen Befehl des Raths, daß er mit allem Ernst suche, den Hans Siegrist von Niederdorf zu der Obrigkeit Handen zu bringen. Das durchkreuzte ihm etwas sein Vorhaben; doch traf er, dem Befehle Folge leistend, schnell und geschickt seine Anstalten. Er besprach sich ganz im Geheimen mit seinem Leutenant, Schultheiß Singeisen und Strübin; ein Kundschafter ward ausgeschickt, zu erfahren, wo Siegrist heute Nacht schlafe. Die Nacht-

wache in Liestal wurde doppelt besetzt. Die Viere, die allein um das Geheimniß wußten, aßen zusammen zu Nacht, standen gegen 11 Uhr vom Tische auf und giengen aufs Rathhaus. Daselbst hoben sie zwölf Basler und acht Liestaler aus, ermahnten sie bei ihrem Eide zu strengem Gehorsam gegen ihre Obleute und ließen sie unter Führung des Leutenant Georg Dusmann und des Crispian Strübin in aller Stille zum Thore hinaus. Den Soldaten war nur gesagt, daß sie zu besserer Sicherheit die äußeren Wachen zu besuchen hätten. In Bubendorf nahmen sie noch zehn Mann mit sich und stiegen am Wildenstein vorüber den Berg hinan. Bei der Scheune trafen sie den Kundschafter an, der nach Verabredung dort ihrer wartete. Er hatte, wie er leise den Obleuten meldete, den Hans Siegrist zu Waldenburg im Wirthshause sitzend getroffen, hatte ihm dort unbeachtet seine Flasche trinkend ausgewartet, und war, als derselbe um 10 Uhr heim gieng, ihm unvermerkt bis Niederdorf nachgegangen. Daselbst sah er ihn in sein Haus gehen und die Thüre hinter ihm zuschließen. Rasch gieng's nun den Berg hinunter gegen Niederdorf. Vor dem Dorfe eröffneten die Führer ihren Leuten, wozu sie hier wären, ermahnten sie stille zu sein und wohl Einer auf den Andern zu achten. Sie rückten leise auf das Haus zu und hatten es im Augenblick von allen Seiten umzingelt. Es war Licht in der untern Stube, denn die Frau lag krank im Bette. Siegrist aber war durch seinen Hund, der die brennenden Lunten von ferne gerochen, bereits gewarnt und hatte sich zur Laube hinaus aufs Dach geflüchtet; dort hielt er sich ganz still und verborgen. Als man ins Haus drang, war nur die kranke Frau da; man durchsuchte vergeblich alle Gemächer und mußte, weil es gefährlich war lange hier zu verweilen, unverrichteter Dinge wieder abziehn. Sie fanden nur einen Lampenberger, der sich vor dem Haus auf dem Düngerhaufen flach niedergelegt hatte; und weil er Einer von

heit dem regierenden Schultheißen, heißt ihn die Hochwachten im ganzen Amte bestellen und die drei Nothschüsse abfeuern welche die Mannschaft des Amts zu ihrer Stadt mahnen sollen. Der Altschultheiß von Liestal zieht mit den Seinen an Ryff's Seite zum Thore hinaus. Man eilt, der Trommler voran, so schnell man vermag, nach Bubendorf.

Der Schall der Trommel brachte den Waldenburger Thalleuten Schrecken, den Andern aber sprach sie Trost und Hoffnung ein. Ryff stellte seine Leute im Feld neben Bubendorf in Schlachtordnung. Es waren ihrer neben den Landleuten von Bubendorf und Zyfen 260 Mann, eine kleine, aber mannliche Schaar. Sie erwarteten unbeweglich dastehend den Feind, der sich mit jeder Viertelstunde mehrte und stärkte, und den sie nicht sicher zählen konnten, weil sie nur die Vordersten die am Rande des Berges standen sahen. Die Aufständischen hingegen konnten sie von oben herab ganz überschauen und jeden Mann zählen. Obgleich sie aber wohl schon bis fünf Hunderte geworden, machte ihnen doch die feste Haltung Ryffs und die gute Rüstung seiner Schützen Eindruck. Sie wagten sich nicht hinunter und mahnten in allen drei Aemtern eilig alle Mannschaft auf, daß sie dem angegriffenen Lande zu Hilfe kommen sollten. So traten sich beide Theile zur Waffenentscheidung gegenüber. Man stand am äußersten Rande des blutigen Bürgerkriegs.

---

## 4. Gott wendet die Sache wieder zum Bessern und Ryff legt in seinen Gedanken den Fundamentstein zum künftigen Frieden.

Es kamen zwei Mann von den Bauern zum Hauptmanne der Basler herunter und fragten: Warum man sie also bei Nacht und Nebel überfalle, da sie doch erbötig wären der Obrig-

keit entgegen zu kommen? Und Ryff, nachdem er den Muth gehabt hatte der Uebermacht die Stirne zu bieten, zeigte sich nun eben so sehr wieder als des Volkes und des Friedens Freund. Er redete ihnen zu: sie sollten doch kein Landgeläufe anrichten und stille sein; er sehe, daß viel Volk droben stehe; weil man denn jetzt bei einander sei, so solle die ganze Gemeine ins Thal herabkommen, und er wolle ihnen Allen einmal den väterlichen Willen und die Meinung seiner gnädigen Herren nach dem rechten Grunde der Wahrheit anzeigen. Es mußten Abraham Meyenrock, Melchior Streckeisen und Matthäus Büchel mit einem der Beiden zu den Landleuten hinaufgehn, sie herabmahnen und ihnen bei Treu, Ehre und Glauben versichern, daß Keinem ein Leid geschehen solle. Aber die droben, durch das was diese Nacht geschehen mißtrauisch geworden, trauten den Worten nicht ganz und schickten endlich nur zwölf Männer herab, den Hauptmann von Basel anzuhören. Der redete zu ihnen, wie ein Mann redet dem das Herz auf dem rechten Flecke sitzt: Ihn wundre, was es sein möge, daß sie also mit bewehrter Hand wider ihre Obrigkeit stehen. Sie mögen deß ihn berichten; er begehr' es zu wissen. Er mit den Seinen stehe hier, weil sie ihren Nachbarn den Landfrieden abgekündet, zum Schutz und Schirme der Gehorsamen gegen unbillige Gewalt. Er habe nicht Befehl, Jemand mit Gewalt und wider Recht anzufallen; aber den Befehl habe er, einen Jeden an das Gebot Gottes zu mahnen: gieb Gott was Gottes ist und dem Kaiser gieb was des Kaisers ist. Darauf erklärte er ihnen in aller Freundlichkeit den ersten Grund des neuen Ungeldes, den Nutzen einer jährlichen Steuer, den väterlichen, aber entschlossenen Sinn der Obrigkeit. „Ich ermahne euch“, so schloß er, „bei höchster „Ungnade, daß ihr heimziehet, die Waffen niederleget, eure Ge„meine über Alles berichtet und mir eine freundliche Antwort „bringet. Das aufgebotene Volk auf den Straßen mahnet

„wieder ab, damit kein Blutvergießen angerichtet werde und „wir nicht alle miteinander verderben." Demüthig und ehrerbietig, alles Gute versprechend, schieden die 12 Abgeordneten der Landleute von dem Abgesandten des Rathes von Basel.

Als die von Waldenburg so ziemlich besänftigt sich wieder zurückzogen, war wegen der im Homburger und Farnsburger Amt entstandenen Aufregung noch Besorgniß vorhanden. Ryff zwar sandte augenblicklich sechs Bubendörfer, je zwei und zwei auf die verschiedenen Straßen aus, daß wo sie Aufgemahnte und Zuziehende anträfen, sie dieselben ruhig wieder heim mahnten: es sei ein blinder Lärm gewesen und Alles jetzt wieder stille; sie sollen nichts anfangen und nichts besorgen. Seine Befehlsleute aber ließ er auf dem Felde in einen Ring stehn und hielt vor der Fronte Kriegsrath mit ihnen, was fernerhin am besten vorzunehmen sei. Der Eine rieth Schanzen um das Dorf her aufzuwerfen; der Andre meinte, man solle die Lücken mit Wagen und Karren als mit einer Wagenburg zuschließen; der Dritte wollte Kirche und Pfarrhaus, die eine höhere Stellung haben, befestigen und eine Wache von 24 Mann darein legen. Aber es war weder rathsam, den Krieg unbesonnener Weise nach dem allzuoffenen Bubendorf zu ziehen, noch schien es weislich gehandelt, ihre immerhin nur kleine Macht zu zertheilen. Ryff rieth, nach Liestal zurückzukehren, dort, wo sie hinter Mauern standen, einen möglichen Angriff, dem sie wohl noch gewachsen wären, zu erwarten und von diesem Standpunkte aus, wohin es nöthig sein sollte, mit Hilfe beizuspringen. Dem stimmten Alle einmüthig bei und Ryff erklärte den gefaßten Rath dem Pfarrherrn, Meier und zehn der ältesten Männer von Bubendorf, indem er ihnen begreiflich zu machen suchte, wie es auch für ihr Dorf das Sicherste sein werde, die Aufmerksamkeit der Feinde nicht auf sich zu ziehn. Sie mögen nur die Hochwachten wohl versehn und ihnen im Nothfalle bei

Zeiten Bemerke geben. Auf die Nacht werde er abermal eine Wache zu ihnen abfertigen.

Während indeß seine Leute zum Abzuge sich fertig machen, überdenkt der umsichtige Mann noch einmal die ganze gefährliche Lage der Dinge. Er denkt sich die verzweifelte Lage Hans Siegrists, der nicht feiern wird, wo er nur kann, fremde und heimische Hilfe zu suchen. Er erwägt die allgemeine Aufregung im Lande. Er kennt den Einfluß den wenige Feinde des Friedens über die leicht entzündliche Menge ausüben können. Er hat keinen Auftrag erhalten. Der Auftrag steht ihm aber in seinem Herzen geschrieben. Gott giebt ihm, wie er selber nachher bekannt hat, den rechten Gedanken in den Sinn. Sein Entschluß ist gefaßt. Er nimmt Herrn Heinrich Strübin ganz heimlich bei Seite und eröffnet ihm: er suche Gelegenheit, sich mit Hans Siegrist von Niederdorf selbst zu besprechen: er hoffe dann vielleicht etwas Gutes zu schaffen und die Sache ohne Blutvergießen noch zu gutem Ende zu führen. Er wolle ihm sicher Geleit zu und von ihm zusagen nnd, wenn es gelingen sollte, daß Siegrist auf ihr Gespräch hin die Landleute wieder zum Gehorsame zurückführe, so getraue er sich, ihm bei der Obrigkeit Gnade und Verzeihung auszuwirken und dem ganzen Lande Frieden und Ruhe zu schaffen.

Herr Heinrich Strübin faßte diesen Gedanken mit freudigem Eifer auf und nannte einen alten Mann im Dorfe, der dem Siegrist gar wohl vertraut sei; der wisse schon, wo er zu treffen wäre. Sie ließen den Mann kommen, daß er den Vorschlag dem Siegrist mittheile. Der stellte sich aber sehr kläglich und ungeschickt, meinte, es wäre eine Verrätherei dahinter verborgen; bis zuletzt der wackere Pfarrer erklärte: er wolle in Gottes Namen es wagen und selbst zu Siegrist gehn und mit ihm reden; er möge nur verschaffen, daß sie zu ihm gelangen könnten. Als aber der Hauptmann mit seinen Leuten

abgezogen, und sie noch nach Hause giengen mit Speise und Trank sich zu stärken, ward der gute Mann plötzlich krank, gieng zwiefach gekrümmt, sagte, wenn er hin müsse, so müsse man ihn tragen, und legte sich endlich zu Bette. Der Pfarrer besann sich schnell, beredete den Müller Thommen mit ihm zu gehn, und kamen die Beiden über den Berg nach Niederdorf. Da wurden sie allenthalben von den wüthenden Bauern umringt. „Schlag todt! schlag todt!“ riefen die Weiber, „der „Pfaff zu Bubendorf hat uns dieß Bad angerichtet.“ Aber der Prädikant sprach, getrost durch sie hinziehend, ihnen gar herzlich zu: „Schlagt ihr mich todt, so sterb ich als ein frommer „Christ; ihr aber werdet nichts damit gewinnen. Laßt das „Vergangene jetzt liegen, wir bringen gute und fröhliche Zeitung. „Traut meinen Worten; ich bringe dem Hans Siegrist das Ge„schenk von Leib, Leben und Gut und allen seinen ehrlichen „Aemtern.“ Etliche liefen voran, Solches ihm anzusagen. Auf der Schloß-Matte bei Waldenburg trafen sie endlich den Mann den sie suchten. Die Botschaft machte einen bedeutenden Eindruck auf den Geängsteten; er konnte vor Freuden über die angebotene Vergebung zuerst kein Wort reden. Im Schloß vor dem Obervogt ward das freundliche Gespräch zwischen ihm und dem Rathsherrn Ryff auf künftigen Morgen abgeredet. Nur darein wollte Siegrist nicht willigen, daß er bloß mit einem oder zwei Begleitern sich dazu einstellen solle. Der Herr Pfarrer gab ihm zu, er dürfe, wenn er an zehn nicht genug habe, ihrer zwanzig, dreißig und mehr mit sich nehmen. Die Stunde sollte zwischen 7 und 9 Uhr sein; der Ort war das offene Feld zwischen Wildenstein und Bubendorf. Von Siegrist begleitet kehrte der Pfarrer durch die aufgeregten Bauern nach Niederdorf zurück, tröstete noch die kranke Frau und eilte über Hölstein nach Liestal. Daselbst empfieng er einen kräftigen Geleitsbrief für ihn und seine Freunde zum morgenden Parla-

Zeiten Gemeinde geben. Auf die Nacht werde er abermals eine Wache zu ihnen abfertigen.

Während indeß seine Leute zum Kampfe sich fertig machten, überdachte der umsichtige Mann noch einmal die ganze gefährliche Lage der Dinge. Er dachte sich die verzweifelte Lage Hans Siegrists, der nicht wissen mochte, wo er aus und ein, fremde und heimliche Hülfe zu finden. Er erwog die allgemeine Aufregung im Lande. Er kannte den Einfluß der wenigen Feinde des Friedens über die leicht erregbare Menge mehrerer Gemeinden. Er sah keinen Ausweg [illegible]. Der Ausweg sollte ihm aber in seinem Herzen [illegible]. Denn jetzt kam, wie er selber nachher bekannt hat, der rechte Gedanken in den Sinn. Sein Entschluß ist gefaßt. Er nimmt Herrn Heinrich Streblin ganz heimlich bei Seite und eröffnet ihm: er habe Gelegenheit, sich mit Hans Siegrist von [illegible] leicht zu besprechen; er denke dabei vielleicht etwas Gutes zu schaffen und die Sache ohne Blutvergießen noch zu gutem Ende zu führen. Er wolle ihm [illegible] und von ihm erfahren [illegible], wenn es gelingen sollte, daß Siegrist auf ihr Geheiß hin die Landleute wieder zum Gehorsame zurückführe, so getraue er sich, ihm bei der Obrigkeit Gnade und Verzeihung auszuwirken und dem ganzen Lande Frieden und Ruhe zu schaffen.

Herr Heinrich Streblin hörte diesen Gedanken mit freudigem Sinn an und nannte einen alten Mann im Dorfe, der dem Siegrist gar wohl [illegible] der wohl wisse, wo er zu treffen wäre. Sie ließen den Mann kommen, daß er den Bescheid dem Siegrist vermelde. Der weigerte sich aber sehr kläglich und ängstlich meinte, es wäre eine Verrätherei dahinter verborgen; [illegible] der andere Pfarrer erklärte: er wolle in Gottes Namen es wagen und selbst zu Siegrist gehen und mit ihm reden: er möge nur verschaffen, daß sie zu ihm gelangen können. Als aber der Bauersmann mit seinem Herrn

abgezogen, und sie noch nach Hause giengen mit Speise und Trank sich zu stärken, ward der gute Mann plötzlich krank, gieng zwiefach gekrümmt, sagte, wenn er hin müsse, so müsse man ihn tragen, und legte sich endlich zu Bette. Der Pfarrer besann sich schnell, beredete den Müller Thommen mit ihm zu gehn, und kamen die Beiden über den Berg nach Niederdorf. Da wurden sie allenthalben von den wüthenden Bauern umringt. „Schlag todt! schlag todt!" riefen die Weiber, „der „Pfaff zu Bubendorf hat uns dieß Bad angerichtet." Aber der Prädikant sprach, getrost durch sie hinziehend, ihnen gar herzlich zu: „Schlagt ihr mich todt, so sterb ich als ein frommer „Christ; ihr aber werdet nichts damit gewinnen. Laßt das „Vergangene jetzt liegen, wir bringen gute und fröhliche Zeitung. „Traut meinen Worten; ich bringe dem Hans Siegrist das Ge„schenk von Leib, Leben und Gut und allen seinen ehrlichen „Aemtern." Etliche liefen voran, Solches ihm anzusagen. Auf der Schloß-Matte bei Waldenburg trafen sie endlich den Mann den sie suchten. Die Botschaft machte einen bedeutenden Eindruck auf den Geängsteten; er konnte vor Freuden über die angebotene Vergebung zuerst kein Wort reden. Im Schloß vor dem Obervogt ward das freundliche Gespräch zwischen ihm und dem Rathsherrn Ryff auf künftigen Morgen abgeredet. Nur darein wollte Siegrist nicht willigen, daß er bloß mit einem oder zwei Begleitern sich dazu einstellen solle. Der Herr Pfarrer gab ihm zu, er dürfe, wenn er an zehn nicht genug habe, ihrer zwanzig, dreißig und mehr mit sich nehmen. Die Stunde sollte zwischen 7 und 9 Uhr sein; der Ort war das offene Feld zwischen Wildenstein und Bubendorf. Von Siegrist begleitet kehrte der Pfarrer durch die aufgeregten Bauern nach Niederdorf zurück, tröstete noch die kranke Frau und eilte über Hölstein nach Liestal. Daselbst empfieng er einen kräftigen Geleitsbrief für ihn und seine Freunde zum morgenden Parla-

ment. Der war mit Herrn Andreas Ryffs eigenhändiger Unterschrift und seinem angebornen Wappen, dazu noch mit Namen und Siegel des Schultheißen von Liestal versehen. Ein Mann der mit gekommen brachte ihn denselbigen Abend gen Niederdorf.

Die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag war sehr unruhig. Die Landleute, vom gestrigen Lärm her noch aufgebracht, waren wüthend. Die Wenigsten wußten von dem Versuche zum Frieden der im Werke lag. Um sieben Abends trafen von Basel noch 23 Mann Verstärkung ein, auch 12 Mann zum Schutz der beiden Schlösser Waldenburg und Farnsburg. Es war unmöglich, diese in der Nacht schon durch die aufgestellten Wachen der Bauern zu bringen. Noch spät um 9 Uhr kamen von den Obervögten auf Farnsburg und Homburg beunruhigende Nachrichten. Mitten in der Nacht fand sich der Untervogt von Sissach ein in großer Unruhe, was das Geläufe im ganzen Land zu bedeuten habe. Es war nöthig, das Volk beieinander zu behalten. Ryff wagte dieses Mal nicht, eine Schutzwache nach Aristorf auszusenden. Ja, besorgend, die Wachtfeuer seiner Soldaten zu Bubendorf möchten die Landleute zu einem Schritte reizen der Alles wieder verderbe, ließ er nach Mitternacht die dortige Wache die Feuer löschen und in der Stille wieder abziehn.

---

## 5. Das Parlament auf der Wildensteiner Haide.

### Die Ankunft zu demselbigen.

Freitag Morgens — es war der 17. des Mai — ließ Hauptmann Ryff die Pferde für sich, seinen Tochtermann und seinen Söldner rüsten. Er selber stand bei Zeiten gestiefelt und gespornt und wartete auf eine letzte Antwort von Siegrist.

Als diese nicht kam, setzte er sich zu Pferde und zog mit Crispianus Strübin, begleitet von einer Rotte von 15 Mann, die Hackenbüchsen und Schlachtschwerter trugen, zwischen 7 und 8 Uhr gen Bubendorf. Die sechs Schützen die nach dem Schloß Waldenburg sollten ließ er ebenfalls mitkommen. In Bubendorf nahm er den Pfarrer und den Müller als Zeugen des Gespräches mit und langte auf dem bestimmten Platze an. Er fand keinen Hans Siegrist, sondern nur einen Boten der anzeigte, die Leute Siegrist's wollten nicht ins Thal herabkommen, sie warteten droben auf der Wildensteiner Waide. Ryffs Soldaten wurden unwillig und meinten, ihr Hauptmann habe sein Wort gelöst. Er aber wollte es von seiner Seite an nichts fehlen lassen, sprach seinem Völklein Muth zu und zog im Namen Gottes auf die Höhe. Als sie droben ankamen, war der Platz noch leer. Ryff stellte seine Schaar im Vortheil auf, damit man ihnen die Straße nicht abschneiden möchte, und wartete eine Weile. Endlich traten zwei Bauern aus dem Walde heraus. Sie bringen einen Brief von Hans Siegrist, worin er noch einmal zu wissen begehrt, ob ihm das Geleite auch steif und fest werde gehalten werden. Ryff betheuert es. Die zwei Bauern gehn wieder weg und verschwinden zwischen den Bäumen. Bald darauf sieht der Basler Hauptmann einen Zug Landleute, wohl gerüstet und geordnet, je fünf und fünf in einem Gliede, aus dem Walde hervortreten. Schon hat er bis auf 90 Glieder gezählt und noch immer will der Zug nicht enden. Den Baslern wird sonderbar zu Muthe. Aber Rathsherr Andreas Ryff verliert seine Besinnung nicht; er läßt eilig die Bubendörfer, die drunten gerüstet standen, zu sich heraufmahnen, befiehlt seinen Leuten keinen Fuß von der Stelle zu verrücken, sprengt auf seinem Rosse bis auf die Weite eines starken Büchsenschusses zu dem Zuge der Bauern heran, steht still und gebietet ihnen Halt. Der Zug hält, und Ryff grüßet sie freundlich.

Im vordersten Gliede stand ein Mann der bloß seinen Rock an hatte und ein Messer im Gürtel trug. Dieser trat jetzt aus der Ordnung heraus, gieng dem Hauptmann der Basler entgegen und bot ihm die Hand. Ryff fragte ihn, ob er der Hans Siegrist wäre. Er antwortete, er sei's. Nun wandte sich Ryff in festem Ton an die Landleute und begehrte zu wissen, wie er das zu verstehen habe? Er habe dem Hans Siegrist ein stark und kräftig geschrieben Geleit zugeschickt, das werde er ohne Zweifel bei sich in seinem Busen tragen; aber ihn dünke, es bringe derselbe sein Geleit schon stark genug selber mit ihm. Hans Siegrist antwortete: der nächtliche Ueberfall seines Hauses am Mittwoch spät, nachdem doch dem Lande bis Donnerstag früh Zeit gegeben worden, habe ihn über das verheißene Geleite unsicher gemacht. Daß jetzt seine Begleitung so groß und das ganze Amt Waldenburg hier beisammen sei, geschehe aus guter Meinung; er hoffe etwas Gutes auszurichten. Der Basler Hauptmann verstand am rechten Orte Vertrauen zu üben. Er ließ die Leute noch völlig aus dem Walde herausrücken und hieß sie sich näher zusammenziehn; denn er sah grimmige Gesichter unter ihnen und wollte noch, ehe das Parlament mit Hans Siegrist beginne, zur Besänftigung der Gemüther ein freundlich Wort an sie richten. Die Landleute rückten zusammen, ohne ihre Ordnung zu brechen; sie waren an die 800 Mann stark; es waren junge Knaben bis zu solchen von fünfzehn Jahren darunter.

Ihnen Allen einen guten glückseligen Morgen wünschend, begann Herr Andreas Ryff ihnen zu Gemüthe zu führen, was für ein beklagenswerthes Mißverständniß nun über drei Jahre lang zwischen der Obrigkeit und ihren Unterthanen um eines geringen Ungeldes willen obwalte, und wie viel Hasses und Neides, Zanks und Widerwillens daraus erwachsen, während sie wohl ein besser Herz zu ihrer gütigen Obrigkeit hätten

tragen dürfen. „Wir müssen es allesammt,“ sprach er, „für „eine väterliche Strafe und Heimsuchung Gottes achten, daß es „bisher nicht hat mögen gut gemacht werden, und ihn bitten, „daß er die verhärteten Herzen erweiche, damit der Unterthanen „Sinn und Gemüth auch zur Obrigkeit stehe, wie das väter- „liche Herz der Obrigkeit gegen sie gesinnet ist.“ Sodann erläuterte er nochmals den Zweck seiner Herkunft: er sei von seinen gnädigen Herren und Obern mit einer Anzahl Kriegsvolkes ausgesandt worden, nicht um das Land zu überfallen, sondern auf Bitte ihrer Nachbarn, welche wider die ergangenen Drohungen Schutz suchen mußten, und denen eine fromme christliche Obrigkeit Hilfe zu leisten vor Gott schuldig gewesen. Er stehe da mit seinem Kriegsvolke allen guten Leuten im Lande zum Trost und Schirm wider die Frevler. „Das habe ich,“ sprach er, „geschworen zu thun und will es mit „Gottes Hilfe“ erstatten, so lange mein Leben währt.“ Der Versuch, den Hans Siegrist von Niederdorf gefangen zu nehmen, sei geschehen aus Befehl seiner Obern. Er habe Niemand erfragen können der des Hergangs der Sache bekannt sein wollte. So haben sie von Siegrist, als der jeder Zeit den Reigen in allen Landsgemeinden geführt, den rechten Grund der Sache erfahren wollen. „Da er aber meinen Soldaten entgangen,“ fuhr Ryff weiter fort, „so hat Gott mir in den Sinn gegeben, „mich freundlich mit ihm zu besprechen, auf daß Mittel und „Wege gefunden werden mögen, wie Blutvergießen verhütet und „ein guter beständiger Frieden im Lande gegründet werde. Ist „er nun Willens, das Parlament mit mir zu halten, so soll „er drei vertraute Männer zu Zeugen unsres Gespräches er- „wählen, und so will auch ich thun; dann wollen wir im Namen „Gottes zwischen unser beiderseitig Volk treten.“ Nachdem Hans Siegrist auf diese Rede geantwortet, sich mächtig gerechtfertigt und entschuldigt und sich heftig beklagt hatte, das erste ver-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Geduld getragen; sie kann den Frevel und Muthwillen nicht länger zulassen und will einmal das Ende der Sache suchen. Darum habe ich durch Verleihung Gottes mir vorgenommen, dieß Gespräch mit dir zu halten, daß du dir und dem gesammten Volke auf diesen Tag helfest. Denn ich weiß, wo du die Gnade die dir Gott au deinem guten Verstand und der Gabe der Wohlredenheit verliehen hat nicht mißbrauchen willst, so kannst du noch heute das Volk zum Gehorsam und zur Versöhnung der Obrigkeit bewegen, dir und ihnen Allen vor einem Blutbade sein. Thust du das nicht, so wird die größte Schuld an dem daraus erfolgenden künftigen Schaden auf dir beruhen. Wirst du es thun und alle drei Vogteien zum einhelligen Gehorsam bringen, so verspreche ich dir auf Gutheißen meiner Herren (und ich zweifle nicht, daß sie mich hierin ehren werden): es soll dir vollkommene Verzeihung zu Theil werden, und was bisher geschehen ist soll dir weder an Leib noch Leben, weder an Ehre noch Gut, noch au einem deiner Ehrenämter irgendwie schaden, sondern Alles ganz todt und ab sein. Darauf entscheide dich; ich erwarte deine Antwort."

Ryff schwieg, und Hans Siegrist gab zitternd, doch mit großer Ordnung und Besonnenheit Antwort. Es zeigte sich, daß wenn man nicht mit Trotz seinen Trotz, sondern mit Ernst und Vertrauen sein Gewissen und Herz suchte, man eben auch noch einen bessern Willen bei ihm fand. Er bekannte, daß er nicht immer gethan was der Obrigkeit gefallen konnte, knieete ehrerbietig vor ihrem Vertreter nieder und bat um Gottes willen ernstlich um Verzeihung. Im Uebrigen lehnte er den Vorwurf ab, daß er allein an Allem Schuld sei und dem Volk seinen Hals zur Widerspenstigkeit gestärkt habe; er habe manchmal auch wieder gerathen, der Obrigkeit entgegenzugehn. Daß sie aber durch einander so seltsame Köpfe seien, dafür könne er nichts. Der allmächtige Gott solle ihn davor bewahren, daß

die Schuld eines Blutbades auf ihm liege. Gern wolle er das Seine zum Frieden thun; doch er vermöge nicht für die Andern gut zu sagen: er bitte den Herrn Hauptmann, daß er dem Volke zusprechen wolle.

### Andreas Ryff's Rede an das Volk.

Auf den Ruf ihrer Anführer rücken die Männer des Waldenburger Amtes und die Basler Schützen von beiden Seiten herbei. Man bildet einen Ring. Ryff stellte seine Leute hinter seinem Rücken auf, und von seinem Streitrosse herab die bewaffnete Menge um ihn her furchtlos und heitern Angesichts anschauend, im wachsenden Gefühle, daß Gott dieses Werk in seine Hand genommen habe, beginnt er zu dem Volk zu reden.

„Liebe Landleute, getreue liebe Unterthanen! Es haben euch bisher böswillige Buben, welche nichts Anderes als einen Landeskrieg anzurichten suchen, um euch dann im blutigen Schweiße stecken zu lassen und mit eurem eigenen Gut aus dem Lande zu weichen, mit falschen Dingen berichtet und euch wider eure väterliche Obrigkeit aufgehetzt, so daß ihr euch derselben um einer gar geringen Ursache willen mit vergiftetem Haß widersetzt habt. Denn der Rappen, der euch auf die Maaß Wein im Wirthshause getrunken gelegt ist, trifft ja die Meisten unter euch, welche nur sechs oder acht Mal ins Wirthshaus kommen, so viel als gar nicht. Wer aber täglich im Wirthshause liegt, der wird nicht desto besser haushalten, er zahle nun den Rappen oder nicht. Und ihr werdet mir das selber bekennen müssen: wer nicht an einer Maaß genug hat, der würde es auch nicht groß spüren, wenn er dem Wirthe auf jede folgende Maaß 5, 6 oder 7 Rappen mehr geben müßte; die erste ist ihm doch immer die theuerste gewesen. Aber wenn ihr eurer Obrigkeit

etwas geben sollt, so seid ihr zu Allem unwillig; und Jeder will lieber seine treue Obrigkeit erzürnen und aufgeben, als daß er dem gemeinen Vaterland mit 10 oder 20 Rappen des Jahres helfen wolle. Gebt ihr doch was ihr zahlen müsset nicht der Obrigkeit, sondern euch selbst. Euch ist nicht unbekannt, wie der Schatz der Stadt Basel um euretwillen, als man an den Herrn Bischof eine große Summe Geldes zahlen mußte, erschöpft worden. Wenn nun Kriegszeiten einträten, wobei dir und mir und einem jeden Landsaßen das Haus durchlaufen, verbrannt und geplündert werden könnte: so muß wieder etwas im gemeinen Schatze gesammelt und vorgespart worden sein, damit die Obrigkeit einen Jeden daraus schirmen und schützen könne. Wie schwer würde euch dann im Falle der Noth eine besondere Landsteuer fallen! Barmherziger Gott! öffne dem armen Volke die Augen, damit sie einsehn, wie übel sie sich selber berathen und sie endlich einmal ihrer treuen Obrigkeit Herzen erkennen mögen."

„Liebe Landleute! Die Obrigkeit bedenkt euch mehr denn ihr selber. Sie hat keinen Gefallen, ihrer lieben Unterthanen Blut fließen zu sehn. Das hat sie euch reichlich bewiesen und hat euch zwei Mal, Reichen und Armen, Jungen und Alten euren Trotz und Muthwillen verziehen. Noch seid ihr zum dritten Male ungehorsam und aufrührisch geworden, und doch ist Keiner unter euch der sagen könnte, daß bis jetzt um dieser widerwärtigen Handlung willen ein einiger Tropfen Bluts sei vergossen worden. Aber jetzt sage ich euch: die Axt liegt am Baum; die Erndte ist reif geworden. Schonet euer selbst, liebe Unterthanen, ich bitte euch! Sonst wird das Blut eurer Kinder über euch kommen. Thut von euch die bösen Räthe denen ihr bisher gefolgt seid, die losen Buben von denen Viele weder Bürger noch Hintersaßen sind, und höret an ihrer Stelle auf eure löblichen alten Geschlechter, die im Lande geboren worden."

Nun wandte sich der Redner nach dem Hans Siegrist hin, der im Ringe stand; er bedachte wohl, wie das Volk auf das siehet, was vor Augen steht und die persönlichen Anliegen am meisten das Herz des Menschen bewegen. „Dieser Hans Siegrist“ sprach er zum Volke, „hat sich bisher, als Einer der von Gott wohl begabt ist, von euch wider seine rechtmäßige Obrigkeit gebrauchen lassen. Deswegen ist er in ihre Ungnade gefallen und sie hat ihm den Frieden [illegible]. Nun trägt er [illegible]

[illegible]

Schießen zukommen lassen. Auch will ich verschaffen, daß noch besonders zum Zeichen eines rechten und beständigen Friedens jedem Amt eine hübsche freie Gabe soll zu verschießen gegeben werden. Und wenn das meine gnädigen Herren nicht sollten bezahlen wollen, will ich's aus meinem eigenen Seckel auslegen. Werdet ihr aber in eurem Ungehorsam beharren, so verkündige ich euch vom Frieden den Unfrieden, und verwahre hiemit die Ehre und das Gewissen der Obrigkeit, daß sie nicht Schuld habe am Blute der Ihrigen. Ihr aber, die ihr euch weigert, im Jahre 3 oder 4 Batzen zu zahlen, werdet dann leicht in acht Tagen eure Häuser in Asche, euer Fleisch und Blut unter der Erde, viele Witwen und Waisen in Trauer sehen, und eure Kindeskinder werden sich nur mit Mühe von dem Schaden erholen. Wohlan, so wählet heute. Ich habe euch vorgelegt das Schwert und das Buch, den Krieg und den Frieden. Ihr sollt mir Alle, die ihr hier seid, am jüngsten Gerichte einst Zeugen sein, daß ich euch nichts verhalten und euch vor künftigem Uebel gewarnt habe."

So redete dieser kräftige Mann. Er sprach nicht nach erhaltenen Befehlen, sondern wie er's für recht und gut hielt, und nahm, weil's ihm damit ein Ernst war, die Verantwortung freudig auf sich. Hans Siegrist hielt nun auch eine lange bewegliche Rede an das Volk. „Ich erkläre mich jetzt öffentlich, sagte er, daß ich nicht länger bei euch stehen kann; ich bin des Handels müde und habe in der ganzen Welt keinen sichern Platz mehr. Schließt Frieden, ergebt euch in der Obrigkeit Gehorsam; ich ermahne euch um Gotteswillen, helft mir, meinem Weib und meinen Kindern, euch selbst und dem ganzen Vaterland auf den heutigen Tag aus der Noth." Als er schloß, riefen ihm die Aeltesten im Ringe überlaut zu: „Seid getrost! was Ihr gethan habt, das habt Ihr um unsretwillen gethan; wir wollen bei Euch leben und sterben."

## Der Friedensschluß.

Der Hauptmann der Basler ritt aus dem Ring und führte sein Volk wieder rückwärts. Die Männer des Amtes Waldenburg berieten sich wohl zwei Stunden lang untereinander. Etliche ihrer Geschworenen kamen zu ihm, zeigten den guten Willen der Gemeinden an, brachten aber noch etliche geringere Punkte vor. [illegible] und unverzagt die [illegible] ermahnte sie nicht länger zu warten. [illegible] Unter[illegible]

[illegible]

Gemeine bringen. Nur der Untervogt von Dietken und die Dörfer seines Thales erklärten, sie hätten schon beschlossen, bei der Obrigkeit zu sterben und zu genesen. Darauf baten die von Wallenburg und Homburg den Hans Siegrist von Niederdorf, daß er in ihrem Namen antworte. Sie traten zusammen. Ryff ritt zu ihnen, und Hans Siegrist eröffnete in ihrem Namen: „die Gemeinden beider Aemter bäten einstimmig Gott und die Obrigkeit um Verzeihung; sie wären der Sache noch nie so ausführlich berichtet worden, sonst würde es nicht so weit gekommen sein; sie wollten den Rappen bezahlen, hofften aber, daß sie von nun an wieder fröhlich in der Stadt Basel handeln und wandeln dürften.“ Herr Andreas Ryff ermahnte sie nochmals: „Liebe Landleute, wenn ihr nicht im Sinn habt zu halten „was ihr versprechet, so versprechet es auch nicht, damit es „nicht gehe wie vorher und der letzte Schade ärger werde, als „der erste gewesen. Wenn ihr aber wollet darinnen beständig be„harren, so hebet mit mir eure Hände auf, Gott dem Herrn „zu einem einmüthigen Lob.“ Da hoben sie Alle die Hände auf. Es war Abends um 8 Uhr. Am Himmel standen dic Sterne.

Als nun der Friede geschlossen worden, fiengen die Soldaten Ryff's und die Bauern an, Alle durcheinander aus ihren Büchsen Freudenschüsse zu thun. Das geschah zu dreien Malen hintereinander. Die Basler Schützen liehen dabei Denen die diesen Morgen noch ihre Feinde gewesen von ihrem Pulver. Und nun waren schon längst für das von diesem langen Parlamente ermüdete und erschöpfte Volk — Ryff hatte dem Herrn Pfarrer von Bubendorf den Auftrag gegeben — 90 große Bauernbrote, einige Käse und 15 Körbe mit gedörrtem Obste bereit, und es stand ein zweisäumiges Faß mit Wein da. Das ward jetzt Alles ausgetheilt und den Leuten wurde zu trinken gegeben. Es gab ein gewaltiges Gedränge um das Faß her;

sie zerstießen einander im Eifer die Gläser am Munde. Hauptmann Roth aber ließ das Völklein über ihrem Fasse Wein kümpfen und zog mit seinen Schützen nach Liestal. Auf dem Wege kam ihnen der Schultheiß Singeisen in ungewisser Eile entgegen geritten. Sie hatten zu Liestal die Freudenschüsse gehört und fürchteten, man sei droben auf der Wildensteiner Höhe aneinander gerathen. Mit freudiger Botschaft zog man Nachts um 9 Uhr im Städtlein ein. Dreizehn Stunden lang war Hauptmann Roth nie von seinem Pferde gestiegen. Diese Nacht hatte er seinen Feind, den Hans Siegrist, bei sich zu Gaste. Bevor er zur Ruhe gieng, berichtete der unermüdliche Mann den Hergang der Sache an seine gnädigen Herren.

---

## 6. Die Sache kommt wieder völlig in Ordnung.

Noch fehlte übrigens das größte unter den drei oberen Aemtern. Erst am folgenden Montag, den 20. Mai, dem Tage nach Pfingsten war es möglich, die Gemeinde von Farnsburg zu einer Landsgemeinde zusammen zu bringen. Und es gab bis dahin noch viel Hin- und Herlaufen unter den Landleuten; selbst die Bessergesinnten meinten, ein halber Rappen von der Maaß dürfte genügen. Roth hatte denselben Morgen Gott in seinem Morgengebet ernstlich angerufen, ihm wie den Jüngern am Pfingstfest seinen heiligen Geist zu senden, damit er mit Weisheit reden und sein Wort in den Herzen des Volks Wurzel fassen und Frucht bringen möge. Um 8 Uhr saß er zu Pferde und zog, begleitet vom Obervogte auf Waldenburg und Crispian Strübin, an der Spitze von 36 Mann mit Trommel und Pfeife, daß es ein Ansehen habe, nach Sissach. Dort stellte er sich auf der Allmend neben dem Wasser in seinem Vortheile auf und wartete des allmälig sich sammelnden Landvolks. Sie

kamen dießmal, die von der Schafmatt her allein ausgenommen, nicht in voller kriegerischer Rüstung, nur mit ihren Seitengewehren bewaffnet. Er stellte ihnen in einer langen Rede Alles, wie er's auf der Wildensteiner Höhe gethan, nur noch ausführlicher, zum Theil auch ernstlicher und bestimmter, dieweil er der Billigung seiner Regierung gewiß war, auch auf ihre Gedanken mit großer Gegenwart des Geistes eingehend, vor Augen. Hans Siegrist war ebenfalls da und mahnte in ernstlicher, herzlicher Rede die Leute, daß sie ihm durch einen einhelligen Frieden aus der Noth helfen sollten. Die Gemeinden traten zusammen und beriethen. Es gieng etwas härter als auf Wildenstein. Nach vier Stunden des Hin- und Herredens theilten sie sich in zwei Haufen. Zwölf Gemeinden entschlossen sich, der Obrigkeit zu willfahren; achte wußten nicht recht, was sie thun wollten. Ryff ritt zu ihnen. Sie waren immer noch unschlüssig. Zuletzt rief er seinen Leutnant herbei, daß er die welche zuletzt ungehorsam gewesen aufschreibe. Da trat Bernhard Widmer, der Schneider von Zeglingen, hervor und rief: sie wollten da kein Verzeichniß haben; der kleinere Theil sei willig dem größern zu folgen; hätte ihnen die Obrigkeit schon vor Langem so einen Bericht gethan, wie es heute geschehen, die Sache wäre nie so böse geworden. „Und," sagte er zum Volke sich wendend, „weil heute Gott der Herr Gnade „gegeben hat, daß ein allgemeiner Landesfrieden im Lande ge„schlossen worden, so soll Jedermann niederknieen und Gott danken." Darauf fiel das ganze Volk auf die Kniee, Gott für den geschlossenen Frieden zu danken. Die Untervögte begehrten auch einen Trunk für das Volk wie auf Wildenstein. Der wurde ihnen, den Obern in Gelterkinden, den Untern in Sissach verabreicht. Abends um sieben aber verkündeten in Liestal und auf den drei Schlössern Kanonenschüsse dem Lande den glücklich zu Stande gekommenen Frieden.

Der Rath zu Basel hieß gut, was ihr Hauptmann in seinem Namen versprochen. Am Donnerstage drauf kamen drei Mitglieder des Raths gen Liestal; mit 320 stattlichen Mannen und fliegender Fahne zog Hauptmann Ryff ihnen entgegen, und an den drei folgenden Tagen ließen sie sich auf Waldenburg, Homburg und Farnsburg von den Angehörigen der drei Aemter aufs Neue den Eid der Huldigung leisten. Montags den 27. Mai früh um 4 Uhr schlug Ryff's Trommler auf den Straßen von Liestal wieder um, daß man sich zur fröhlichen Heimreise rüste. Es mußte aber zuerst noch der Herr Hauptmann mit seinen Befehlsleuten dem Schlüsselwirthe zu Liestal für sein neugeborenes Knäblein zu Gevatter stehn. Ein Gleiches hatte er gestern beim Gottesdienst in der Kirche zu Gelterkinden gethan. Dann nahm man herzlichen Abschied und zog nach Basel. An der Birsbrücke wurde die Schaar geordnet. Die Herren Gesandten mit ihrem Gefolge ritten voran. Hauptmann Andreas Ryff stieg ab und zog zu Fuße vor seinen Schützen her. Sein Soldner führte das Pferd hinter ihm nach. So rückte der Zug zum Thore hinein und begleitete die Herren vom Rathe auf den Münsterplatz. Dann gieng's bei St. Ulrich wieder herum, beim Bäumlein vorbei und die Freienstraße hinab auf die Rheinbrücke bis zum Käppelein. Da kehrten sie um und zogen über den Fischmarkt, die Schneidergasse hinauf und die Hutgasse herab auf den Kornmarkt. Hier verabschiedete der Hauptmann sein Volk. Er sagte zuerst Gott dem Allmächtigen Dank, daß er sie Alle auf diesen Tag so gnädiglich ohne Schaden wieder in die liebe Vaterstadt begleitet habe. Dann dankte er ihnen Allen für ihren Gehorsam und ihre Willigkeit zu allen Zügen und Wachten, versprach die ihm bewiesene Ehre fleißig an ihnen zu verdienen, und bat ab, wenn er sie manchmal anders habe halten müssen als er gerne gethan hätte. „Und so ziehet," schloß er, „im Namen Gottes

„heim, mit euern Weibern zu Mittag zu essen, und vergesset „dabei des Trunkes nicht.“

Auf Samstag den 1. Juni 1594 erschien Andreas Ryff vor beiden Räthen, legte Rechenschaft ab und redete nochmals angelegentlich für die Unterthanen der Landschaft. Bis ans Ende bewährte er sich als einen Mann von ganz besonderer Einsicht, der das Ansehn der Obrigkeit hoch aufrecht hielt, aber auch die Gefühle des Volkes wohl zu achten und zu schonen verstand. Die drei Herren Häupter, Bürgermeister Ulrich Schultheß, Zunftmeister Bernhard Brandt und Hans Rudolf Huber, antworteten ihm im Namen beider Räthe, bezeugten ihm ihre Zufriedenheit und ihre Freude über sein Friedenswerk und dankten ihm höchlich für alle seine Mühe und Arbeit. „Sie hätten nichts Anderes zu klagen, fügten sie bei, als daß sie vermeinen, es seien gar viele Kosten ergangen.“ Die versprochenen freien Gaben für die Schießen der Landleute wollten ihn aber unsre gnädigen Herren nicht zahlen lassen; sie beschlossen, daß unter Ryffs Namen jedem Amte ein Becher, zehn Loth schwer, geschenkt würde. Die Geschichte des Kriegs hat Andreas Ryff selber nach seiner natürlich anschaulichen Weise eigenhändig beschrieben. Pfarrer Strübin von Bubendorf hat den Auftritt des Wildensteiner Parlaments auf einer gemalten Scheibe, die er in das Fenster seines Berghäusleins befestigen ließ, zierlich abconterfeien lassen. Das unterbrochene Schießen für seine Schützen hielt Ryff acht Tage nach ihrer Heimkunft, und Abraham Meyenrock gewann die erste Gabe dabei.

# Johann Rudolf Wettstein

auf

## dem westfälischen Friedenscongress.

# Johann Rudolf Wettstein

## auf dem westfälischen Friedenscongreß.

Die Kunst der Diplomatie genießt nicht gerade bei Jedermann des besten Rufes und Ansehns. Wir können zwar der Umsicht, der feinen Gewandtheit, der sichern Geistesüberlegenheit womit berühmte Staatsmänner die Rechte und die Würde ihres Staates fremden Ansprüchen gegenüber geltend zu machen wissen unsre Anerkennung und Bewunderung nicht versagen. Doch nur mit Bedauern müssen wir oft sehn, wie dabei Vorstellung und Heuchelei, Arglist und Lüge sich diesen Bemühungen beimischt, oder wie prunkvolles Auftreten und gewaltsame Ueberredung ihre blendende, verwirrende Macht zu üben versteht. Um so wohlthuender und erquicklicher ist's, wenn in der diplomatischen Thätigkeit eines Mannes nichts als die lauterste Redlichkeit, die anspruchsloseste Bescheidenheit sich kund giebt; wie derselbe, von keinerlei Mitteln äußerlichen Ansehens begünstigt, nur durch seinen taktvollen besonnenen Umgang, durch die ganze ungezwungene Offenheit seiner Rede sich die Gemüther zu gewinnen weiß, und er, von dem Recht seiner Sache und von ernster Pflichttreue gegen sein Vaterland durchdrungen, in unermüdlicher Ausdauer, in eigentlich christlicher Geduld alle Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, siegreich über-

windet. So einen Diplomaten edler, seltener Art, haben an dem großen Friedenscongreß zu Münster und Osnabrück in Westfalen die hohen Gesandten der europäischen Mächte in dem schlichten, gottesfürchtigen Bürgermeister Wettstein von Basel die Sache der Eidgenossenschaft führen sehn. So hat dieser treffliche republikanische Staatsmann den Eidgenossen der Schweiz für alle künftigen Zeiten die Einschreibung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit in die Urkunden des europäischen Rechtes erlangt.

---

## 1. Wettsteins früherer Lebensgang.

Im Sommer des Jahres 1579 kam aus Russikon, einem Dorfe der zürcherischen Landvogtei Kyburg ein wackerer Mann, Johann Jakob Wettstein mit Namen, mit seinem Weibe Magdalena Betzler nach Basel, der aus seiner Heimath ausgewandert war, um an fremden und unbekannten Orten sein besseres Auskommen zu suchen. Der Abschied den er vom Landvogte erhielt gab ihm das Zeugniß, daß er „ein ehrlicher frommer Geselle sei, guten Namens und Leumundes, keiner Herrschaft verpflichtet oder verhaftet, dem bei seiner Abreise keinerlei Arges nachfolge und dem in allen Ehren wohl zu vertrauen sei." Er ward in der neuen Vaterstadt Bürger; bald ward ihm der Dienst eines Kellermeisters am Spital, später das Amt eines Spitalmeisters übergeben, welches er bis an sein Ende in gewissenhafter Treue und mit christlicher Barmherzigkeit verwaltete. Seine Ehefrau schenkte ihm fünf Söhne. Der jüngste unter ihnen, den die Mutter noch im 51. Jahre ihres Alters gebar, war Hans Rudolf, geboren den 27. October 1594. Niemand ahnte bei seiner Geburt, was für ein ausgezeichneter hochverdienter Staatsmann dem gemeinen Vaterland in diesem Sohne einfacher und geringer Aeltern beschieden wurde.

Seine Aeltern wandten zwar was sie vermochten an seine Ausbildung. Bis zu seinem 14. Jahre war er unter der trefflichen Leitung des Rektors Beatus Heel ein Schüler aller Klassen unseres Gymnasiums. Damit hatte aber seine wissenschaftliche Vorbildung ein Ende. Die Aeltern, für ihn nicht höher als zum Stand eines Schreibers emporstrebend, schickten ihn nach Yverdon auf die dortige Stadtschreiberei; dann, damit er des Französischen noch besser mächtig werde, nach Genf. Er sollte die Kenntniß des Rechts und das sichere Urtheil in bürgerlichen und staatlichen Dingen, das ihn später auszeichnete, auf dem Wege praktischer Ausübung sich selber erwerben. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte er nach Basel zurück, nahm noch nicht 17 Jahre alt eine Frau, kaufte sich mit dem beiderseits Zugebrachten (800 Gulden) ein Haus zunächst neben der St. Elisabethen-Kirche und errichtete daselbst seine Schreibstube als kaiserlicher Notarius. Es war kein glücklicher Schritt den der junge Mann, wohl auf Veranstaltung der beiderseitigen Aeltern, that. Wettstein, noch ein erster jugendlicher Anfänger in seinem Geschäft, sollte bald sein Weib und drei Kinder erhalten. Es gieng nicht. Er kam in Verlegenheit, mußte sich bei guten Freunden hundert Gulden, dann wieder dreißig, dann siebenzig Pfund entlehnen und konnte nicht sogleich, wie er gehofft, es wieder heimzahlen, sah sich sogar genöthigt sein Rappier mit vergoldetem Griff und andre kleinere Waffenstücke zu versetzen. Seine Frau, Anna Maria Falkner, mehr als fünf Jahre älter denn er, eine gute, genaue, doch etwas engherzige Haushälterin, war kaum geeignet, seinen Werth zu schätzen. Daß er, nicht viel über 20 Jahre alt, die Ehre hatte von den Vorstehern einer Zunft zu Rebleuten in den Rath der Sechser gewählt zu werden, scheint sie wenig bewegt zu haben. Er gerieth bei den Falknerischen, namentlich bei der harten, stolzen Schwiegermutter, in den Ruf eines schlechten Haushalters; sie

wollte, als sie Witwe geworden, der Tochter Theil ihm nicht herausgeben: es hieß: „der Wettstein sei eben der Wettstein“. Die Tochter war auf der Mutter Seite, und scheint ihm, selbstgerecht und wenig sanftmüthiger Art, wie sie war, mit ihren Klagen und Vorwürfen das Leben schwer gemacht zu haben. Und er, um mit einem Male all der Verachtung und Plage zu entfliehen, nahm 1616 in jugendlichem Unmuthe Kriegsdienste; er trat bei seinem Schwager, [illegible] Sozin, der [illegible] eine [illegible] in der Umgegend warb, [illegible] die Stelle eines Lieutenants [illegible] nach Oberitalien. [illegible]

[illegible]

suche? Ja, und das täglich, mitsammt den Kindern, wie es einer Tochter wohl ansteht." Dieser mütterliche Brief scheint das Herz des Sohnes zur Rückkehr bewogen zu haben. Nachdem er etwa acht Monate die Schaar seines Hauptmanns unter allerlei verdrießlichen Streitigkeiten gegen die Eifersucht der Hauptleute andrer Compagnien, und gegen die Ränke des venetianischen Großhauptmanns die Rechte der eidgenössischen Söldner standhaft und klüglich vertheidiget hatte, nahm er, als Sozin endlich bei seinem Fähnlein sich einfand, seinen Abschied von ihm, wurde von ihm nur ungern entlassen und kehrte mit einem ehrenvollen Zeugniß des Hauptmanns, so wie mit einem venetianischen Hauptmanns-Brevet versehen, in seine Heimath und zu den Seinigen zurück.

Von da an wandte sich Wettstein ausschließlich der Laufbahn zu für die er, wie der Erfolg zeigte, eigentlich bestimmt war. Er hatte in fremden Diensten seine Klugheit und Entschlossenheit, sein Geschick in Behandlung der Menschen schon etwas üben gelernt. Er kehrte nun, einen ersten Sieg über sich selbst gewinnend, in die Schule christlicher Geduld zurück, in der er sein ausgesprochenes Gefühl für Recht und Unrecht mäßigen und mildern lernte und in Schonung des Unverstandes Andrer, in schweigender Selbstbeherrschung, in friedsamem Vertragen deß was er nicht ändern konnte eine seltene Uebung erlangte. Sein nie ganz ungetrübtes häusliches Leben, obwohl er an seinen zahlreichen Kindern auch viele Freude erlebte, hat wohl nicht am wenigsten beigetragen, ihn zu dem demüthigen, frommen, gelassenen Manne zu machen, als der er in seinem späteren Leben erfunden wurde. Schon 1619 an das Stadtgericht der mehreren Stadt gewählt und bald darauf zum Vertreter seiner Zunft in der Regierung ernannt, hatte er übrigens Anlaß, sich die Kenntniß des heimischen Rechts und die Einsicht in das Wohl des gemeinen Wesens zu erwerben die ihn sein

Leben lang auszeichnete. Im Herbst des Jahres 1624 ward er Landvogt auf Schloß Farnsburg, 1626 Obervogt zu Riehen. Er diente dem Staat in einer zahlreichen Menge von Aemtern: als Quartierhauptmann, als Pfleger der Güter verschiedener Gotteshäuser, als Waisen- und Almosenherr, als Unzüchter und Polizeiherr, als Kaufhausherr, Zeugherr, als Bauherr, Waldherr, als Wardiner der silbernen Münze, als Dreierherr, als Deputat und Pfleger der Universität und der Schulen, und arbeitete sich, unermüdet thätig, in alle Zweige eines sorgfältigen Regimentes hinein. Er war eines der bedeutendsten Mitglieder des Rathscollegiums der XIII, welche das Wohl des Landes vorberiethen. Er wurde im 41. Jahre seines Alters Oberstzunftmeister, im 51. Bürgermeister und Haupt des eidgenössischen Standes Basel. Die Zeiten in denen er so zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in seiner Vaterstadt gelangte waren die schweren Zeiten, da in Deutschland der schreckliche dreißigjährige Krieg wüthete. In unsrer nächsten Nähe wurde manchmal der Kampf geführt. Die Flüchtlinge überfüllten jeweilen unsre Stadt. Es herrschte die Hungersnoth und die Pest. Die streitenden Heere bedrohten unsre Gränze, betraten auf Durchmärschen mehrmals unser neutrales Gebiet. Es galt unsre Mauern schützen, unsre Stadt wehrhaft machen, neue Befestigungen bauen, oft und viel mit den fremden Obersten und großen Heerführern verhandeln. Es hielt oft schwer zu wehren, daß nicht die Eidgenossenschaft in die Wirren und den Jammer dieses Krieges hineingezogen werde. Die entgegengesetzten Stimmungen der katholischen und der evangelischen Stände, das vielfach geschwächte Vertrauen unter den Kantonen, unter Obrigkeit und Unterthanen in einzelnen Orten der Eidgenossenschaft ließ oft den Ausbruch eines Bürgerkrieges besorgen. Da hat Wettstein viele Zeit auf eidgenössischen Tagen und auf Conferenzen der Evangelischen zubringen und zur

Mäßigung, zur Verhütung dessen was die Einigkeit gefährden konnte mahnen müssen. Schon als Rathsherr hat er vor Schritten die in den allgemeinen Krieg hineinreißen konnten kräftig gewarnt. Seine Einsicht und Billigkeit, seine Rechtskenntniß und unparteiische Friedensliebe, seine über den Parteien stehende vaterländische Gesinnung wurde immer mehr in der Eidgenossenschaft bekannt. Er wurde öfters als Schiedsmann und Vermittler in schwierigen Händeln begehrt. Bern verlangte ihn zum Schiedsrichter bei einem Handel zwischen ihm und Solothurn; es war froh, als er einen ausbrechenden Aufstand seiner Unterthanen schlichten und stillen half; Zürich begehrte, daß, bei den drohenden Unruhen zwischen den fünf katholischen Orten und den Evangelischen wegen der Uttwyler Streitsache im Thurgau, statt des Bürgermeisters Fäsch, Wettstein das Friedensamt übernehme.

---

## 2. Wettstein reist als eidgenössischer Abgesandter an den Friedenscongreß in Westfalen.

Im folgenden Jahre wurde dem bescheidenen Mann die Aufgabe, auf dem großen Friedenscongreß in Westfalen die Sache der gesammten Eidgenossenschaft vor den Vertretern der europäischen Mächte zu führen. Seitdem die Eidgenossen im Schwabenkriege (1499) zum letzten Male noch sich mit Kaiser und Reich im blutigen Kampfe gemessen, standen sie dem deutschen Reich gegenüber so viel als frei und unangefochten da. Sie waren, von Jedermann geachtet und geehrt, ein Bund unabhängiger Freistaaten, die man ruhig gewähren ließ, denen keine Lasten und Pflichten des Reiches mehr auferlegt wurden. Hat doch Kaiser Karl V. einmal, als die von Basel zu einem Reichstag eingeladen worden, sich damit entschuldigt, es sei das

von der Kanzlei nur nach altem Herkommen und alten Registern geschehn. Indessen war die Freiheit und Selbstherrlichkeit der Schweiz noch immer nicht förmlich und ausdrücklich anerkannt. Dem Namen nach wurde sie noch zu dem deutschen Reiche gezählt. So kam es, daß das Reichskammergericht zu Speier, mehr nach alten Papieren und juristischen Rechtsgründen als nach einem seit Jahrhunderten bestehenden Besitze fragend, der Stadt Basel und andern verwandten oder zugewandten Orten der Eidgenossenschaft zu verschiedenen Malen dennoch zumuthen wollte, Urtheilssprüche ihrer Gerichte der Untersuchung des Reichsgerichts unterwerfen zu lassen. Ein übelbeleumdeter Mann, Florian Wachter aus Schlettstadt war von Basler Fuhrleuten, die ihm Wein nach Basel geführt, vor das Stadtgericht zum Ersatz für ihre Pferde, die ihnen auf dem Wege geraubt worden, belangt worden. Die Basler hatten ihm zwar in der Hauptsache Recht gegeben, ihn aber, da er sich beim Raube ziemlich verdächtig benommen, zu einem Antheil an den Prozeßkosten verfällt. Er appellierte an das Appellationsgericht. Dieses bestätigte den Wunsch des niedern Richters. Er, den Baslern zürnend, brachte die Sache ans Kammergericht des Reiches, und dieses, ohnehin nach Processen begierig, hatte die Basler gemahnt, sich vor seinen Schranken zu stellen. Und nachdem sie sich beharrlich dessen geweigert hatten, waren die Herren von der Kammer mit gewaltsamen Maßregeln gegen sie vorgeschritten, hatten ein Schiff das mit Waaren von Basler Kaufleuten den Rhein hinunter auf die Frankfurter Messe fuhr zu Speier angegriffen und zur Strafe für die Widersetzlichkeit des ungehorsamen Reichsgliedes die Güter der Kaufleute mit Beschlag gelegt. Der offenbare Eingriff in die freie Gerichtsbarkeit der Stadt bewegte die Regierung von Basel gewaltig. Sie hatten schon von lange her, aus der Zeit da Basel noch nicht in den eidgenössischen Bund

getreten war, einen Freibrief von Kaiser Sigismund, vom Jahr 1433 und durch Friedrich III. im Jahr 1452 bestätigt, in Händen, wodurch sie von jedem kaiserlichen und auswärtigen Gericht frei und losgesprochen waren, hatten darum auch niemals von dem erst durch Kaiser Max viel später errichteten Kammergericht irgendwie eine Weisung angenommen. Noch mehr erschien jetzt, da sie schon seit bald anderthalb Jahrhunderten im Bunde der Eidgenossenschaft standen, das Verfahren der Speierer Kammer als eine unerträgliche Anmaßung, ein Schritt gegen die Freiheit und Hoheit gesammter Eidgenossenschaft. Bern meinte, man solle Gegenrecht üben und auf deutsche Güter in der Schweiz Beschlag legen. Luzern war für schriftliche Klagen an des Reiches Oberhaupt, den Kaiser. Basel und Zürich drangen auf Abordnung eines eidgenössischen Abgesandten an den großen Friedenscongreß zu Münster und Osnabrück, wo die Vertreter der europäischen Mächte schon 3 Jahre lang den allgemein ersehnten Frieden beriethen, damit dort die Fürsprache Frankreichs, des Bundesgenossen der Schweiz, und nöthigenfalls noch andrer hoher Mächte nachgesucht, Klage und Beschwerde über die erlittene Unbill bei den kaiserlichen Bevollmächtigten vorgebracht und endlich durch Aufnahme eines Artikels in den zu schließenden allgemeinen Friedenstractat allen künftigen Zumuthungen und Anfechtungen wider die längst erstrittene Freiheit der Eidgenossenschaft für immer ein Ende gemacht werde. Eine Conferenz der evangelischen Kantone übertrug am 20. November 1646 diesen Auftrag dem geschickten, beredten, zu solchen Verhandlungen wohl bewährten Bürgermeister Joh. Rudolf Wettstein von Basel. Von Seiten der katholischen Stände, welche zuerst besorgten, es möchte die Verhandlung alte Zweifel wieder aufwecken, wurden ihm die Vollmachten erst mit Ende Jenners des folgenden Jahres ertheilt. Am 2. December ersuchte der Rath zu Basel den

Bürgermeister Wettstein, daß er die Mühwaltung des ehrenvollen Auftrags auf sich nehmen wolle. Und er, wiewohl im demüthigen Bewußtsein seiner schwachen Kräfte, doch in der Ueberzeugung, daß es ein Werk zur Ehre Gottes und zu bleibendem Frieden, zum steten Ruhm des geliebten Vaterlandes sei, nahm es an, befahl sich in den Schutz der Obrigkeit gegen Uebelwollende und versprach in dieser Sache sein Aeußerstes zu thun.

Wettstein hatte seine Angelegenheiten bald in Ordnung gebracht. Reisepaß, Bevollmächtigungs- und Empfehlungsschreiben waren ihm schon eingereicht. Er nahm Abschied von den Seinen und schrieb für alle Fälle noch in der Nacht vom 3. December, von 12 bis 4 Uhr am Schreibtische sitzend, den Stand seines Vermögens, seine eingegangenen Verpflichtungen und seine Habe auf. Ein bedecktes Schiff mit weiß und schwarzer Fahne, von seinem Schwager, dem Lohnherrn Falkeisen mit Sitzen und Hausrath gar fein und wohnlich zur bequemen Stube eingerichtet, wartete sein an der Schifflände. Den 4. December früh bestieg er's in Begleitung seines Vetters und Schreibers, des Rathssubstituten Rudolf Burckhardt, seines vierzehnjährigen jüngsten Sohnes Fritz, seines Dieners Hans Hügi und zweier Ueberreiter in der Standesfarbe, und fuhr im Namen Gottes freudig ab. Muntere und wackere Basler Schiffleute führten ihn durch das nicht immer gefahrlose Gewässer. Nur, als sie über Breisach hinauskamen, mußte jedesmal von Zeit zu Zeit ein der Fahrt in der Gegend kundiger Steuermann mitgenommen werden. Die Reise gieng auf dem Rheine bis nach Westfalen hinunter. Aber der Hindernisse und des Aufenthalts war wegen der noch immer fortdauernden Feindseligkeiten nicht wenig. Zu beiden Seiten des Ufers, bald zur Linken, bald zur Rechten, lag in den Städten, Festungen und Schanzen französisch, bairisch, kaiserlich und anderes Kriegsvolk. Es mußte überall angehalten und der Reisepaß vorgewiesen werden. Auch rief das Soldatenvolk vom Ufer her das

vorüberfahrende Schiff an und einige Kopfstücke mußten den freien Durchpaß aufschließen. Bei den kurzen Tagen mußten die Schiffsleute oft stark arbeiten, damit man noch vor dem Schluß der Thore ankomme. Es erforderte der ganzen Vorsorge und Höflichkeit Wettsteins, damit des Morgens das Thor bei guter Zeit geöffnet werde. Nicht immer gelang's, an einem vor herumstreifendem Kriegsvolk sichern Ort zu übernachten. Mehr als einmal war er genöthigt, im Schiff auf der Bank liegend die Nachtruhe zu halten, während die übrige Schiffsmannschaft in einer Fischerhütte oder in einer schlechten Dorfschenke auf Stroh schlief. Endlich nach einer Fahrt von beinahe 14 Tagen war Wesel in Westfalen erreicht. Man packte das Gepäck auf einen Bauernkarren, mit Ackergäulen bespannt; zwei Pferde trugen den Bürgermeister und den einen der beiden Standesweibel; die Uebrigen fuhren im Wagen. Es war Kälte eingetreten und der Weg durch den Morast leis überfroren. Den Pferden brach oft unter dem einen Fuße das Eis ein, während das andre auf dem glatten Boden glitschte. Sie hatten große Noth ohne Schaden durchzukommen. Endlich nach zwei Tagereisen kamen sie am 18. December Abends wohlbehalten, Gott dankend, in Münster an.

---

### 3. Die ersten Erfahrungen bei seinem Geschäfte in Münster.

Im Wirthshause, wo sie abstiegen, fand sich nur kaltes Gemach, kalte Speise und saures Bier. Wettstein beeilte sich seine Leute nach einem Losament mit heizbarer Stube umher zu schicken. Sie fanden aber, da alle bessern Wohnungen mit den hohen Gästen und Ehrengesandten schon besetzt waren, nur schlechte und theure Gelegenheit. Für eine Behausung an abgelegenem Orte mit drei Betten, sechs Leintüchern, einem Dutzend Handtücher und einigem wenigen Küchengeschirr sollten 25 Reichsthaler im Monate bezahlt werden. Der Vertreter

Gemächer bis in die Mitte des Hofes begleitete. Am folgenden Tage endlich hatte der eidgenössische Abgeordnete Gehör bei den kaiserlichen Bevollmächtigten, dem Grafen Max von Trautmannsdorf, Graf Ludwig von Nassau und Herrn Kanzler Vollmar. Er mußte sich den Sitzen der drei Herren gegenüber in einen Stuhl setzen, und sie hörten seine Klagen und Beschwerden über die Anmaßungen der Kammer die Basel erduldet und das wohlbegründete Gesuch um Recht wider die Angriffe des Gerichts zu Speier auf seine längst besessene Freiheit aufmerksam an. Nachdem sie dann zur Seite getreten und eine Weile sich leise zusammen berathen, ertheilte Kanzler Vollmar in der Dreie Namen dem Bürgermeister Wettstein die Antwort, wiederholte von Wort zu Wort dessen Antrag und erklärte: sie wären aus Achtung gegen die Herren Eidgenossen ganz geneigt, ihm alsobald willfährigen Bescheid zu gewähren; denn kaiserliche Majestät begehre Alles aus dem Wege zu räumen, was den Frieden mit dem Bunde der schweizerischen Kantone stören könnte. Jedoch es sei dieß eine Sache die das ganze Reich angehe; darum werde nöthig sein, daß dieselbe zuvor dem kurfürstlichen Collegium und den Räthen des Reichs mitgetheilt werde. Ein Theil von diesen Herren und Ständen sei zur Verhandlung mit Frankreich in Münster, die Andern aber tagen um der dort befindlichen Herren Schweden willen in Osnabrück. So werde das Geschäft etwas verzögert werden: Wettstein möge sich das Warten nicht verdrießen lassen. Sie wollten die Sache möglichst befördern.

Dagegen konnte nun Wettstein allerdings nichts einwenden: er mußte der Sache ihren übungsgemäßen weitläufigen Weg lassen und es den Herren Kaiserlichen anheim geben, sie bei den Räthen des Reichs zu betreiben. Er begnügte sich, ein wachsames Auge auf den Gang der Dinge zu haben, und bei den Bevollmächtigten des Kaisers vorzubeugen, daß nicht das Fundament worauf seine Stadt ihr Begehren begründete ihm

aus Mißverstand unvermerkt entrückt werde. Vor Allem hütete er sich sorgsam, selber von sich aus mit den fürstlichen und den städtischen Reichsräthen in Verkehr und Unterhandlung zu treten, damit er nicht dadurch — wie auch seine Instruction lautete — die Freiheit Basels und der Eidgenossenschaft zu einem Gegenstande der Erörterung mit den Reichsständen werden lasse, und es den Anschein gewinne, als stehe die Stadt Basel noch unter dem Reiche. Mit Feinheit und Glück wußte er sich den Versuchen des kurmainzischen Kanzlers, des geschäftsleitenden Vorstandes in Reichssachen, welcher die Dinge in solcher Weise in die Hände zu bekommen suchte, zu entziehn, und dabei taktvoll den Zürnereien der kurfürstlichen Gesandten zu begegnen. Bald indeß mußte er bei seinem Geschäft mancherlei demüthigende Erfahrungen machen. Er hatte Anlaß zu spüren, daß für die hohen Herren die Basler Angelegenheiten nicht immer das gleiche Gewicht wie für ihn hatten. In einer Umgebung wo äußerer Prunk und standesmäßige Präsentation Alles galt spielte der Bürgermeister der Stadt Basel, wenn er nur zu Fuße, im Kothe watend, zur Audienz gieng, eine nicht sehr hoch angesehene Rolle. Sein Bote, Vetter Rudolf Burckhardt, mußte Stunden lang im Vorzimmer warten, bis ihm die ersehnte Stunde für seinen Herrn bewilligt wurde. Er aber erzeigte sich unermüdlich: wenn es hier nicht möglich war Gehör zu finden, ließ er alsobald an einem andern Ort darum anhalten; wenn es bei den Herren Grafen nicht gleich gehen wollte, versäumte er nicht bei ihren Secretarien sich Zugang zu verschaffen und allenthalben sein Geschäft ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Er bedachte nichts, als daß es an ihm, an seiner Mühe und einfachen Pflichttreue nicht fehlen möge. „Ich „sitze hier auf keiner Kilbe; ich will thun nach meinem äußersten „Vermögen und den Erfolg Gott befehlen", das war der unablässige Inhalt seiner Briefe an seinen Schwager und Gevatter, Rathsschreiber Rippel in Basel. Er durfte ihm bezeugen, daß

er nicht um der Ergetzlichkeit und Lustbarkeit willen seine Zeit „in Mistfalen“ zubringe, und daß er niemals mehr als höchstens einen halben Tag der Erholung gewiedmet habe. Dazu kam, daß in der ungesunden Luft der Gegend, bei der schlechten Lebensart sein altes Uebel, das Podogra (die Gicht) sich regte; es überfielen ihn große Schmerzen im Fuße, an beiden Schenkeln, im linken Knie, daß er keinen Schritt mehr gehen konnte; dann wieder hinderte ihn das böse Uebel, seine Hand zum Schreiben zu brauchen. Da wurde seine Ausdauer und Geduld auf manche harte Probe gestellt. Er mußte im Bette liegend Briefe an seine Herren in Basel schreiben, Erörterungen, Memoriale an die Herren Gesandten abfassen. Sechs und achtmal hat er da vor Schmerzen das Brett auf dem er schrieb zur Seite geworfen und es wieder, aufs Neue versuchend, zur Hand genommen. Doch er faßte sich in Geduld, hielt der Hand Gottes demüthig stille und trachtete in Hoffnung auf seine gnädige Durchhilfe dahin, daß durch seine Schuld nichts versäumt oder aufgehalten werde. Am Ende gelang es, daß, vornehmlich auf die Ansehngebietende Verwendung seines hohen Gönners, des Herzogs von Longueville, am Ende Januars 1647 beim kurfürstlichen Collegium und bei dem Rathe der Reichsfürsten zu Münster ein einhelliger Beschluß zu Gunsten von Basel zu Stande kam. Und Wettstein machte sich auf den Weg nach Osnabrück, damit bei den dortigen Fürsten und Räthen des Reichs eine gleiche Entscheidung gefaßt und dann das Reichsconclusum dem Kaiser von seinen Bevollmächtigten zum schließlichen letzten Entheißen geschickt werden möge.

---

### 4. Wettstein erlangt endlich, daß ein Beschluß der Reichsstände an den Kaiser übersandt wird.

Am 26. Jenner langte Wettstein mit seinem Comitate, er und der Quartiermeister zu Pferd, die Andern in einem mit

Wachstuch bedeckten Wagen, zu Osnabrück an. Es war eine beschwerliche Reise gewesen. Nur unter Wehgeschrei und Jammern hatte der noch immerfort an der Gicht Leidende in seine Stiefeln und aufs Roß und wieder davon hinunter gelangen können. Das Schlimmste aber war, daß hier seine Arbeit und Geduldsprobe aufs Neue, und im erhöhten Maaße, begann. Die Reichsstände zeigten sich zu Osnabrück noch schwieriger als in Münster, auf das Begehren von Basel einzugehn. Hatten sie doch eben den Tag vor seiner Ankunft noch beschlossen, die Gründe des Kammergerichts über die Frage zuvor anzuhören. Waren sie auf alle Weise sichtlich bemüht, die Sache recht in die Länge zu ziehen. Namentlich der Rath der Städte, welche der Stadt Basel ihre eidgenössische Unabhängigkeit neideten, konnte sich von der althergebrachten Anschauung nicht los machen, daß Basel eine Stadt des Reiches sei, daß somit höchstens von einer Bestätigung der alten kaiserlichen Privilegien, allenfalls von einer Ausdehnung derselben auch auf das kaiserliche Kammergericht die Rede sein könne. Auch machte eine Eingabe der Kammer an das mainzische Directorium, es machten Beschwerden und Klagen des unverschämten Florian Wachter über verweigertes Recht nicht wenig Eindruck bei ihnen. Wettstein hingegen war's um Höheres als nur um Solches zu thun. Er begehrte, wie er sich in einem von ihm aufgesetzten Schreiben ausdrückte, „daß die Freiheit und Unabhängigkeit gesammter „Eidgenossenschaft und aller ihrer Anverwandten nicht von der „Kammer mit ihren Subtilitäten durchlöchert und zu nichte ge„macht, daß der herrliche Purpur und das Ehrenkleid der Frei„heit, womit sie Jahrhunderte lang vor aller Welt Augen ge„ziert sei, ihr nicht ausgezogen und der geflickte, schnöde Rock „der Knechtschaft ihr wieder umgeworfen werden möge.“

So erneuerte er nun bei dem Kanzler Vollmar und dem Grafen von Avaux, die er ebenfalls in Osnabrück antraf, im Namen gesammter XIII Orte der Eidgenossenschaft seine

dringenden Vorstellungen. Er ließ sich's nicht verdrießen, wenn auch zuerst der Eifer dieser Freunde etwas erkaltet schien. Wollte sich auch etwa Unmuth und Unwillen bei ihm regen, wenn Dr. Vollmar sich entschuldigte, heut sei es unmöglich Audienz zu gewähren, man solle morgen wieder anfragen, und dann zum andern Mal die Antwort zurückkam, er sei mit andern wichtigen Dingen zu sehr beschäftigt; stieß ihn wohl etliche Male, als Graf Avaux das von Vetter Rudolf ihm überreichte Schreiben in die Tasche schob ohne es nur zu lesen, als er der Bestellung vergessend ihm unterwegs in seiner Karosse begegnete, im Stillen das bittere Gefühl an, dieser sonst so complimentöse „welsche Herr" lasse sich bei der Sache mehr Weile als sein vornehmerer Collega, der Herzog von Longueville: Wettstein ließ sich darüber keinerlei Empfindlichkeit merken und wiederholte, so oft er vorgelassen ward, in unverwüstlicher, beinahe unabweislicher Freundlichkeit und Festigkeit sein Gesuch; kam, wenn man nicht verstehen wollte, daß er seines Uebels wegen gern in der Kutsche geholt werden möchte, mühselig zu Fuße hergezappelt; brachte, wenn ihn das Zipperlein gar ins Zimmer bannte, seine Anliegen schriftlich vor, und drang in immer neuen Petitionen und Rechargen unaufhörlich darauf, daß er nicht nur in Sachen seiner Stadt, sondern auf Grund der längst erworbenen Freiheit und Unabhängigkeit der ganzen Eidgenossenschaft sein Begehren an kaiserliche Majestät gestellt wissen wolle, daß ihm eine bloße Bestätigung und Ausdehnung der alten Privilegien Basels auf Freisprechung vom Kammergericht nimmermehr genügen könne. Er redete ernstlich davon, die Ehre aller Eidgenossen sei bei dieser Sache betroffen; sie seien entschlossen, sich bei ihrem freien, souveränen Stande zu schirmen und Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Er verlangte, es sollen der Kammer ihre Zumuthungen vom Kaiser gänzlich und für immer gewehrt und abgethan werden. Bei den Secretären von Kurmainz aber, welches die Sache vor den

Reichsräthen anzubringen und darauf auszufertigen hatte und welches sich im Geheimen ziemlich spröde und der Kammer zu Speier zugeneigt zeigte, war er rastlos thätig, dieselben zu schleuniger Beförderung ihrer Obliegenheiten zu bewegen.

Zugleich ließ es jetzt der eidgenössische Gesandte nicht länger anstehn, in den Herren Schweden, deren Einfluß auf die evangelischen Stände besonders groß war, sich einen zweiten Fürsprecher zu verschaffen. Es war am 6. Februar Mittags, daß Bürgermeister Wettstein, wie er selber scherzhaft sich ausdrückt, „mit seinem ansehnlichen Comitate", seinem Schreiber, den beiden Ueberreitern im weiß und schwarzen Mantel und seinem Diener Hans Hügin, vor dem Hotel des Grafen Johann von Oxenstierna, dem Sohn des weltberühmten verstorbenen Kanzlers von Schweden, erschien. Eine mächtige Grandezza von Dienern, Aufwärtern, Pagen und Schildwachen, die vor den Zimmern stehen, empfängt ihn. Man führt ihn durch verschiedeue Zimmer, mit prächtigen Tapeten behangen, dann durch einen Saal, der mit großen silbernen Schilden, welche zu Leuchtern dienen sollen, geschmückt ist. Nun tritt er in eine Stube. Sie ist ringsum ganz mit schwarzen Tüchern umhängt. In einem Bette liegt der kranke, an Gliederschmerzen leidende Graf Oxenstierna. Wettstein muß sich in einen Sessel, der vor dem Bette steht, setzen. Er beginnt seine wohlgesetzte Rede, darin er des großmächtigen Fürsten, des hochseligen Königs Gustavus Adolphus, der den bedrängten evangelischen Ständen des Reichs zur Erhaltung der Freiheit ihres Standes und Glaubens zu Hilfe gekommen, und seiner Freundschaft gegen die eidgenössischen evangelischen Stände rühmend gedenkt, für die gleiche Gesinnung der Macht und Krone Schwedens und der jetzigen Fürstin und Königin Christina den Dank seiner Herren ausspricht, zuletzt des Geschäfts wozu er hieher gesendet worden und der Stimmungen die sich unter den Reichsständen wider Gewährung der Freisprechung der Eid-

genossenschaft von den Angriffen des Kammergerichtes zeigen Erwähnung thut und schließlich an Ihre Exzellenzen, die königlichen Minister von Schweden, das freundliche dienstwillige Ersuchen stellt, durch ihre mächtige Intervention den Fortgang der Sache bei den evangelischen Reichsständen erleichtern zu wollen. Graf Oxenstierna hinwieder dankt sehr freundlich in einer zierlichen Gegenoration der Ehre die ihm von den Herren Eidgenossen geschehe und erbietet sich, was er nur könne bei dem Werke die Speirer Kammer betreffend beizutragen. Darauf verbreitet er sich in einem vertraulichen Gespräche noch weiter über den gegenwärtigen Stand der Dinge beim vorhabenden Friedensschluß. Und Wettstein, von einem Besuche Kurbrandenburgs unterbrochen, nimmt seinen ehrerbietigen Abschied. Auch bei dem andern schwedischen Gesandten, Herrn Adler Salvius, hat er später Audienz erlangt, in welcher der redselige Herr wohl anderthalb Stunden lang zu seinem sichtbaren Wohlgefallen mit ihm, dem schlichten, verständigen und besonnenen Manne, sich unterredete und ihm zuletzt bis vor die äußerste Thüre des Hauses das Geleite gegeben hat.

Unter solchem unausgesetzten, jeden Anlaß behend ergreifenden, die Gebühr niemals überschreitenden Eindringen Wettsteins gedieh es doch am Ende in der Sache Basels allmälig zu einem günstigen allgemeinen Reichsschlusse. Doctor Vollmar entschied sich, indem er Wettstein seine Rechte reichte, entschlossen zu seinen Gunsten. „Ich habe,“ sprach er, „einmal Hand an das „Werk gelegt und will es mit Gottes Hilfe zu Eurer Herren „und der Eidgenossenschaft Zufriedenheit ausführen; seid das „versichert.“ Er wurde von da an seine hauptsächliche Stütze und sein Rathgeber in der Sache Basels gegen die Kammer, und wenn er sah, daß Wettstein nicht gut schreiten konnte, ließ er ihn in seiner Kutsche abholen. Avaux begann auch bei den Herren Kaiserlichen und anderswo, den schönen Redensarten die That beifügend, angelegentlich sich für das Begehren des Basler

Abgesandten zu verwenden. Die Schweden sprachen bei den evangelischen Reichsstädten für Wettstein. In einer Audienz bei den kaiserlichen Bevollmächtigten erklärte der edle Graf von Trautmannsdorf, wie Leid ihnen thue, daß seine Sache so lange verzögert werde, wie es eben, wo viele Köpfe seien, auch vielerlei Sinn gebe, wie sie aber mit ihrem Begleitschreiben und Gutachten was der Reichsbeschluß allenfalls Mangelhaftes enthalten möchte in der Weise erläutern würden, daß ohne Zweifel der letzte kaiserliche Entscheid nach dem Wunsche Basels und der Eidgenossen erfolgen werde; er möge nur noch etwa vier oder fünf Wochen zuwarten, so werde ihm der Entschluß seiner römischen Majestät eingehändigt werden. Wettstein war allerdings des langen Wartens herzlich müde; er hatte zuerst gehofft, in Basel wieder Fastnachtsküchlein essen, dann die Ostereier mit guten Freunden einschlagen zu können; jetzt mußte er's für das Höchste ansehen, wenn für den Bannritt am Himmelfahrtsfeste ihm ein Pferd bestellt werden könne. Ihn bekümmerten die Kosten die über dem Allem aufgiengen; jeder neue Wechsel den er ausstellen mußte kränkte ihn schwer; er wußte wohl, wie zu Hause eine höchst ungünstige Stimmung unter den Gegnern der ganzen Sendung herrschte, wie insonderheit der alte greise Bürgermeister Fäsch, wie's scheint nur aufs Sparen und nicht auf des gemeinen Vaterlandes Ehre und Wohl bedacht, immer davon redete, es sei kein Geld mehr vorhanden. Doch im Bewußtsein, daß er das Wort das er auf sich genommen eifrig und treu zu Ende zu führen habe, erklärte er sich bereit der kaiserlichen Antwort geduldig zu warten. Und die Reichsstände, in der Besorgniß, es möchte Unruhe oder Unwilligkeit gegen das Reich entstehn, die fremden Kronen Frankreichs und Schwedens könnten daraus Anlaß nehmen den Schluß des allgemeinen Friedens hinzuhalten, entschieden sich zuletzt, ein gemeinsames Conclusum für die Befreiung der Stadt Basel vom Kammergerichte einzureichen. Am 3. März endlich gieng dieser Beschluß

an den Hof des Kaisers ab. Die Freunde Wettsteins am Friedenscongresse wünschten ihm Glück zur Willfahr die er erlangt, und Alles versicherte: nun habe es mit seiner Sache keine weitere Noth mehr.

---

## 5. Wie Wettstein zuletzt das eigentliche Hauptziel seiner Sendung zu seiner vollen Befriedigung erreichen darf.

Mit dem ersten, immerhin nur vorläufigen Erfolge, den er in der Sache seiner Vaterstadt errungen hatte, war übrigens Bürgermeister Wettstein noch lange nicht gänzlich beruhigt. Sein weiter blickender, patriotischer Eifer hatte sich das Ziel gesetzt, der gesammten Eidgenossenschaft für ewige Zeiten die förmliche, sichere Anerkennung ihres alten freien und völlig souveränen Standes von den Mächten Europa's auszuwirken. Im künftigen gemeinsamen europäischen Friedenstractate sollte dieselbe feierlich ausgesprochen und in die Urkunden des europäischen Rechtes eingeschrieben werden. Ein Werk von welchem der französische Gesandte ihm erklärte: „wenn Ihr dieses dem „Reiche abzugewinnen versteht, werdet Ihr erst den großen „Wurf gethan haben." Somit verfügt er sich wieder nach Münster, stellt an die Bevollmächtigten Frankreichs daselbst die Frage: ob, wenn die Antwort des Kaisers abweisend oder ungenügend ausfallen sollte, sie dann im Namen ihres Königes seine Forderung als Bedingung des Friedens an das Reich stellen und dieselbe als einen besondern Punkt ihrem Projekt des allgemeinen Friedensinstrumentes einrücken würden. Und wie er darüber von Seiten der Franzosen die ausdrücklichsten Zusicherungen erhalten, kehrt er nochmals nach Osnabrück zurück, bringt es dahin, daß auch die Bevollmächtigten des Kaisers eine solche Einrückung in die schließlichen Friedenstractate für durchaus weise zur Sicherung der Eidgenossenschaft erklären, wendet sich auch an die Gesandten des Königreiches Schweden

und erhält von diesen alsobald die bereitwilligste Beistimmung. Graf von Oxenstierna erklärt: „die Eidgenossenschaft thue wohl, sich ihrer Freiheit zu versichern; wenn Frankreich es nicht thun wollte, so werde er's ins Friedensinstrument einrücken. Freilich, es gieng darum bei diesen Verhandlungen nicht Alles leicht und ohne Anstoß. Wettstein muß oft wieder neue Vorschläge zur Fassung des entscheidenden Punktes entwerfen. Es ist oft große Geduld nöthig, dem flatterhaften Grafen von Avaux einen endlichen, bestimmten Entschluß zu entlocken. Wettstein hat sein bescheidenes diplomatisches Schifflein sehr geschickt und gewandt, mit großer Geistesgegenwart und Beharrlichkeit, durch die widerstrebenden Wogen hoher gesandtschaftlicher Launen hindurchzuleiten gewußt. Endlich im Juni 1647 kam das Projekt Frankreichs zu Tage, darin ausgesprochen war: daß alle Versuche und Maßregeln der Reichskammer gegen irgend einen der XIII eidgenössischen und ihre zugewandten Orte der Freiheit und Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft durchaus entgegen seien und für alle künftigen Zeiten abgethan bleiben sollen. Auch die Bevollmächtigten Schwedens und des Kaisers übergaben ihrer Seits den Franzosen einen ähnlichen Entwurf zur Aufnahme ins Friedensinstrument, und der eidgenössische Abgeordnete konnte jetzt, da die drei Kronen für die Sache der Schweiz waren, mit demüthigem Danke gegen Gott, der es ihm in dem Hauptzweck seiner Bestrebungen also gelingen ließ, dem künftigen entscheidenden Friedensschlusse entgegensehn.

Uebrigens hat der stattliche Bürgermeister von Basel in aller Schlichtheit und Natürlichkeit gar wohl verstanden, seine Stellung als Vertreter der hochmögenden Herren der XIII Kantone der Eidgenossenschaft trefflich zu wahren. Es scheint doch eine gewisse innere Superiorität über die Dinge womit auf dem Friedenscongreß die Herren Abgeordneten einander zu überbieten suchten in seinem ganzen unbefangenen und freimüthigen Verhalten sich kund gegeben zu haben. Als er einmal zu Osna-

druck in seiner höchst geringen Herberge von Sr. Exzellenz dem schwedischen Gesandten, Herrn Adler Salvius, unversehens überrascht wurde und der vornehme Gast in zwei, innen mit carmosinrothem Sammt ausgefütterten, außen zierlich vergoldeten Karossen mit einem Gefolge von wenigstens zwanzig geschmückten Dienern vor der Thür des Hauses angefahren kam: stand Wettstein, schnell gerüstet und zum Empfange bereit, mit seinen wenigen Hofburschen am Eingang, empfieng ihn in aller gebührenden Höflichkeit und führte ihn durch den mit Schinken, Würsten und Speckseiten reich behangenen Hausgang in seine Stube ebenen Fußes, dem Zimmer seines Hausherrn, des Wollenwebers und seiner zahlreichen Familie, unmittelbar gegenüber. Da waren freilich im Wohn- und Schlafgemach des schweizerischen Gesandten keine prächtigen Geräthe. War es doch erst vor wenig Wochen noch der Hühnerstall des Miethsherrn gewesen und der Boden nur sehr unvollkommen von den Spuren der frühern Bewohner gereinigt. Wettstein mußte der Exzellenz statt eines Prunksessels nur einen schlechten, halb zerbrochenen Sessel hinstellen, der nur an einer Seite noch eine Lehne hatte; darauf lag ein blau, alt, schmutzig Wollweberkissen, aus welchem allenthalben Flaum und etliche Federn herausschauten. Für sich selber hatte er nichts als ein Stühlchen mit drei Füßen worauf er ihm gegenüber sich setzte. Er entschuldigte sich etwas verlegen des schlechten Losaments und unbequemen Sitzes den er dem hohen Gaste zu bieten habe; denn er sah wohl, wie unter der Last des dicken schweren Herrn der Stuhl auf dem unebenen Fußboden oft schwankte. Doch als Dieser lächelnd entschuldigte, er wisse wohl, man könne auf Reisen sein Losament nicht mit sich führen: verstand unser eidgenössischer Abgesandter vortrefflich, sich nichts weiter merken zu lassen und ließ sich ganz unbefangen mit ihm in ein langes inhaltreiches Gespräch ein, zeigte sich auch so sehr als liebenswürdigen Gesellschafter und einsichtsvollen Staatsmann, daß Herr

Salvius beinahe zwei Stunden lang bei ihm verweilte, des schlechten Sitzes ganz vergaß und die Ehre der Eidgenossenschaft keinerlei Eintrag bei dem Besuche erlitt.

Ueberhaupt war immer mehr sichtbar, wie der anspruchslose Mann durch sein verständiges Urtheil, durch seine kluge Rede, durch seine ganze unparteiische, dem Frieden Europa's und der evangelischen Sache zugeneigte Gesinnung einen nicht unbedeutenden Eindruck auf die welche ihn näher kennen lernten zu machen begann. Man hörte ihn gerne. Man begehrte seinen Rath auch in andern als eidgenössischen Angelegenheiten zu vernehmen. Zwar wußte er sich weislich und bescheiden in dem was nicht seines Amtes war zurückzuhalten; doch wo ihn die Instruktionen die er von den evangelischen Ständen erhalten dazu ermächtigten, schwieg er auch nicht, hoffend, es möge ein gutes Wort auch eine gute Statt finden, zeigte dem kaiserlichen Kanzler, wie sein Herr sich keine bessern Unterthanen gewinnen könnte, als wenn er ihnen Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährte, redete bei dem sehr katholisch gesinnten Grafen von Avaux den Evangelischen in Deutschland als den besten Freunden die Frankreich dort habe das Wort, sprach mit den Schweden herzlich darüber, wie sie ihrer Glaubensgenossen für welche sie das Schwert ergriffen doch nicht gar vergessen möchten, und ließ unter Lutheranern und Calvinisten manch ein gewichtiges Wort dafür fallen, daß sie dem gegenseitigen Schmähen und Lästern gegeneinander ein Ende machen und wie e i n Mann in der Sache zusammenstehen sollten. Es ward nachgerade offenkundig, welch eines guten Ansehens seine Meinung bei verschiedenen kurfürstlichen Gesandtschaften und bei den Herren Schweden genieße. Sein Hauptgönner aber, der Herzog von Longueville, hat ihn mehr als einmal zu sich in sein innerstes Kabinet aufgenommen und ihn über diesen und jenen Punkt um offenherzige Mittheilung seiner Ansichten befragt. So war

er auch der Erste welcher ihn, seine Herren die Eidgenossen zu ehren, bei sich zu Tische lud. Da ist er als der Stellvertreter einer selbstherrlichen Macht ganz förmlich und köstlich von Sr. Durchlaucht bewirthet worden. Er mußte in Hut und Mantel allein dem Herzog gegenüber zu Tische sitzen; es war ein Essen, der König selbst hätte es nicht besser zu geben vermocht; vier Gänge, jeder Gang von acht Gerichten, wurden aufgetragen; der Herzog legte ihm mit eigener Hand die Speisen vor. Mit entdecktem Haupte brachte der Herr Herzog stehend die Gesundheit der Eidgenossenschaft aus und blieb stehen, bis sein Gegenpart den Becher ausgetrunken hatte. Bald darauf, dem etwas langsamern Basler zuvorkommend, folgte das zweite Hoch auf das Wohl und Gedeihen der Stadt Basel. Wettstein, etwas überrascht, wagte nicht mit der Gesundheit des Königes erst nachher zu kommen, bat aufstehend um Erlaubniß, die Gesundheit Ihrer fürstlichen Hoheit trinken zu dürfen, was er, ebenfalls aufstehend annahm. Drauf brachte er noch das Hoch auf des Herzogs Frau Gemahlin und das Wohl des ganzen königlichen Hauses aus, dessen Glied er als Einer der Orleans war, was Seine Durchlaucht mit einem Trunk auf Wettsteins Wohl freundlich erwiederte. Auch der sonst ziemlich hochfahrende Graf Avaux begann ihm gegenüber sich auszusprechen, es sei bekannt, wie viel Gutes er bei den Schweden und den Evangelischen zu Osnabrück zur Herbeiführung des Friedens beitragen könnte.

Unterdessen hatte die Antwort des Kaisers auf das Gutachten der Reichsstände weit über die von der kaiserlichen Gesandtschaft anberaumte Frist hinaus sich verzögert. Den ganzen Sommer über war Wettstein von Tage zu Tage, von Woche zu Woche hingehalten worden. Bald hieß es, die Reichshofräthe des Kaisers werden durch immerwährende Veränderungen ihres Wohnsitzes, durch immer neuen Wechsel des kaiserlichen Aufenthaltes verhindert; bald wieder zeigte sich, daß am Hofe selbst Etliche eben keine rechte Lust zur Sache Basels hatten. Dazu

suchte die Kammer zu Speier, vom alten Kurfürsten zu Trier, in dessen Landen sie waren, unterstützt, neuerdings mitten im hangenden Streite Hindernisse hervorzurufen, und Wettstein mußte Alles anwenden, wenigstens einen Stillstand bis zu Austrag der Sache durchzusetzen. Es kam dem Basler Abgesandten oft vor, das „Basilische Ei wolle gar zu lange nicht ausgebrütet werden;" er besorgte, es möchte am Ende ein Ungeheuer „mit schönem Kopf, aber häßlichem Fuße und Schwanze" ans Tageslicht kommen. Doch Graf von Trautmannsdorf, der seit etlicher Zeit sich an den Hof des Kaisers zurückgezogen hatte, brachte endlich das Geschäft in bessern Gang. Anfang Septembers langte die Nachricht an, das Begehren Basels und der Eidgenossenschaft sei nach Wunsch im Reichshofrathe bewilligt worden. Und als zuletzt die Geldspenden Wettsteins für die dortige Kanzlei sich einstellten; so brachte ihm am 26. October Kanzler Vollmar auch die förmlich ausgefertigte Erklärung des Kaisers, las sie ihm vor und empfieng die mit gebührender Reverenz ihm im Namen seiner Prinzipalen dargebrachte Danksagung des Bürgermeisters von Basel. Nun war sein Geschäft, das er viel und oft dem Segen von oben anbefohlen, durch Gottes Hilfe und Leitung glücklich vollendet. Die gnädigen Herren zu Basel riefen Wettstein nach Hause zurück. Er ließ sich von den hohen Gesandtschaften der drei Kronen die schriftliche Versicherung ertheilen, daß beim künftigen Friedensschluß die Anerkennung der eidgenössischen Freiheit vom Reiche in das Friedensinstrument solle aufgenommen werden. Wettstein machte überall seine Abschiedsbesuche. Sein schlechtes Gemach zu Münster sah, wie früher einen Salvius und einen Herzog von Longueville, nun auch die Gegenbesuche eines Avaux und eines Grafen von Nassau. Der Kammerdiener des Herzogs brachte ihm eine goldene Kette, daran sein fürstlich Bildniß hieng, zum Abschiede. Er selber aber erklärte ihm, wie leid es ihm thue, ihn von nun an missen zu müssen. „Er sage es rund heraus,"

sprach er, „er habe an der ganzen Weise, wie er sein Werk „geführt, sein groẞes Wohlgefallen gehabt; so etwas hätte er „früher kaum möglich gehalten; durch seine gerade und offene „Rede habe er sich sein Herz für immer gewonnen."

## 6. Die Heimreise.

Am 11. November 1647 reiste der um sein Vaterland wohl verdiente Mann von Münster ab. Ihm war, als wenn er aus einem Gefängnisse befreit würde. Er hatte, so wohl er's verstand, in guter munterer Laune, mit Diener Hans seine Scherze treibend, dem Widrigen eine heitere Seite abzugewinnen, doch eine lange schwere Zeit der Mühe, der Entbehrung und der Sorge in der unwirthlichen Fremde verlebt. Oft und viel war dabei das Wort Gottes, das Gebet, die heilsame Furcht, die Alles seinem inwendigen Menschen bringen müsse, sein Trost gewesen. Und nicht das Leichteste war ihm, daẞ unterdessen daheim seine Hausfrau, ihm unerwartet gestorben war. Sie scheint sich nie ganz in seine lange Abwesenheit von seinem Hause gefunden zu haben; sie hat über ihn als einen pflichtvergessenen Mann gemurrt und nach ihrer Weise hart gescholten; es ist zweifelhaft, ob sie das viele Unrecht und Herzeleid das sie ihm in ihrem Ehstande angethan je recht eingesehen habe. Das drückte den wohlmeinenden Mann schwer, und er demüthigte sich darüber tief vor seinem Gott.

Die Abreise Landauswärts konnte nicht wie die Herfahrt zu Wasser gemacht werden. Er hatte sich, wie es damals üblich war, Pferde zur Reise und eine alte Kutsche, die er neu anstreichen ließ, gekauft. Vier Pferde zogen bei den schlechten Wegen die Kutsche, darinnen er und die Seinigen saßen; drei Rosse trugen die ihn begleitende Dienerschaft. Voran ritt jedesmal ein Trompeter der Herrschaft des Landes; der zeigte, wenn sie einem Orte sich näherten, sein Instrument blasend, die Ankunft

eines Gesandten eines souveränen Standes an. Die Thorwache trat ins Gewehr, der Trommler rührte die Trommel und das gehoffte Trinkgeld ward ihnen verabreicht. Es gieng über Duisburg und im Schiff den Rhein hinunter Köln zu, dann über Koblenz, Frankfurt, Heidelberg nach Straßburg, von da durchs Elsaß nach Hause. Wo die Straße wegen zuchtlosen Kriegsvolkes unsicher war, mußte eine Bedeckung von 8 bis 15 Musketieren zur Sicherheit mitgenommen werden. Ohne andern Unfall, als daß zwischen Koblenz und Limburg die Achse brach und in Frankfurt die vordern Räder durch neue mußten ersetzt werden, langte der Gesandte der Eidgenossenschaft am 5. December in Michelfelden an. Da kamen ihm von Basel her Herren des Rathes entgegengeritten, und denselben Abend fuhr er, gesund und wohlbehalten, nachdem er ein Jahr von Hause abwesend gewesen, wieder in seiner Vaterstadt ein. Die Wache stand unterm Thor und begrüßte ihren heimkehrenden Bürgermeister.

Den 5. Januar des folgenden Jahres stattete Wettstein dem Rathe über seine ganze Geschäftsführung Bericht ab. Im gleichen Monat begleitete ihn Oberstzunftmeister Brand nach Aarau, wo er vor der Conferenz der evangelischen Orte es noch umständlicher that. Den katholischen Kantonen gab im Februar der Rath zu Basel vollständigen Bericht darüber. Als dann am 24. October 1648 der westfälische Friede von den verschiedenen Mächten Europas förmlich unterschrieben wurde, war in demselben Friedensinstrument der Artikel wegen der vollkommenen Freiheit der Eidgenossen von dem römisch-deutschen Reiche ausdrücklich aufgenommen. Der Friedensbrief von Münster wurde zu allgemeiner Freude in der ganzen Schweiz unter Trommel- und Trompetenschalle verlesen. Der Rath zu Basel ließ eine große Denkmünze prägen, auf der einer Seits das Bild des Bürgermeisters Wettstein zu sehen war, andrer Seits der Friede, welcher die Palme in der Rechten, das zerbrochene Schwert in der Linken, auf zu Boden liegenden Waffen stand.

Zwar die Kammer und die Stände des Reichs versuchten noch zum letzten Mal wegen des Wachterischen Prozesses, der früher als das kaiserliche Decret falle, Ansprüche auf Basel zu erheben. Es kam noch einmal zu einer Beschlagnahme auf Baslerische Kaufmannsgüter. Und im Jahr 1650 mußten deswegen Bürgermeister J. R. Wettstein von Basel und Oberst Peregrinus Zweyer aus Uri nach Wien zum Kaiser gesandt werden, die Ausführung des westfälischen Friedens gegen die widerspenstischen Reichsglieder von ihm zu begehren. Im Februar 1651 kehrten sie nach glücklicher Beilegung der Schwierigkeit wieder zurück. Kaiser Ferdinand III. schickte einen reitenden Boten an das Kammergericht mit dem strengen Befehl, die Urtheile gegen Basel aufzuheben, die weggenommenen Güter herauszugeben und die schweizerische Freiheit fortan nicht mehr anzutasten, bei Strafe von 100 Mark Goldes und der Ungnade des Kaisers. Bei dieser Gesandtschaft gewann Wettstein des Kaisers besondere Gunst. Er hängte ihm beim Abschiede eine vierfache goldene Kette mit dem kaiserlichen Brustbilde um. Ja später verlieh er ihm noch und seiner gesammten männlichen und weiblichen Nachkommenschaft die Auszeichnung, in den Adelstand erhoben zu werden. Wettsteins besserer Lohn aber war die Achtung und das weithin durchs ganze Land reichende Vertrauen in seine Gerechtigkeits- und Friedensliebe und in die Staatsweisheit die er bekundet hatte. Sieben der vornehmsten Handelshäuser von Basel verehrten ihm einen großen goldenen Ehrenbecher. Der Rath, um den uneigennützigen Mann für seine vielen Versäumnisse in den eigenen Geschäften zu entschädigen, überließ ihm später um 2000 Gulden die ehemals Wettingischen Klostergüter in Riehen und Bettingen samt dem dazu gehörigen herrschaftlichen Hause.

# Bilder

aus der

# Geschichte von Basel

von

Abel Burckhardt.

## Fünftes Heft.

Das einundneunziger Wesen. — Hieronymus d'Annone.

Basel 1882.
Verlag von Felix Schneider.
(Adolf Geering.)

# Vorwort.

Es sollte dem Verfasser dieser Bilder aus Basels Geschichte nicht mehr beschieden sein das fünfte Heft im Druck erscheinen zu sehen; er gieng am 25. Juli 1882 nachdem er das 77. Lebensjahr schon überschritten hatte, zur ewigen Ruhe ein. Aber die Arbeit, die hiemit der Oeffentlichkeit übergeben wird, lag zum Drucke bereit in völlig fertigem Manuscript, so daß nur noch die Correctur der Druckbogen zu besorgen blieb. So ist der Verfasser mit der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, gerade zu dem beabsichtigten Abschlusse gekommen. Das Studium der Quellen, denen er emsig und gründlich nachgieng, nahm sein lebendigstes Interesse in Anspruch und füllte die letzten Jahre seines Lebens, seit er vom Pfarramt zurückgetreten war, auf das angenehmste aus; erst wenige Wochen vor seiner Auflösung legte er nach Vollendung der letzten dieser Arbeiten seine Feder nieder.

Es lag nicht in dem Plane des Verfassers seinen Darstellungen die Quellennachweise beizufügen, obschon er solche für jeden Satz hätte geben können. Da aber von dem Verleger gewünscht wurde, daß dem nachgelassenen Werke ein kleines Vorwort vorgesetzt werde, so möge bei dieser Gelegenheit für das vorliegende Heft Einiges darüber gesagt werden. Für das Einundneunziger Wesen wurde außer dem Einschlagenden bei Ochs, Geschichte Basels, die ausführliche Darstellung von Heinrich Escher im

II. Band des Archivs für schweizerische Geschichte und Landeskunde (1829) benützt, sodann der Aufsatz von Dr. K. Burckhardt im 8. Band der Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Basel; namentlich aber das auf der vaterländischen Bibliothek aufbewahrte handschriftliche Material, das die Protokolle der Verhandlungen zwischen den Bürgerausschüssen und dem Rath enthält. — Für das Lebensbild d'Annone's lag nächst der Druckschrift von Professor Chr. Joh. Riggenbach (Basel 1870) ein überreiches Material von Briefen an d'Annone und von dessen eigenhändigen Aufzeichnungen aller Art vor; dasselbe ist gesammelt in der von einem besondern Curatorium verwalteten d'Annone'schen Bibliothek; manches fand sich auch in dem kirchlichen Archiv des Antistitiums.

Die politischen Vorgänge einer übel geleiteten Freiheitsbewegung und das stille, aber segensreiche Wirken eines gottseligen Frommen und Seelsorgers, wie sie hier aus vergangener Zeit geschildert werden, bieten auch für das staatliche und kirchliche Leben der Gegenwart genug Warnendes und Ermunterndes. Und so mögen diese von der Hand eines guten Bürgers und ernsten Christen liebevoll ausgeführten Bilder auch liebevolle Leser finden!

# Das einundneunziger Wesen.

II. Band des Archivs für schweizerische Geschichte und Landeskunde (1829) benützt, sodann der Aufsatz von Dr. K. Burckhardt im 8. Band der Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Basel; namentlich aber das auf der vaterländischen Bibliothek aufbewahrte handschriftliche Material, das die Protokolle der Verhandlungen zwischen den Bürgerausschüssen und dem Rath enthält. — Für das Lebensbild d'Annone's lag nächst der Druckschrift von Professor Chr. Joh. Riggenbach (Basel 1870) ein überreiches Material von Briefen an d'Annone und von dessen eigenhändigen Aufzeichnungen aller Art vor; dasselbe ist gesammelt in der von einem besondern Curatorium verwalteten d'Annone'schen Bibliothek; manches fand sich auch in dem kirchlichen Archiv des Antistitiums.

Die politischen Vorgänge einer übel geleiteten Freiheitsbewegung und das stille, aber segensreiche Wirken eines gottseligen Frommen und Seelsorgers, wie sie hier aus vergangener Zeit geschildert werden, bieten auch für das staatliche und kirchliche Leben der Gegenwart genug Warnendes und Ermunterndes. Und so mögen diese von der Hand eines guten Bürgers und ernsten Christen liebevoll ausgeführten Bilder auch liebevolle Leser finden!

# Das einundneunziger Wesen.

# Das einundneunziger Wesen.

Die Streitigkeiten die im Jahr 1691 in Basel Regierung und Bürgerschaft gewaltsam entzweiten scheinen dem Freunde unsrer Geschichte kaum irgend etwas Anziehendes und Erbauliches zu bieten. Ich habe lange angestanden, ob ich diesem „einundneunziger Wesen" einen Raum in diesen Blättern einräumen solle. Ist es doch beinahe nichts als das wenig ehrenvolle Bild heilloser Verwirrung und Zerrüttung unseres Gemeinwesens was unsern Blicken in demselben entgegentritt. Im gesammten Vaterlande wurde damals darob wie es in Basel zugehe allgemeine Klage geführt: „das rechte Auge der Eidgenossenschaft sei gefährlich erkrankt; die schönste Blume sei aus ihrem Kranze gerissen." Und der Ausgang der im Anfange Besseres versprechenden Bewegung ist ein durchaus unbefriedigender, ja ein erschütternd tragischer gewesen; die Hoffnung aller Wohlmeinenden auf eine Erneuerung, „eine Reformation" des gemeinen Wesens wurde schließlich bitter getäuscht; man mußte froh sein, daß die Dinge am Ende so ziemlich wieder in die vorigen Zustände zurückkehrten. Und doch ist für den welcher auf den ganzen Gang der Bewegung sorgsam achtet dieser unglückliche und verfehlte Versuch einer Umwandlung äußerst lehrreich und beherzigenswerth. Es liegt darin eine ernste Warnung vor den Schritten ungestümer gewaltthätiger Aenderung, welche das Ansehen des

gottgeordneten Regiments geringschätzt und das allgemeine Wohl in die Hände einer unberufenen wetterwendischen Menge liefert. Denn es ist in der Geschichte über dem verwirrenden Thun und Treiben der Menschen das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit zu spüren, die uns in der natürlichen Entwicklung unseres eigenen Thuns die alte große Lehre ertheilt, wie die Sünde nichts als Verderben bringt und Gerechtigkeit allein ein Volk zu erheben im Stande ist.

---

## 1. Die Zustände des damaligen Regimentes in Basel.

Es waren keine erquicklichen Zustände in denen wir in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Regiment zu Basel antreffen. Das aristokratische Geschlechterregiment war längst dahin und zu Ende. Aber eine oligarchische selbstherrliche Regierung, wie das im ganzen Zuge der damaligen Zeit lag, war unvermerkt an seine Stelle getreten. Nur zur Zeit der Kirchenreformation war's für eine kleine Weile vorübergehend anders gewesen. Jetzt war längst die Regierung die alleinige Trägerin der obrigkeitlichen Gewalt, und der Bürgerschaft war, wiewohl aus ihren Zünften die Regierenden gewählt wurden, alle Betheiligung an der Leitung des Gemeinwesens versagt. Der Rath wählte und ergänzte sich selbst. Alle Jahre wechselten der alte und der neue Rath unter ihren selbsternannten Häuptern, den beiden Bürgermeistern und den zwei Oberstzunftmeistern. Diese beriethen zusammen über das gemeine Wohl. Sie hießen „die gnädigen Herren und Oberen“, besetzten vom höchsten bis zum niedrigsten alle Ehrenämter und Dienste, übten die Strafrechtspflege, schalteten frei über die Verwaltung des öffentlichen Guts und hielten sich für die alleinigen Eigenthümer

des Staatswesens. Zwar war schon frühe Uebung gewesen, daß der Rath in schwierigen Fällen je und je auch „die Sechser“ der Zünfte, die alten und die neuen, zusammenberief und zu entscheidender Berathung beizog. Man nannte deshalb diese Vereinigung beider Räthe und der Stellvertreter der Bürgerschaft „den großen Rath“ oder die „Herren des mehreren Gewalts“. Aber diese Sechser wurden längst nicht mehr anders als durch die Rathsherrn und Vorstände der Zünfte gewählt und waren, ganz unter dem Einflusse der Regierung stehend, immer mehr zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Es war Sitte geworden, daß der Rath den Beschluß vorher faßte und die Herren Sechser nur noch zum Schein, in aller Höflichkeit und Unterthänigkeit, ihre Bestätigung ertheilten. Oft gieng's Jahre lang, daß nie mehr ein großer Rath versammelt wurde. Es schien nur noch zu geschehen, damit die Sechser auch einmal das Vergnügen hätten, nach ihrer Rangordnung an ihrem Platz im Rathssaale zu sitzen.

Unter solchen Umständen nahmen bei Bestellung der Aemter die Wahlumtriebe und Bestechungen immer mehr überhand. Die Sucht nach Rang und Titel lag überhaupt im kleinlichen Geist jener Zeiten. Jedermann wollte etwas vorstellen und gelten; Mann und Weib begehrten einen Ehrentitel zu führen; die besondere Kleidung wodurch der obrigkeitliche Stand sich auszeichnete, der Basel-Hut und das stattliche Habit, mag nicht wenig dazu beigetragen haben. Die nach Ehrenstellen begierigen Reichen boten den Geringern, die als Zunftmeister oder Rathsherrn eine Stimme hatten, Mieth und Gaben für ihre Stimme; Gastmähler, Geschenke, Versprechungen, Gunst und Ungunst der Hochgestellten übten mächtigen Einfluß; man hoffte von den Gönnern irgend einen einträglichen Dienst. Ohnehin spielten damals weit mehr als bei uns Familienansehn und Familienrücksicht eine überwiegende Rolle. Man hielt es kaum für etwas

Unrechtes, es ward für eine eigentliche Pflicht und Schuldigkeit angesehn, Freunden, Gönnern, Anverwandten den Vorzug zu geben. Der Rath selbst gestand es einmal in öffentlicher Verordnung ehrlich ein, es könne bald kein ehrenhafter Bürger mehr blos um seiner Tugenden und Verdienste willen auf eine Beförderung hoffen. Die gemeine Rede gieng unter der Bürgerschaft: „wer nicht spendiere, möge nimmermehr in den Rath gelangen". Allgemein, bis in die andern Kantone hinein, war bekannt, daß zwei Weiber, Frau Esther Hummel, die Frau des Oberstzunftmeisters Brunnschwyler, und namentlich ihre Schwägerin, die ehrgeizige, schöne Ehefrau des Oberstzunftmeisters Christoph Burckhardt, Frau Salome Schönauer in Basel das Regiment führen. Es wurde gesagt, Brunnschwyler habe, von seinem ehrsüchtigen Weibe beredet, sich seine Oberstzunftmeisterstelle wohl 4000 Thaler kosten lassen, und die ränkevolle Frau Salome wisse durch ihre Liebenswürdigkeit die Rathsherren so einzunehmen, durch ihre Dienerinnen und Läuferinnen, die sie heimlich herumschicke, Alles so zu bearbeiten, daß alle Aemter und Dienste nach ihrem Sinn und Willen besetzt werden. Im Rath hatten dazumal die beiden vornehmen, auf einander eifersüchtigen Familien der zahlreichen Burckhardte und der Sozine mit ihrem Anhange Alles in ihren Händen, und wer etwas gelten wollte, mußte zu einer von diesen beiden Parteien sich halten. Nachkommen alter Baslergeschlechter sahen mit Neid und Mißgunst auf diese theils aus italienischen Landen, theils ab dem Schwarzwald zu uns eingewanderten Bevorzugten. Daneben wurde vielfach Klage geführt und oft Mißtrauen laut gegen die gewissenlose Verwaltung der öffentlichen Güter, namentlich der ehemaligen Stifts- und Klostergüter, ja selbst des Waisen- und Armenguts. Die Bediensteten beschwerten sich, sie erhielten ihre Besoldungen in Spreu statt in Korn und statt des Weines in saurem Essig. Selbst in den Gerichten

war Bestechung nichts Unerhörtes. Man erzählte sich allerlei von einem Eherichter aus den Burckhardten, welcher um der silbernen Becher willen die seine Frau annehme den Spottnamen des „Becherherrn“ erhalten hatte.

Es konnten allerdings solche Umtriebe nicht ohne offenbare Verletzung des Wahl- und Amtseides geschehen. Insonderheit seit zu ihrer Verhütung im Jahr 1688 bei Einführung einer neuen Wahlordnung der Eid ungemein verschärft worden war. Denn es mußten vor der Wahl die Wähler auf den Knieen zu Gott schwören, es habe sie Niemand um ihre Stimme angesprochen, es sei ihnen weder öffentlich noch heimlich irgendwie Geld oder Geldeswerth darum gegeben oder versprochen worden. Und die Gewählten mußten ebenfalls mit einem theuern Eide versichern, daß sie Solches gegen Niemand gethan hätten. Aber alle Dämme die man wider das eingerissene Verderben aufrichtete, auch die äußerst verwickelte Ballotierordnung die es hindern sollte, erwiesen sich je mehr und mehr erfolglos. Der Ehrgeiz, der Geldgeiz, das Beispiel der großen Mehrheit waren stärker als die Gottesfurcht. Als nun im November 1690 beim Tod des Bürgermeisters Hans Jakob Burckhardt die darauf folgenden Wahlen so ausfielen, wie's nach den herrschenden Parteien Jedermann zum Voraus erwartet hatte, so war die allgemeine Ueberzeugung, es gehe Alles nicht nach Würdigkeit oder Verdienst, sondern wie es vorher abgeredet worden. Dazumal pflegten die Diener des göttlichen Worts die Mißbräuche und Sünden auch der Obrigkeit mit großer Freimüthigkeit öffentlich zu rügen. Man erinnere sich, wie seiner Zeit in Zürich Antistes Breitinger dem versammelten Rathe die angenommenen Geschenke, strafend und den Herren in's Gewissen redend, vorhielt. Und da nun alle Vorstellungen welche die Basler Geistlichkeit an den Rath richtete völlig vergeblich blieben, so begannen sie, ob der Geringschätzung des Eides empört, laut und ungescheut auf allen

Kanzeln wider die schwere Sünde des Meineids wodurch in Basel der Name Gottes entheiligt werde zu predigen. Sie thaten es unablässig und heftig, nicht genugsam bedenkend, was für eine Stimmung sie damit in den Gemüthern der Bürgerschaft wider die Obrigkeit hervorriesen; sie thaten es aber in der ernsten Sorge um das Wohl und Heil des Vaterlandes, um Abwendung des göttlichen Mißfallens von ihrer Vaterstadt. Unaufhörlich hörte die Gemeine wider die eingerissene Pest des Meineides eifern und darauf dringen, daß dieses Aergerniß endlich einmal mit der Wurzel ausgerissen und bestraft werde. In der gesammten Bürgerschaft, die nur allzugeneigt war über das Treiben der Regierung zu lästern, erwachte eine allgemeine Entrüstung; man redete bald von nichts Anderm mehr, als wie der schwere Bann der über unserer Stadt liege müsse weggethan werden.

---

## 2. Die ersten Anfänge des Versuches zur Besserung des Regiments.

Vier wohlmeinende Herren, denen der Zustand unseres Gemeinwesens zu Herzen gieng, fiengen an ganz im Geheimen zu vertraulichen Besprechungen zusammen zu treten. Es waren zwei Mitglieder des Raths, der Rechtsgelehrte Daniel Falkner und Rathsherr Christoph Iselin; daneben zwei Großräthe, der Salzherr Hans Rudolph Burckhardt, der nicht in das Treiben seiner Familie verstrickt war, und der Wechsler Hans Jakob Wettstein. Sie öffneten sich ihre Gedanken über die unverantwortliche Aemtersucht und das schmähliche Weiberregiment. Rathsherr Falkner meinte, es gelte bald vom Basler Regimente das Wort des Propheten: „von der Fußsohle bis zum Scheitel

ist nichts Gesundes an ihm.“ Die Zahl dieser geheimen Berathungen mehrte sich; es kamen noch siebzehn andere Herren Sechser und Zunftmeister dazu: ein Hagenbach, ein Sarasin und der wohlberedte, in solchen Dingen erfahrene Doctor der Rechte, Jakob Heinrich Petri. Indem sie sich fragten, wie den Mißbräuchen ein Ende gemacht und eine Reform des Regierungswesens, ein „Reformationswerk“, wie sie es nannten, angebahnt werden möchte: kamen sie darauf, es müsse von Grund auf geholfen, der große Rath müsse aus seiner Geringschätzung und Unbedeutendheit herausgehoben werden. Sie wußten etwas von Freiheiten und Privilegien die einst die Bürgerschaft durch kaiserliche Briefe erhalten, von einer höchsten gesetzgebenden Stellung die dem großen Rathe im Jahr 1529 einmal gewährt worden. Wiewohl ihre Gedanken darüber nicht ganz deutlich und richtig waren, meinten sie, diese ihren Voreltern genommenen und geraubten Rechte müßten wieder gewonnen werden. Als sie nun erfuhren, die Räthe wollten auf den 18. November 1690 den großen Rath zusammen berufen wegen der Festung Hüningen die der König von Frankreich an der Schweizergränze zu bauen gedenke: hielten sie das für einen günstigen Anlaß, um Hand an das Werk zu legen. Herr Hans Rudolph Burckhardt war als Sechser der Zunft zum Schlüssel der Vorsteher seiner Genossen im großen Rath und hatte alter Uebung nach das erste Votum auf den Vortrag der Regierung. Es wurde beschlossen, er solle dann dem üblichen Dank für die angewendete Fürsorge beifügen, wie bei den gegenwärtigen bedenklichen Umständen eine nähere Vereinigung zwischen kleinem und großem Rathe gesucht und diesem seine alten unverjährbaren Rechte wieder eingeräumt werden möchten. Am Abend vor den Großrathsverhandlungen waren die Freunde bis spät in der Wohnung des Doctor Petri versammelt. Es war eine stürmische Nacht. Die Rathswache soll in der Stube des großen Raths ein

Kanzeln wider die schwere Sünde des Meineids wodurch in Basel der Name Gottes entheiligt werde zu predigen. Sie thaten es unablässig und heftig, nicht genugsam bedenkend, was für eine Stimmung sie damit in den Gemüthern der Bürgerschaft wider die Obrigkeit hervorriefen; sie thaten es aber in der ernsten Sorge um das Wohl und Heil des Vaterlandes, um Abwendung des göttlichen Mißfallens von ihrer Vaterstadt. Unaufhörlich hörte die Gemeine wider die eingerissene Pest des Meineides eifern und darauf dringen, daß dieses Aergerniß endlich einmal mit der Wurzel ausgerissen und bestraft werde. In der gesammten Bürgerschaft, die nur allzugeneigt war über das Treiben der Regierung zu lästern, erwachte eine allgemeine Entrüstung; man redete bald von nichts Anderm mehr, als wie der schwere Bann der über unserer Stadt liege müsse weggethan werden.

---

## 2. Die ersten Anfänge des Versuches zur Besserung des Regiments.

Vier wohlmeinende Herren, denen der Zustand unseres Gemeinwesens zu Herzen gieng, fiengen an ganz im Geheimen zu vertraulichen Besprechungen zusammen zu treten. Es waren zwei Mitglieder des Raths, der Rechtsgelehrte Daniel Falkner und Rathsherr Christoph Iselin; daneben zwei Großräthe, der Salzherr Hans Rudolph Burckhardt, der nicht in das Treiben seiner Familie verstrickt war, und der Wechsler Hans Jakob Wettstein. Sie öffneten sich ihre Gedanken über die unverantwortliche Aemtersucht und das schmähliche Weiberregiment. Rathsherr Falkner meinte, es gelte bald vom Basler Regimente das Wort des Propheten: „von der Fußsohle bis zum Scheitel

ist nichts Gesundes an ihm." Die Zahl dieser geheimen Berathungen mehrte sich; es kamen noch siebzehn andere Herren Sechser und Zunftmeister dazu: ein Hagenbach, ein Sarasin und der wohlberedte, in solchen Dingen erfahrene Doctor der Rechte, Jakob Heinrich Petri. Indem sie sich fragten, wie den Mißbräuchen ein Ende gemacht und eine Reform des Regierungswesens, ein „Reformationswerk", wie sie es nannten, angebahnt werden möchte: kamen sie darauf, es müsse von Grund auf geholfen, der große Rath müsse aus seiner Geringschätzung und Unbedeutendheit herausgehoben werden. Sie wußten etwas von Freiheiten und Privilegien die einst die Bürgerschaft durch kaiserliche Briefe erhalten, von einer höchsten gesetzgebenden Stellung die dem großen Rathe im Jahr 1529 einmal gewährt worden. Wiewohl ihre Gedanken darüber nicht ganz deutlich und richtig waren, meinten sie, diese ihren Voreltern genommenen und geraubten Rechte müßten wieder gewonnen werden. Als sie nun erfuhren, die Räthe wollten auf den 18. November 1690 den großen Rath zusammen berufen wegen der Festung Hüningen die der König von Frankreich an der Schweizergränze zu bauen gedenke: hielten sie das für einen günstigen Anlaß, um Hand an das Werk zu legen. Herr Hans Rudolph Burckhardt war als Sechser der Zunft zum Schlüssel der Vorsteher seiner Genossen im großen Rath und hatte alter Uebung nach das erste Votum auf den Vortrag der Regierung. Es wurde beschlossen, er solle dann dem üblichen Dank für die angewendete Fürsorge beifügen, wie bei den gegenwärtigen bedenklichen Umständen eine nähere Vereinigung zwischen kleinem und großem Rathe gesucht und diesem seine alten unverjährbaren Rechte wieder eingeräumt werden möchten. Am Abend vor den Großrathsverhandlungen waren die Freunde bis spät in der Wohnung des Doctor Petri versammelt. Es war eine stürmische Nacht. Die Rathswache soll in der Stube des großen Raths ein

unheimliches, verhängnißvolle Dinge verkündigendes Gepolter vernommen haben.

In der Sitzung des großen Rathes gieng's nach der getroffenen Verabredung; es ward die Zusicherung ertheilt, der kleine Rath werde darüber berathen und seine Anträge vor den großen Rath bringen. Da man am folgenden Morgen vernahm, es sei im Rathe der Sache mit keinem Worte gedacht worden, versammelten sich alsbald, fürchtend man wolle Alles nur mit Stillschweigen übergehen, ihrer fünfzig Sechser auf der Schlüsselzunft und ordneten sechs Männer ab, die mit Vorsteher Burckhardt zu den Herren Häuptern giengen. Sie versicherten freilich, wie es ihnen um nichts als um die Ehre Gottes, um Abstellung der unerträglichen Mißbräuche, um Einführung einer Gott und Menschen gefälligen Ordnung zu thun sei; unter der Bürgerschaft herrsche große Unzufriedenheit ob dem was sie in allen Kirchen von dem vielen Meineide, womit Gott erzürnt werde, vernehmen müßten; sie wollten nur das sinkende Ansehen der Regierung beim Volk wieder heben helfen. Bürgermeister Emmanuel Sozin, ein kluger und bedachtsamer, übrigens in aller Ruhe und Zurückhaltung sehr charakterfester Mann, gab beruhigende Antwort und versprach auf den 1. Dezember den großen Rath zusammen zu berufen. Die Herren giengen auch zum Obersitpfarrer, Dr. Peter Werenfels. Der empfieng sie nicht anders denn wie Engel Gottes, welche der unglücklichen Vaterstadt die ersehnte Hilfe vom Himmel brächten. Er ermahnte sie, vom begonnenen guten Werke nicht abzustehn, bis das Uebel von Grund aus völlig ausgerottet sein werde, ließ sie ihm aber dabei heiliglich versprechen, daß sie nichts wider die Gewalt der Obrigkeit noch wider das ihr gebührende Ansehn unternehmen wollten. Es schien in der That, es würde nun von den gesetzmäßigen Behörden in Ruhe und Eintracht eine neue und bessere Ordnung des ganzen Regiments eingeführt

werden. Viele waren voll Hoffnung und guter Erwartung: die Sechser freuten sich, einmal auch zum Wohle des Ganzen mitrathen und -stimmen zu können; der gemeine Mann, den die Fruchtsperre in den Nachbarstaaten empfindlich drückte, erwartete billigeres Brot zu erhalten; die Geistlichkeit selber schien von ganzem Herzen zu dem Begehren zu stehn.

Doch die Hoffnung auf eine friedliche Lösung ward schon vor der erwarteten Grossrathssitzung in bedenklicher Weise gestört. Denn als der Amtsbürgermeister den Vorsteher der Sechser zu sich berief, um ihm über ihr häufiges Zusammenlaufen das Mißfallen seiner gnädigen Herrn zu bezeugen: wollten die Herren Sechser in ihrem Eifer um die gute Sache sich das durchaus nicht wehren lassen. Sie erblickten darin nichts als ein unwilliges Sträuben des Raths. Sofort traten auf der Schmiedenzunft Sechserausschüsse, vorerst zwei von jeder Zunft und Gesellschaft, zusammen, die sich bald, obgleich sie höchstens zu gemeinsamer Besprechung befugt waren, als eine gesetzmäßig geordnete Behörde gebärdeten, in deren Namen am 1. December Herr Hans Rudolf Burckhardt zum großen Rathe redete und in deren Versammlungen, darin Doctor Petri das große Wort führte, vorher bestimmt wurde, was im großen Rathe durchgesetzt werden sollte. Die Mehrheit entschied zwar gleich in der Grossrathsversammlung, es sollen dem großen Rathe auf ewige Zeiten seine alten Rechte und Gerechtigkeiten gewährt und bestätiget sein. Auch ward die Bestellung aller Ehrenämter und aller öffentlichen Dienste in seine Hand gelegt. Man stellte zur Vorberathung des gesammten Reformationswerks eine Commission von Rathsdeputierten (4 Kleinräthen und 18 Großräthen) auf. Aber die Sechserausschüsse setzten ihre Versammlungen auf der Schmiedenzunft unausgesetzt fort und stellten immer weitere Begehren an die Herren im kleinen und großen Rathe. Sie überschritten immer mehr die gehörigen Schranken. Mag sein, daß ihr

Mißtrauen gegen die Regierung, als wolle sie nur zaudern und zurückhalten, nicht ganz unbegründet war. Doch es war bald keine allseitige und ruhige Berathung mehr. Es war eine zwiespältige Unterhandlung zwischen zwei einander feindlich gegenüberstehenden Parteien. Die Sechser eigneten sich, als ob nicht Klein- und Großrath miteinander die oberste Behörde wären, den Titel „der Herren des mehreren Gewalts" eigenmächtig zu. Die Herren der Regierung, bisher die eigentlichen Träger der gottgeordneten obrigkeitlichen Macht, sahen sich in ihrem Jahrhunderte lang geübten unbestrittenen Besitze durch eine neue und ungewohnte Mehrheit im großen Rathe beständig gefährdet, angegriffen, bei jeder Gelegenheit überstimmt. Vier geheime Herren wurden aufgestellt, die über Alles was gegen Gesetz und Ordnung gesündiget werde wachen sollten. Der kleine Rath mußte in einem obrigkeitlichen Mandate Jedermann beim Bürgereid auffordern, Alles was er von geschehenen Bestechungen und Wahlumtrieben wüßte, ja was er nur von Andern darüber vernommen, den Geheim-Herren anzuzeigen. Die Ausschüsse erzwangen durch ihre steigenden Forderungen, daß selbst die Entscheidung über die des Meineides Angeklagten dem großen Rathe übertragen wurde. Ein offenbarer Eingriff in das Strafrecht der Regierung. Man befand sich bereits auf der schiefen Ebene eines leidenschaftlichen Parteikampfes. Der Rath erklärte schon am Schlusse 1690, man habe genug nachgegeben; es sei schon mehr gewährt, als im Jahr 1529 je eingewilliget worden. Doctor Werenfels und seine Amtsbrüder, die unerwünschte Wendung welche die Sache nahm tief beklagend, warnten mit Ernst vor übermäßiger Begehrlichkeit, vor einer Neuerungssucht welche die Achtung vor dem Ansehn der Obrigkeit untergrabe. „Wenn man sich allzu hart schneuzt", rief der Herr Antistes der Deputiertenversammlung auf dem Rathhause entgegen, „so pflegt zuletzt Blut heraus zu kommen."

---

## 3. Die Bürgerausschüsse.

Der Rath selber that einen Schritt welcher die Sache in noch gefährlichere Hände legte. Es war nichts ganz Unerhörtes, daß die Regierung in bedenklicher Lage etwa auch die Stimmung der Bürgerschaft zu erforschen suchte. Auf Sonntag den 25. Januar 1691 wurde auf Befehl des Raths ein „Bürgergebot" angestellt. Die beiden Oberstzunftmeister Christoph und Hans Balthasar Burckhardt verfügten sich sammt drei andern Rathsgliedern auf die fünfzehn Zünfte der Stadt und zu den drei Gesellschaften des minderen Basels und trugen den versammelten Bürgern vor, wie sich seit etlicher Zeit etwas Streits zwischen den kleinen und großen Räthen erhoben, wie die Regierung bisher den Wünschen der Bürgerschaft volle Rechnung getragen, wie sie aber nun auch von dieser zu vernehmen wünsche, ob sie sich ihres Beistandes in Lieb und Leid versehen und getrösten dürfte. Sie hofften, die alte Achtung vor den gnädigen Herren und Obern werde ihnen eine günstige und geneigte Antwort verschaffen. Aber der unglückliche Versuch schlug völlig fehl; auf den meisten Zünften zeigte sich die Stimmung der Bürgerschaft höchst aufgeregt, voller Mißtrauen und Feindseligkeit gegen die Regierung. Es erhob sich roher Tumult und allgemeine Verwirrung; die Herren mußten aus dem Munde ihrer Bürger die bittersten Vorwürfe hören; auf der Zunft zum Himmel klopfte der Kupferstecher Thurneisen dem Herrn Oberstzunftmeister Christoph Burckhardt unsanft genug auf die Achsel und sagte: „es muß zuvor, ehe dem Rath „wieder Achtung und Treue gewährt werden kann, derselbe von „den vielen Meineidigen die darin sitzen gesäubert sein." Seiner Weisheit standen ob dem erlittenen Schimpf die hellen Thränen in den Augen. Die Zunftbrüder, von Doctor Petri und

seinen Freunden schon dahin bearbeitet, begehrten Bedenkzeit und wählten Ausschüsse aus der Bürgerschaft (4 von jeder Zunft), welche nun als eine neue völlig eigenmächtige Behörde oft und viel zum Safran zusammentraten und die von Petri ihnen vorgelegten Zuschriften und Begehren an die Commission der Rathsdeputierten, an die Sechzierausschüsse zu Schmieden, an die hohe Regierung erließen, in den Gang der gesetzmäßigen Verhandlungen eingriffen, baten, begehrten, verschrieben, ihre Unzufriedenheit bezeugten und anfingen auf die überwiegende Mehrzahl der Bürgerschaft die sie im Rücken hätten zu trotzen. Wenige Tage nachher wurd Petri von den Bürgerausschüssen zu ihrem [illegible] ernannt. Sie gaben ihm einen förmlichen Gewaltbrief in die Hände. [illegible]

erbietiger Beugung und mit unbedecktem Haupt im großen Rath ihn zu empfangen.

Es ward nun ernstlicher zur Bestrafung der Wahlumtriebe und des damit verbundenen eidesvergessenen Unwesens geschritten. Der erste den es traf war der Zunftmeister J. Jakob Sozin. Er hatte dem Meister Hans Heinrich Salathe bei Nacht durch seine Dienstmagd einen silberbeschlagenen Spazierstock mit etwas Gerstenzucker und Pomeranzenschnitzen zum Meßgeschenke geschickt; wie er sagte, ganz unabsichtlich; nur um ein Wort das er ihm gegeben und woran ihn dieser wieder gemahnt hatte zu lösen. Von zwei Saum Habsheimer Weines die er ihm vor's Haus führen ließ wollte weder er noch Salathe etwas wissen. Auch war dem Zunftmeister Theodor Roth ein gleicher Stock von der Magd in's Haus gebracht worden, den er aber nach einigem Besinnen bald wieder zurückgeschickt haben wollte. In der Großrathssitzung vom 3. Februar, da beinahe der ganze sozinische Anhang in Austritt war, wurde Sozin seines Dreizehner-Amtes entlassen und mit 100 Sack Getreide, das unter die Armen vertheilt werden sollte, gebüßt. Salathe ward lebenslänglich von Ehr und Eid entsetzt, Roth kurz darauf seines Fehlers halb für 3 Jahre aus dem Rathe gewiesen. Der erste Anfang reizte die Bürgerschaft zu immer ungeduldigerem Eingreifen. Sozin sah sich genöthigt, ihrer Unzufriedenheit über das allzuschonende Urtheil mit freiwilligem Verzicht auf alle seine Stellen zuvorzukommen. Die Bürger und Ausschüsse begannen gegen andre Anhänger der sozinischen Partei aufzutreten. Es ward dem Deputaten Hans Heinrich Gernler von den Führern der Ausschußpartei vorgeworfen, er habe sich durch das Geschenk eines Fuders Wein bestechen lassen, habe auch auf seinem Gute zu Muttenz einen Markstein versetzt. Wiewohl diese Anklagen nicht genugsam erhärtet werden konnten, wurde er doch wegen der Frechheit und Leidenschaftlichkeit die er in seiner Ver-

antwortung an den Tag gelegt mit Entziehung seiner Ehrenstellen gestraft. Der Herr Stadtschreiber Hans Konrad Harder aber, als allgemein bekannter Ränkemacher, der längst in allen Umtrieben Hand und Fuß gehabt, und als Expresser von allerlei Kanzleigebühren beim gemeinen Manne verhaßt, mußte sich bei Zeiten durch Abbitte von seiner Stelle gegen Schlimmeres sichern. Und nun giengen die Angriffe gegen die Partei der Burckhardte, die im großen Rathe zuerst noch die Mehrheit hatte, namentlich gegen die Hauptanstifterin, die Frau des Oberstzunftmeisters Christoph Burckhardt im Mäntelihof. Bisher hatte noch Dr. Petri, kein lauterer und aufrichtiger Mann, der ihr heimlicher Rathgeber war, unter dem Vorwande, es seien das nur Kleinigkeiten und „Puppensachen", die Klagen einiger Maßen von ihr ferne halten können. Jetzt wurde es nicht mehr möglich, die Einziehung ihres hauptsächlichen Werkzeuges, der Küblerin oder des „blinden Stadtknechtes", wie sie in der Stadt genannt wurde, zu verhindern. Frau Salome suchte umsonst sie heimlich auf einem Karren, in einem Mehlsacke verborgen, aus der Stadt zu bringen. Die Bürger hielten den Knecht fest und brachten ihn vor die Ausschüsse zu Safran. Zwei Stadtknechte und vier Stadtsoldaten führten die Küblerin unter allgemeinem Jubel der Bevölkerung auf den Spahlenthurm. Die Bürger, durch Bürgermeister Sozin, vielleicht nicht ohne heimliche Schadenfreude ermuntert, den Vogel in seinem Käficht nun wohl zu bewahren, hielten Tag und Nacht scharfe Wache vor dem Gefängniß. Sie ward von besondern Examinatoren, bei denen auch Ausschüsse als Zuhörer anwesend waren, streng und wiederholt verhört; ihre Mithelferinnen, die Sonntagin, die Gysin, die Gertrud Basler wurden ebenfalls dazugezogen. Die Frau Oberstzunftmeister, vor Schrecken und Angst krank geworden, wurde mehrmals von Herren des kleinen und großen Rathes über die Aussagen ihrer sogenannten „Jagdhunde" vernommen.

Es kam allmälig mancherlei von Geschenken die Frau Salome durch sie geschickt, von Herren des Rathes die sich hatten bestechen lassen, namentlich über Meister Emmanuel Ruprecht in Klein-Basel an den Tag. Selbst der kleine Hans Ruebeli, das Söhnlein der Frau Burckhardt, hatte im Herbst heimlich silberne Schalen in Bockten unter die Trauben versteckt. Ihr Mann, der Herr Oberstzunftmeister, entschuldigte sich, die Sache berühre ihn nicht; er habe vom Wenigsten sichere Kunde. Die Bürgerschaft, die Schwierigkeit und Langsamkeit richterlicher Untersuchungen nicht wohl begreifend, rasch in ihren Urtheilen, die Genauigkeit womit die Behörden verfuhren wenig zu erkennen geneigt, gegen die vielfachen Mitbetheiligten in der Regierung — vielleicht nicht in Allem mit Unrecht — voller Mißtrauen, zeigte sich als eine ungestüme Beurtheilerin des langsamen Fortgangs der Sache und begehrte, einmal kurz und summarisch abzuschneiden.

Zwar das Ansehen Petri's war eben so schnell, als es gestiegen war, bei der Bürgerschaft wieder gesunken. Er hatte sich, dem Rath seiner Freunde entgegen, um die erledigte Rathsschreiberstelle beworben. Auf einmal wandte sich die allgemeine Stimmung ganz wider ihn. Er mußte seinen Gewaltsbrief den er von den Ausschüssen empfangen wieder herausgeben. Statt seiner ward sein bisheriger Freund und eifriger Anhänger, der Doctor der Chirurgie Johannes Fatio zum Syndicus der Ausschüsse ernannt. Dieser, ein Mann von nicht ganz reiner Vergangenheit, der aber um seiner Geschicklichkeit und seiner Gabe der Wohlredenheit willen wohl beliebt war, übrigens ein unruhiger und leidenschaftlicher Mensch, führte nun als ein geschickter und verwegener Parteiführer die Sache der Bürgerausschüsse. In geheimen Zusammenkünften wurde eine Liste von 29 Gliedern des kleinen und großen Rathes, die den Bürgern besonders verdächtig waren, entworfen und sämtlichen Safran-

genügte es an den bisher geschehenen Entsetzungen nicht mehr. Man erklärte, bevor die fernern Begehren der Bürger wegen Abschaffung der Mißbräuche in der Verwaltung könnten vorgetragen werden, müßten noch andere ungesunde Regimentsglieder aus dem Rathe entfernt sein. Die Bürgerschaft, hieß es, sei über den schlechten Fortgang des Reformationswerkes allzu unzufrieden. Das einmal geglückte Gewaltsmittel der Einsperrung des ganzen großen Raths wurde wieder und wiederum angewendet. Am 20. April gab der erschrockene Rath nochmals nach, durch die Versicherung bewogen, es sollen dieses die letzten Entlassenen sein und Alles was sonst etwa Ungebührliches vorgefallen solle mit einer allgemeinen Amnestie für todt und ab und vergessen erklärt werden. Neun neue Mitglieder des kleinen und großen Raths, unter ihnen Männer wie Hans Balthasar Burckhardt und Rathsherr Nicolaus Weiß, wurden nur auf ganz geringe und unbestimmte Anklagen hin ihres Amtes entlassen. Eine gegenseitige allgemeine Vergessenheit wurde von Regierung und Bürgerschaft unterschrieben. Dann kamen die Ausschüsse mit dem Begehren, es müßten alsobald die erledigten Stellen durch neue Wahlen besetzt werden; die Zünfte sollten die Sechser und Meister künftighin selbst wählen, ja auch die Besetzung der beiden Oberstzunftmeisterstellen stehe — der Name beweise es — der Bürgergemeine zu. Und als die Regierung dieses Letzte nur für dieses Mal zugestehen wollte, las Fatio von der obersten Stufe der Rathstreppe der versammelten lärmenden Menge den Rathsbeschluß ab, und auf seine Anfrage, ob sie's so zufrieden seien? riefen sie Alle nach einem verabredeten Zeichen: nein! nein! Als er aber fragte, ob es stehen solle, daß es auf ewige Zeiten so bleiben und gehalten werden müsse, schrieen sie wieder auf einen Wink mit seinem Finger, allesammt: ja! ja! Und der Rath, dem Drange der Gewalt nachgebend, willigte zuletzt in Alles. Es war Samstags den 2. Mai. Die Stadt war

voll Jubels; Mann und Weib freute sich des glänzenden Sieges. Auf den Zünften wurden die Fahnen ausgehängt und geschwungen. Zu Webern wurde der Igel, das Wappenzeichen der Zunft, in einen Winkel geworfen. „Der Greif solle jetzt ihr Zunftzeichen sein!" Am Sonntag, den 3., wurden, nachdem die andern Klein- und Großrathswahlen Statt gefunden, die beiden Herren Hans Heinrich Zäslin und Martin Stähelin von den Zunftbrüdern zu Oberstzunftmeistern ernannt. Nur die ledige Bürgermeisterstelle konnte der große Rath am 4. mit dem Dreierherrn Lukas Burckhardt, dem ältern, besetzen.

---

## 4. Die immer größere Verwirrung und Zerrüttung der Dinge.

Nachdem so das Regiment zu einem nicht geringen Theile mit Freunden der neuen Ordnung der Dinge besetzt war, schien jetzt das weitere Reformationswerk ganz nach dem Wunsch und Willen der allmächtigen Ausschüsse vorangehen zu können. Sie gaben ihre sämtlichen Begehren über einen besseren Staatshaushalt, über Sittenordnungen, über Wahl und Gewalt der Behörden, über Gerichtswesen und besondere bürgerliche Freiheiten den gesetzmäßigen Regenten zur schließlichen Berathung ein. Es waren 178 verschiedene Punkte, welche sie der Regierung in den Schoß legten, zum Theil wohlbegründete und heilsame, zum Theil kleinlich in das Einzelne eingehende Wünsche und Vorschläge, übrigens mancher Ermäßigung von Seiten der Sachverständigen bedürftig. Doch, indem sie eine Zeit lang ziemlich mit dictatorischer Gewalt Alles anregten und vorschrieben, zeigte sich bald, in was für wenig einsichtige und zuverlässige Hände das Wohl und der Friede der Stadt gelegt worden war. Der große Haufe, dessen Stimmung und Laune jetzt den Ausschlag gab,

hatte weniger Sinn für die neu erlangten Rechte des großen Rathes als für die besondern Bedürfnisse seiner eigenen Lage. Als ihnen bei einer Verfassungsfeier die alten Privilegien verlesen wurden welche die kaiserlichen Freibriefe der Stadt einst gewährt hatten, liefen Viele unwillig weg und meinten, sie hätten lieber von Freiheiten ihres Handwerkes als von solchen Dingen gehört. Ihnen lag von Anfang zumeist das wohlfeilere Brot das sie von der Aenderung des Regiments erwarteten im Sinne. An die Stellung der Bestrafung der Wahlumtriebe trat je mehr und mehr das Begehren, daß die reichen Herren welche das Korn aus der Fremde einführten und es dann theurer wieder verkauften für ihren wucherischen Fruchthandel bestraft würden. Es regte sich beim gemeinen Mann, nach Vollendung der Neuwahlen, Neid und Mißgunst derer die zu keiner Stelle waren befördert worden denjenigen von den Ausschüssen gegenüber, welche Sechser und Glieder des Raths geworden; um so mehr, da nicht Wenige von diesen, nun da sie erlangt hatten was sie begehrten, nicht mehr so gut bürgerlich als vormals gesinnt waren, und mehr an Sicherung ihrer neuen Würde als an das was zum allgemeinen Wohle dienen mochte gedachten. Als auf Johannis Bapt. die Zeit des üblichen Jahreseides herannahte, weigerte sich die Bürgerschaft, dem neuen Gesetzgeber, dem vereinten großen und kleinen Rath, den Eid der Treue zu leisten. Manche der alten bürgerlichen Geschlechter hielten's für unschicklich und ärgerlich, daß sie ganz geringen Leuten, Ueberreitern, Stubenknechten, Solchen die vor sechs Jahren noch leibeigen gewesen, wie unter den Sechsern zu finden waren, Gehorsam schwören sollten. „Sie hätten, sagten sie, nur eine Obrigkeit, ihre gnädigen Herren und Obern." Und als die Sechser sich dazu verstanden, aber unter der Bedingung, daß die Ausschüsse nun abträten und der außerordentliche Stand der Dinge ein Ende nehme: so redeten auch die Ausschüsse davon, „der große Rath

„habe sich allzu große Gewalt angemaßt, sie müsse ihm wieder „gemindert werden." Im großen Rathe dagegen wurde geklagt: die Ausschüsse hätten den Wagen ganz und gar aus dem Geleise gebracht; sie seien gering geschätzt und würden geschmäht und verachtet. Es kam immer mehr zu Spaltungen und Reibungen unter der Bürgerschaft. Die Sechser hatten eben auch ihren Anhang, namentlich unter den Ruhigern und Besonnenern, den Besitzenden, welche des unaufhörlichen Streitens und Scheltens, der heftigen Drohworte und Wuthausbrüche müde waren. Die neue Ordnung der Dinge war doch nicht so gesichert als es den Leitern der Bewegung zuerst scheinen mochte; gewaltsam ertrotzte Aenderungen haben den festen und sicheren Boden in den Gewissen und Gemüthern nicht, den der langgewohnte, Jahrhunderte währende Besitz der Macht zu gewähren pflegt. Dazu kam die erwachende Furcht vor einer Reaction, eine Furcht die allezeit eine Folge revolutionären Treibens gewesen ist. Die Entlassenen und ihre Anverwandten brüteten auf ihren Landsitzen in der Umgebung, auf dem Birsfeld, auf ihren Gütern zu Riehen, auf dem Schlosse zu Mönchenstein heimliche Anschläge aus. Schultheiß Harder, der Sohn des Stadtschreibers, reiste in den verschiedenen Orten der Eidgenossenschaft umher, die dortigen Regenten wider die Vorgänge in Basel zu stimmen. Am 22. Juli kam es zu sehr gewaltthätigen Auftritten. Vier bis fünf angesehene Herren zum Agtstein, zum Arm, zum Affen, in der Schaffnei von St. Peter hatten Unterschriften an die Tagsatzung gesammelt, welche der Stadt einmal zur Ruhe helfen sollten. Sie wurden von den Ausschüssen, die dabei eben so sehr von der leidenschaftlichen Menge getrieben wurden als sie selbst trieben, vor dem kleinen Rathe des Verraths angeklagt. Man begehrte ihre Gefangensetzung. Die Partei der Ausschüsse trat in's Gewehr. Es ward Lärm geschlagen. Die Degen wurden gezückt. Häuser wurden durchsucht. Kaufläden wurden

geplündert. Fatio ordnete und gebot zu Safran, als wäre hier, und nicht auf dem Rathhause, die Regierung. Die Angeklagten mußten sich mit Lebensgefahr über das Dach des Rathhauses flüchten. Hans Konrad Mosis, Fatio's Schwager, bedrohte den schuldlosen Rathsdiener Fäsch, der sagen sollte, wo die Flüchtlinge seien, wüthend, mit geschwungenem Degen. Zwei Tage war die Stadt in offenem Aufruhr. Erst als die Herren sich freiwillig zur Haft gestellt, ward wieder Ruhe. Eine zweite allgemeine Amnestie mußte den wiedergewonnenen Frieden bestätigen.

Die Gährung und Verwirrung im Stande Basel hatte längst die lebhafteste Theilnahme bei den übrigen Eidgenossen erweckt. Die Bürgerschaft in Zürich und Bern nahm an den Bestrebungen der Bürgerausschüsse freudigen Antheil und trank auf ihren Trinkstuben mit Jubel auf ihre Gesundheit. Die Regierungen hinwiederum, das zerrüttete Ansehn aller obrigkeitlichen Gewalt erwägend, sahen darin ein gefährliches Beispiel für die übrigen Städte. Schon im Januar 1691 waren von der Tagsatzung zu Baden eidgenössische Repräsentanten, später Ende März die beiden Ehrengesandten Bürgermeister Hans Heinrich Escher von Zürich und Schultheiß Hans Rudolph Dürler von Luzern nach Basel entsandt worden, um durch ihre freundeidgenössische Vermittlung den Streit zwischen Regenten und Bürgern schlichten zu helfen. Die wohlgemeinten Bemühungen, namentlich von Bürgermeister Escher, scheiterten aber an dem unüberwindlichen Mißtrauen womit die Bürgerausschüsse ihre Vermittlung immerfort abwiesen. Mit bittern Thränen in den Augen hatten die Repräsentanten der Absetzung von Männern deren Namen an der Tagsatzung rühmlich bekannt waren zusehen müssen, und waren heimgekehrt, um von der fruchtlosen und wenig ehrenvollen Stellung die ihnen zu Basel war zugewiesen worden ihren Obern Bericht zu

erstatten. Am 29. Juli kamen sie nochmals, ihrer acht Herren aus verschiedenen Ständen, um zum letzten Male im Namen der Eidgenossenschaft den streitenden Parteien ihre freundeidgenössische billige Vermittlung, wenn nöthig ihre schiedsrichterliche Entscheidung anzubieten. Sie wurden mit allen Ehren empfangen. Eine Ehrenbotschaft zog ihnen bis Liestal entgegen. Sie ritten ein mit 30 Dienern und 40 Pferden. Vom St. Albanthor an standen zu beiden Seiten die Bürger im Gewehr, mit fliegenden Fahnen. Sie wurden auf dem Nadelberg in Herrn Ortmann's Haus und in den umliegenden Höfen beherbergt. Dort wurden sie am folgenden Tag von kleinem und großem Rath und dann von Dr. Fatio und den Ausschüssen, auch von löblicher Universität höflich begrüßt. Ihre Absichten, insonderheit die des Gesandten von Zürich, waren wohlgemeint. Sie hofften durch gütliche Vermittlung die Gemüther zu versöhnen, das gesunkene Ansehn der Obrigkeit wieder herzustellen, die billigen Anforderungen der Bürgerschaft durchaus unangetastet zu lassen, allzu große Zugeständnisse aber die ertrotzt worden waren zu mildern und die Entlassenen denen doch zu viel geschehen wieder zu trösten. Die ruhigen und friedliebenden Leute dankten im Stillen Gott und meinten dem ersehnten Ende der traurigen Zerwürfnisse endlich entgegensehen zu dürfen. Der große Rath nahm einstimmig die Mediation an. Aber das starrsinnige Mißtrauen der Ausschußpartei, als wolle die ganze Reform nur wieder rückgängig gemacht werden, hinderte das Friedenswerk. Sonntag den 9. August nach der Predigt sollte die Bürgerschaft sich in der Münsterkirche versammeln und über die Annahme der eidgenössischen Mediation sich erklären. Die Herren Ehrengesandten wurden von den Häuptern in Kutschen zur Kirche geführt. Der blaue Lettner zwischen dem Chor und dem Schiffe der Kirche war mit grünem Tuch behangen. Dorthin begaben sich, von den ältesten Sechsern der Zünfte begleitet, die eidge-

nössischen Gesandten. Das Schiff der Kirche war mit den Ausschüssen und einer Menge anderer Leute, die sich hineindrängten, angefüllt. Die Bürger aber der Zünfte, mißtrauisch, man könnte sie einschließen wollen, blieben großen Theils vor den Thüren auf dem Platze stehn. Herr Bürgermeister Escher redete, wohlmeinend und ernstlich zum Frieden mahnend, von der Emporkirche herab zur versammelten Menge. Als er aber die Anwesenden ersuchte, wer ein Wohlgefallen an dieser Vermittlung habe, möge es mit lauter Stimme bezeugen, die Uebrigen aus der Kirche gehen: erhob sich ein unordentliches und verwirrtes Geschrei. Die Einen schrieen: Ja! die Andern riefen um so lauter ihr unwilliges Nein. Fatio stand in der Nähe der Thür in einem Stuhl, da ihn Jedermann sehen und hören konnte, und ließ sein lautes wiederholtes tonangebendes Nein! Nein! weithin vernehmen. Es kam zu keinem ordnungsmäßigen Beschluß. Und als dann die Gesandten noch einmal die Bürger zunftweise auf's Rathhaus beschieden, damit Jeder persönlich seine Meinung kund thue: widerfuhr ihnen zu ihrem großen Mißfallen die Kränkung, daß von den meisten Zünften nur 8 oder 9 Mann sich einstellten, die Uebrigen unterwegs wieder nach Hause giengen. Am Widerstande der beharrlich sich weigernden bürgerlichen Partei ward die eidgenössische billigversöhnende Friedensvermittlung zu nichte. Zwar zuletzt ließen selbst eifrige Ausschüsse, wie der uneigennützige Weißgerber Johann Müller und der wohlhabende Tuchmann Johannes DeBary, der die Bewegung mit Geld unterstützt hatte, sich zur Annahme einer Art von Mediation bewegen, und sogar Fatio war nicht völlig mehr dagegen, daß man die Herren machen lasse und zusehe, was sie zu Stande brächten. Nur der leidenschaftliche Lukas Iselin zum Hasen erklärte: wenn man ihnen den Finger lasse, werden sie gleich die ganze Hand wollen; man hätte die Mediatoren nie zur Stadt hinein lassen sollen. Sein gewaltsames Drohen

mit türkischem Säbel und Pistole half ihm freilich nicht. Er mußte sich zur Haft stellen und demüthigen Widerruf thun. Aber das Einzige was die eidgenössischen Gesandten bei ihren weiteren Versuchen zu erlangen vermochten war, daß auf ihre Empfehlung hin die beiden entlassenen Oberstzunftmeister Christoph und Balthasar Burckhardt um ihrer sonstigen Verdienste willen in ihre Würden neben den neu gewählten Zunftmeistern als Ueberzählige wieder aufgenommen wurden, den übrigen Entlassenen hingegen theils die Anwartschaft und der Vorzug bei allfälligen neuen Wahlen, theils die Fähigkeit, nach etlicher Zeit bei gutem Wohlverhalten wieder zu einträglichen Aemtern gewählt zu werden eingestanden ward. Sonst mußten die Mittler sich mit Bestätigung dessen was ohne sie vereinbart worden zufrieden stellen, und nachdem sie zum Schlusse noch die Bürgerschaft zur Ruhe und zur Rückkehr in den schuldigen Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt, zogen sie, der Sache überdrüssig, am 9. September, von der Bürgerschaft ehrenvoll zum Thore geleitet, wieder ab. In der Bürgerschaft spottete man: sie seien zu nichts sechs Wochen lang bei uns gewesen, als um des guten einundachziger Weines genugsam geniessen zu können.

Unterdessen hatte Fatio je mehr und mehr den Wankelmuth der wetterwendischen Menge, die er zu Basel den Meister spielen ließ, inne werden müssen. Es waren nicht gerade die bessern Elemente der Bevölkerung in den Vordergrund getreten. Leute geringen und zweifelhafteren Rufes, die der Bestechung und Aufhetzung einen wohl zubereiteten Boden boten, führten vielfach das lauteste Wort. Die Partei der Unzufriedenen, die gewaltthätig Entsetzten und ihre Anverwandten, wußten namentlich in Klein-Basel unter der dortigen Bürgerschaft Anhang zu gewinnen. Fatio hatte eben auch allerlei eigennützige Hoffnungen bei den Leuten erweckt, die er nicht alle zu erfüllen vermochte.

Es wollte bei den Prozessen wegen wucherischem Kornhandel nichts Rechtes herauskommen. Nun gab der dortige Schultheiß, ein naher Anverwandter des entsetzten Oberstzunftmeisters Hans Balthasar Burckhardt, den Klein-Baslern auf den Gesellschaftsstuben zwei Saum Weines zu vertrinken. Man redete dabei viel von hohen Versprechungen Fatio's die er nicht gehalten habe. Man sprach von seinem eigenmächtigen selbstherrlichen Wesen, wie er die Bürgerschaft nach seinem Willen gebraucht und hintergangen habe. Es wurden den Leuten allerlei Versprechungen von besondern Freiheiten und Vergünstigungen für Klein-Basel in Aussicht gestellt. Die Stimmung schlug auf einmal um; der leicht bewegliche Wind revolutionärer Volksgunst fieng an sich gegen Doctor Fatio umzudrehn. Es ist schon manchem Anstifter und Leiter leidenschaftlicher Volksparteien also ergangen. Der größte Theil der kleinen Stadt trat unvermuthet auf die Seite der Gegner des dictatorischen Parteiführers. Zweihundert Mann griffen zur Waffe. Sie sprachen bereits von gefänglicher Einziehung der drei Ausschüsse Fatio, Müller und Debary. Sie stellten ihre Wache auf der Rheinbrücke aus und drohten den Konrad Mosis, als er zu ihnen herüberwollte, mit Gewalt in den Rhein zu werfen. Auch unter der Partei der Ausschüsse in Groß-Basel begann das frühere glänzende Ansehen Fatio's nach und nach zu erbleichen. Sogar Ausschüsse wollten nicht mehr Alle für ihn sich erklären. Die zahlreiche Zunft zu Spinnwettern wurde ob des Verlustes ihrer Kunden, die sie unter seinen Gegnern hatte, besorgt und es zeigte sich unmuthige Grundsatzlosigkeit. Furchtsamkeit stimmte Manchen um. Die Hoffnungen der Regenten, ihre obrigkeitliche Würde wiederherzustellen, hoben sich. Der Gedanke, daß nach Beseitigung der Streitpunkte die Ausschüsse jetzt ihre Stellung aufgeben sollten, gewann im Stillen unter den friedliebenden Bürgern die Oberhand. Da Fatio und Müller ihre Anhänger dahinschwinden

sahn, dachten sie daran, sich aus der Sache zu ziehen und wenigstens das was bisher erlangt worden sicher zu stellen. Sie gaben, aus Furcht vor einer Schwächung des ganzen Reformationswerkes, in einzelnen Punkten nach, durch bedingte Wiederaufnahme Solcher, die aus ihren Stellen verdrängt waren, und trachteten bei Zeiten das dem Stranden sich nähernde Schifflein noch zu retten. Sie brachten einen allgemeinen Versöhnungs- und Pacifications-Eid in Vorschlag, und beeilten sich, ihn für sich selber willig zu leisten. Das brachte nur noch mehr Verwirrung und Uneinigkeit in die Gemüther. Nicht nur waren die Mißvergnügten und fast ganz Klein-Basel völlig dawider. Auch die an Forderungen und leidenschaftliches Mißtrauen gewöhnte Partei der treuen Anhänger der Ausschüsse wurde dadurch erzürnt und erbittert. Wenn auch schon nicht mehr die Mehrzahl, so doch durch Entschiedenheit bisher immer noch die Stärkern, wollten sie davon nichts wissen, sammelten sich bewaffnet zu Safran, und da Fatio und Müller das nicht gut heißen wollten, fiengen sie an heftige Verwünschungen wider sie auszustoßen. Es herrschte in der Stadt je mehr und mehr ein heilloses beinahe unentwirrbares Parteiwesen. Niemand wollte gehorchen, Jedermann seine Meinung, seine Ansicht, seine Laune und Stimmung durchsetzen. Fatio sah mit Bekümmerniß, wie ihm die Macht die er so lange geübt aus den Händen gewunden ward, wie seine besten Anhänger, auf die er fest gebaut hatte, abtrünnig wurden. Er erklärte in bitterm Unmuth: er sehe wohl, es sei auf ihn abgesehn; wenn mit seinem Kopfe der Friede erkauft werden könne, wolle er ihn willig dahingeben. Als Müller von Bürgermeister Escher Abschied nahm, sagte ihm dieser mit ahnungsvoller Betrübniß: „es habe Alles gefehlt; er halte ihn für einen verständigen Mann, welcher es gut gemeint habe. Doch werde er sehn, wenn's einmal zum Ende komme, werden

Schlechten die nur plündern und rauben gewollt, son-
Besseren und Angesehenen mit ihrem Haupte büßen

---

## 5. Die Gegenrevolution.

In Klein-Basel nahm die gewaltthätige Bewegung welche den alten Zustand der Dinge wiederherstellen sollte ihren Anfang. Die Herren welche für erlittene Schmach und Zurücksetzung Rache und Genugthuung suchten steckten offenbar als Anstifter hinter der Sache. Aber Leute von im Grunde wenig Ansehn und Gewicht waren dabei die Werkzeuge. Unter Anführung des entlassenen Zunftmeisters Johannes Brenner lauerten ihrer Dreißig des Nachts vor Fatio's Hause am Blömlein, bis er Morgens aus dem Hause trete, um ihn dann unversehens gefangen zu nehmen. Die folgende Nacht waren's schon ihrer Mehrere die mit solchen Gedanken umgiengen. Und als es am Morgen des 21. September früh in den Rath läutete, ließ Brenner, zur offenen Gewalt schreitend, Allarm schlagen. Einige Männer erschienen vor Rath und begehrten mit Ungestüm, daß Dr. Fatio in den Thurm geführt werde. Fatio, vor seine gnädigen Herren citiert, verlangte Schutz und Schirm von der Regierung und berief sich auf die zweimalige Amnestie und den Versöhnungseid den er beschworen. Der Rath verwies die Kläger auf den Weg ordentlicher Untersuchung und forderte Klein-Basel auf, seine Klagen einzugeben, stand aber dann ziemlich kühl und theilnahmlos auf und ließ den von wilden Haufen Bedrohten allein auf dem Rathhause zurück, wo er sich, von Gemach zu Gemach verfolgt, zuletzt gefangen geben mußte. Er begab sich an der Seite des obersten Knechts auf den Eschenthurm, und die Klein-Basler stellten sich unter dem Thurme als Wache auf. Von der Domprobstei aus wurden die eigenmäch-

tigen Wächter reichlich mit Speise und Trank versehen. Immer Mehrere von Gleichgesinnten aus der großen Stadt gesellten sich zu ihnen. An eine ernstliche Hinderung dieses Gewaltsstreiches wurde von Seiten der Herren Regenten nicht gedacht. Hatten sie doch oft genug müssen Gewaltthätigkeiten ohnmächtig zusehen. Warum nicht auch einmal, da es gegen den Gegner ihres obrigkeitlichen Ansehens gieng? Eine Klagschrift wider Dr. Fatio ward vor dem großen Rath eingereicht. Es waren fünfzig Klagepunkte die gegen ihn aufgeführt wurden: er habe vielfach ohne Wissen und Willen der Zünfte gehandelt, er sei namentlich bei der zweimaligen Entsetzung von Regierungsgliedern willkürlich und eigenmächtig verfahren, er habe als ein Verführer und Aufwiegler der Bürgerschaft, als der Urheber alles Unfriedens, der Regierung das Szepter aus den Händen gerissen. Die Regierung suchte noch immer den gesetzlichen Gang der Dinge aufrecht zu halten; Brenner mußte sich wegen des Lärmschlagens verantworten; die Räthe und Sechser, die es noch nicht gethan, wurden genöthigt, den Versöhnungseid zu beschwören. Doch scheint nicht ein geringer Theil der Aussicht Raum gegeben zu haben, daß die alte entwundene obrigkeitliche Gewalt ihnen wieder zu Theil werden könne. Bei Manchem mag auch die Schadenfreude der Rachsucht mitgewirkt haben; Fatio, hochverrätherischer Umtriebe angeschuldigt, mußte in ein strengeres Gefängniß auf dem Rheinthore sich begeben. Es ward eine Commission aus dem kleinen und großen Rathe ernannt, die ihn näher in's Verhör ziehe. Die noch treugebliebenen Anhänger der Ausschüsse, ob dem Allem gewaltig erzürnt und wüthend, versuchten sich zu sammeln und begehrten, sei's auf dem Wege der Güte und Fürbitte, sei's in gewaltsamer Weise, den Gefangenen zu befreien. Bürgermeister Socin, nach seiner gewohnten Weise, ermahnte die Ungestümen beider Seits zur Ruhe und warnte vor Gewaltthätigkeiten.

In der Nacht vom 24. sammelte sich auf dem Baarfüßer Platze wiederum die Ausschußpartei. Ihrer zwei Hunderte waren da bei einander. Sie nöthigten den Johannes Müller, der nichts gegen den geschworenen Friedenseid unternehmen wollte, sich als Hauptmann an ihre Spitze zu stellen. Sie holten ihn aus seinem Hause und drohten ihm: „du hast uns „verrathen; wenn Fatio etwas widerfährt, werden wir sein „Blut von dir fordern.“ Er gieng nach Mitternacht mit dreißig Bewaffneten zum Herrn Amtsbürgermeister. Man weckte ihn aus dem Schlafe; Müller, seine Waffen niederlegend, gieng hinein und bat dringend um Fatio's Loslassung. Bürgermeister Socin erwiederte: von sich aus dürfe er es nicht thun; morgen könne der große Rath versammelt werden; sie sollten nur diese Nacht noch sich ruhig halten. Unter den Leuten draußen aber wurden wilde Reden laut: „wenn der Bürgermeister den Doctor Fatio nicht los giebt, mag er nur wählen, auf welchen Thurm man ihn führen solle; es ist an so einem Rothkopfe ohnehin so viel nicht gelegen.“ Wie die Leute wieder fort sind, entschließt sich Socin. Er sieht, daß offener Aufruhr ausbrechen will, und denkt, jetzt sei der Augenblick zum Widerstande gekommen, geht schnell die drei zunächst wohnenden Herren Häupter auf das Rathhaus zu holen, läßt den Mitgliedern des alten und neuen Raths bieten, eilends mit kurzem Gewehre sich einzufinden, und heißt die Stadtsoldaten unter ihren Officieren sich aufstellen. Er legt selber mit Hand an, die Stücke die auf dem Rathhause waren gegen den Markt hin schußfertig zu richten. Den Klein-Baslern läßt er sagen, daß sie mit 50 Mann auf der Rheinbrücke bereit stünden. Und die Herren des Raths verbinden sich mit einem Eide, Leib, Ehr' und Blut für einander zu lassen. Unterdessen ist große Erregung unter den Anhängern der Ausschüsse. Eine bewaffnete Schaar kommt von der Spahlen her mit Trommel und Feldstücken die Hutgasse hinunter. Sie

stellten sich den Regierungstruppen gegenüber in drohender Haltung auf. Die Ausschüsse sollen zuerst zwei Schüsse abgebrannt haben. Hauptmann Fäsch, auf der Herren Geheiß, läßt Feuer geben. Es werden etwa Drei, nur leicht zwar, verwundet. Alles läuft aus einander und flieht dem Barfüßer Platze zu. Die bürgerliche Partei wollte zwar ihre Freunde zur Hilfe rufen. Sie klopften einander an den Thüren an und mahnten: wer ein ehrenhafter Bürger sei, solle auf den Barfüßer Platz kommen. Der Rath aber ließ zwei Ueberreiter im Harnisch durch die Gassen reiten und ausrufen: wer's mit Gott und der Obrigkeit halte, solle auf's Rathhaus. Die große Menge, wie immer denen die's zu gewinnen scheinen sich zuneigend, läuft dem Rathhause zu. Wie Müller um 3 Uhr mit etlichen Abgesandten dahin kommt, zu begehren, daß die Amnestie gehalten werde: sieht er, daß ihre Sache gefehlt hat. Von seinen besten Anhängern erblickt er unter denen die sich zu den Gegnern gestellt haben. Die Befreier Fatio's ziehn sich muthlos in die Stille zurück. Am folgenden Morgen kamen zwei Compagnien ab der Landschaft, von Riehen, Pratteln und Liestal, die Thore der großen Stadt zu bewachen.

So war auf dem Wege der Waffengewalt das Uebergewicht des Ansehens der Obrigkeit wieder hergestellt. Sie eilte nun, durch ein strenges und blutiges Urtheil dasselbe zu behaupten und zu Jedermanns Furcht und Schrecken ans offene Tageslicht zu stellen. Das bisher so oft schwache und feige Regiment erzeigte sich auf einmal ungemein rasch und entschlossen. Fatio wurde von 12 Stadtsoldaten und 30 bis 40 Bürgern unter Trommelschlag über den Markt nach dem Eselsthurme, wo die Folterwerkzeuge waren, zum peinlichen Verhör geführt. Fünfzig Ausschüsse und Bürger wurden aus ihren Häusern geholt, der redliche Johannes Müller und der hitzige Hans Konrad Mosis auf den Spahlenthurm gebracht. Das Verhör Fatio's ward

von der ernannten Commission, wobei Stadtschreiber Fäsch die Untersuchung leitete, vorgenommen. Er mußte über alle die 50 Punkte, die seine Ankläger eingegeben, Rede und Antwort stehen. Seine hauptsächliche Vertheidigung bestand darin, daß er leugnete der Rädelsführer eines Aufstandes gewesen zu sein und alle Schuld und Verantwortung auf die Ausschüsse in deren Namen er handelte schob, übrigens eingestand, wie er sich vielfach gegen die Obrigkeit verfehlt habe, und die Hoffnung aussprach, seine gnädigen Herren werden auch das Brünnlein der Amnestie auf ihn sich ergießen lassen; er wolle sich dann Zeit seines Lebens eines ruhigen und stillen Wandels befleißen. Des folgenden Tags wurde er noch einmal befragt, wobei ihn der Scharfrichter zwei Mal am Folterseile aufziehen mußte, damit er seine Mitschuldigen und Rathgeber nenne. Er nannte neben Müller kaum einen Andern als den flüchtigen Doctor Petri und den auf der Frankfurter Messe abwesenden Herrn Johannes DeBary. Am gleichen Samstag wurden noch Müller und Mosis von Abends 5 Uhr an bis gegen Mitternacht schnell und eilends verhört. Müller scheint am offensten und aufrichtigsten geredet und seine Fehltritte eingestanden zu haben, betheuerte aber, daß er gegen seine Natur und seinen Willen in die Sache gezogen worden sei und nur aus Furcht an dem letzten Aufstande sich betheiligt habe. Mosis warf sich demüthig vor den Verhörrichtern auf die Kniee nieder nnd bat um Gnade. Aus Beider Aussagen ergab sich, daß allerdings Fatio meist eigenmächtig genug die Bürgerschaft zu seinen Zwecken und Absichten gebraucht hatte. Am Sonntag sprach der große Rath über die Drei als über Friedensstörer und Aufrührer das Todesurtheil. Etliche meinten, es sei unerhört und selbst bei Kriegsgerichten nicht gebräuchlich, am Sonntage ein Blutgericht zu halten. Es hieß aber, es sei dießmal ein Nothwerk. Die drei Unglücklichen deren Häupter der langen und vielfachen Verletzung der obrig-

feitlichen Würde zur Sühne zu fallen bestimmt waren bereiteten sich zum Tode vor. Fatio hatte gleich einen Geistlichen begehrt und vernahm die Ankündigung des Urtheils in heiterer Fassung. Müller und Mosis nahmen von Weib und Kindern noch beweglichen Abschied. Der ehrliche Müller bat die junge Ehefrau um Verzeihung, daß er sie in so kläglichen Stand versetze, und ersuchte sie um Gottes willen, seine Waislein in der Furcht Gottes erziehen zu wollen; die Kinder ermahnte er, sie sollten ihres Berufes getreulich warten und in Allem, nur nicht in seinen Sünden, in seine Fußstapfen treten.

Am Montag früh — es war der 28. September — sah man auf dem Kornmarkte, dem Rathhaus gegenüber, ein Gerüst aufgerichtet. Um dasselbe her waren sechs Rotten Bürger mit Ober- und Untergewehr aufgestellt. Die Häupter und Räthe sahen vom Rathhause aus der feierlichen Hinrichtung zu. Die Klein-Basler samt zwölf Mann aus jedem Stadtquartier der großen Stadt holten mit Trommeln und Pfeifen nach Kriegsgebrauch die Gefangenen ab. Als Mosis sie kommen sah, fiel er seinem Freunde Müller laut weinend um den Hals, wünschte Jedermann gute Nacht und trat unverzagt den Todesweg an. Auf dem Schaffot aber zeigte er sich etwas kleinmüthig. Er fragte den ihn begleitenden Geistlichen, ob denn gar keine Hoffnung auf Begnadigung sei? Da dieser es verneinte, warf er heftig Rock und Hut von sich, riß sich das Hembe auf und setzte sich zornig nieder. Der Scharfrichter führte den Streich und hieß mit roher Rede die Todtengräber den Leichnam vom Gerüste hinunter werfen. Die Wache holte dann Müller herbei. Er kam eifrig betend, gab dem Geistlichen einen schönen christlichen Sterbevers vorzulesen, den er selber gedichtet, wollte aber nicht, daß der Scharfrichter ihn anrühre, sondern brachte sich selber in Ordnung und ergab sich willig und gottergeben in seinen Tod. Die Todtengräber legten ihn

in einen Sarg, den sein eigener Schwager ihm bereitet hatte. Zuletzt kam als der Dritte, von den bewaffneten Bürgern herbeigeleitet, Doctor Joh. Fatio. Er hatte einen schwarzen Mantel an, dessen Ende über den linken Arm geschlungen war; in der Rechten hielt er sein Schnupftuch und eine Citrone, und schritt freudiglich aufrecht, als wenn es zur Hochzeit gienge. Die Weiber weinten, als sie ihn kommen sahn; viele der Zuschauer, selbst manche von seiner Wache, konnten sich nicht der Thränen enthalten; man gedachte der Hilfe die er so vielen Kranken geleistet hatte. Da er auf dem Gerüste das mit Sand bestreute Blut erblickte, fragte er den Geistlichen, ob seine Brüder schon hingerichtet seien? Derselbe antwortete: laß alles Zeitliche hinter dir und eile dem Vaterlande zu. Er betete das Sterbelied: „O Herre Gott, in meiner Noth will ich zu dir mich wenden; ich ruf zu dir, ach hilf du mir mein Leben selig enden!" Der Scharfrichter wollte ihm den Mantel nun abnehmen. Er bat, noch ein wenig zu verziehn, wandte sein Angesicht zu seinen gnädigen Herren am Rathhausfenster, bat sie um Verzeihung, daß er ihnen so vielfältige Ungelegenheit verursacht habe, kehrte sich darauf zu den Bürgern, bat auch sie um Vergebung seiner übeln Anführung wegen und ermahnte sie, an ihm ein Beispiel zu nehmen, ihres Berufes fleißig abzuwarten und sich in keine ihnen fremde Händel zu mischen; ein Jeder möge noch ein stilles Unser Vater für ihn beten. Da mahnte der Scharfrichter sich fertig zu machen. Er zog ruhig seinen Mantel ab, legte ihn eingewickelt bei Seite, band sich das weiße Schnupftuch ums Haupt, setzte sich auf das Stühlein nieder, und indem er rief: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" fiel unter dem blitzenden Richtschwerte sein Haupt. Sein Leib ward mit dem seiner Brüder zu St. Elisabethen begraben. Sein Haupt aber wurde über dem Rheinthor aufgesteckt, wo es bis in die Sechziger Jahre des folgenden Jahr-

hunderts, Jedermann zur ernsten Warnung vor Rebellion und Aufruhr, gesehen wurde.

Diesem ersten Urtheile folgten noch viele andere von Seiten der die Zügel des Regiments wieder ergreifenden Regierung. Viele von denen angezeigt wurde, daß sie mit auf dem Barfüßerplatze gewesen, wurden gefangen gesetzt und bestraft. Geldbußen, Bannisierung ins Haus, Landesverweisung, Ehrlosigkeit, Verlust des Bürgerrechts, Entsetzung, selbst Zuchthaus und Schellenwerk traf in nicht geringer Anzahl die des Aufstandes schuldig Erklärten. Am 12. Oktober ward 94 Bürgern geboten, vor großem Rathe Abbitte zu thun. Sie mußten Einer nach dem Andern durch die Stube wo der große Rath saß gehn und vor den Häuptern und Räthen das Knie beugen. Die nicht erschienen, wurden gefänglich eingesetzt. Gegen die welche über die strengen Urtheile murrten ward mit altgewohnter obrigkeitlicher Strenge verfahren. Auch den Weibern, weil sie viel zu den Unruhen beigetragen, wurde von Haus zu Haus angezeigt, sie sollten ihre Zunge besser im Zaume halten. Es zeigte sich immer mehr, daß die Anhänger des Alten, in ihren überspannten Ideen von obrigkeitlicher Würde und Hoheit, auf nichts Geringeres ausgiengen, als so viel möglich den vorigen Zustand des Regiments in ehemaliger Autorität wieder herzustellen; sie hielten sich dabei durch Amnestiebewilligungen, die unter Drohungen ertrotzt waren, und durch feierliche Versprechen keineswegs gebunden. Die erlittene Gewalt rief jetzt auch von ihrer Seite der Gegengewalt. Die meisten Ausschüsse die während der Unruhen in die Behörden gewählt waren wurden am 21. Oktober ihrer Stellen unwürdig erklärt, die neuen Meister wurden zu Sechsern gemacht, die Sechser ihres Sechserthums enthoben. Nur die sich seitdem wieder zur Regierung gehalten, durften bleiben. Alle bei den Einsperrungen vom März und April Entsetzten wurden ohne Weiteres am

in einen Sarg, den sein eigener Schwager ihm bereitet hatte. Zuletzt kam als der Dritte, von den bewaffneten Bürgern herbeigeleitet, Doctor Joh. Fatio. Er hatte einen schwarzen Mantel an, dessen Ende über den linken Arm geschlungen war; in der Rechten hielt er sein Schnupftuch und eine Citrone, und schritt freudiglich aufrecht, als wenn es zur Hochzeit gienge. Die Weiber weinten, als sie ihn kommen sahn; viele der Zuschauer, selbst manche von seiner Wache, konnten sich nicht der Thränen enthalten; man gedachte der Hilfe die er so vielen Kranken geleistet hatte. Da er auf dem Gerüste das mit Sand bestreute Blut erblickte, fragte er den Geistlichen, ob seine Brüder schon hingerichtet seien? Derselbe antwortete: laß alles Zeitliche hinter dir und eile dem Vaterlande zu. Er betete das Sterbelied: „O Herre Gott, in meiner Noth will ich zu dir mich wenden; ich ruf zu dir, ach hilf du mir mein Leben selig enden!" Der Scharfrichter wollte ihm den Mantel nun abnehmen. Er bat, noch ein wenig zu verziehn, wandte sein Angesicht zu seinen gnädigen Herren am Rathhausfenster, bat sie um Verzeihung, daß er ihnen so vielfältige Ungelegenheit verursacht habe, kehrte sich darauf zu den Bürgern, bat auch sie um Vergebung seiner übeln Anführung wegen und ermahnte sie, an ihm ein Beispiel zu nehmen, ihres Berufes fleißig abzuwarten und sich in keine ihnen fremde Händel zu mischen; ein Jeder möge noch ein stilles Unser Vater für ihn beten. Da mahnte der Scharfrichter sich fertig zu machen. Er zog ruhig seinen Mantel ab, legte ihn eingewickelt bei Seite, band sich das weiße Schnupftuch ums Haupt, setzte sich auf das Stühlein nieder, und indem er rief: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" fiel unter dem blitzenden Richtschwerte sein Haupt. Sein Leib ward mit dem seiner Brüder zu St. Elisabethen begraben. Sein Haupt aber wurde über dem Rheinthor aufgesteckt, wo es bis in die Sechziger Jahre des folgenden Jahr-

hunderts, Jedermann zur ernsten Warnung vor Rebellion und Aufruhr, gesehen wurde.

Diesem ersten Urtheile folgten noch viele andere von Seiten der die Zügel des Regiments wieder ergreifenden Regierung. Viele von denen angezeigt wurde, daß sie mit auf dem Barfüßerplatze gewesen, wurden gefangen gesetzt und bestraft. Geldbußen, Bannisierung ins Haus, Landesverweisung, Ehrlosigkeit, Verlust des Bürgerrechts, Entsetzung, selbst Zuchthaus und Schellenwerk traf in nicht geringer Anzahl die des Aufstandes schuldig Erklärten. Am 12. Oktober ward 94 Bürgern geboten, vor großem Rathe Abbitte zu thun. Sie mußten Einer nach dem Andern durch die Stube wo der große Rath saß gehn und vor den Häuptern und Räthen das Knie beugen. Die nicht erschienen, wurden gefänglich eingesetzt. Gegen die welche über die strengen Urtheile murrten ward mit altgewohnter obrigkeitlicher Strenge verfahren. Auch den Weibern, weil sie viel zu den Unruhen beigetragen, wurde von Haus zu Haus angezeigt, sie sollten ihre Zunge besser im Zaume halten. Es zeigte sich immer mehr, daß die Anhänger des Alten, in ihren überspannten Ideen von obrigkeitlicher Würde und Hoheit, auf nichts Geringeres ausgiengen, als so viel möglich den vorigen Zustand des Regiments in ehemaliger Autorität wieder herzustellen; sie hielten sich dabei durch Amnestiebewilligungen, die unter Drohungen ertrotzt waren, und durch feierliche Versprechen keineswegs gebunden. Die erlittene Gewalt rief jetzt auch von ihrer Seite der Gegengewalt. Die meisten Ausschüsse die während der Unruhen in die Behörden gewählt waren wurden am 21. Oktober ihrer Stellen unwürdig erklärt, die neuen Meister wurden zu Sechsern gemacht, die Sechser ihres Sechserthums enthoben. Nur die sich seitdem wieder zur Regierung gehalten, durften bleiben. Alle bei den Einsperrungen vom März und April Entsetzten wurden ohne Weiteres am

4. November wieder ganz an ihre alten Ehrensitze aufgenommen, zum Theil mit den bleibenden Neugewählten alternierend. Selbst diejenigen welche, des Eidbruchs und der Bestechung überwiesen, ungezwungener Weise ihre Stellen niedergelegt hatten wurden wiederum an ledig gewordene Sitze gesetzt. Auch ein Stadtschreiber Harder ward wieder zum Sechser bestellt, sein ränkevoller Sohn erhielt zuletzt wieder seine Schultheißenstelle. Den Sieben die nicht wieder an ihre alten Plätze gelangen konnten, verhalf man durch Gunst zur Entschädigung an zum Theil noch viel einträglichere Aemter. Allein der greise Meister Emmanuel Ruprecht blieb entlassen; doch wurde seinen Erben und selbst denen der Frau Salome geschenkt was sie an ihrer Strafe noch nicht abgezahlt hatten. Doctor Jakob Heinrich Petri aber, der erste Urheber der Bürgerausschüsse, der hauptsächlich das Feuer entzündet und angeblasen, ward, da er sich flüchtig gemacht, zu dreien Malen feierlich vom Schultheißen und Richter vor Gericht geladen und in seiner Abwesenheit verurtheilt, daß sein Bild, als das eines Meutemachers und Friedensstörers, auf eine hölzerne Tafel gemalt, an den Galgen angeschlagen werde. Zuletzt wurde noch der Bürgerschaft jede Theilnahme an der Bestellung der Aemter wieder entzogen. Schon 1692 beschränkte ihnen der große Rath ihren Antheil an den Meister- und Sechserwahlen und 1698 eignete er die Bestellung derselben wiederum wie früher den Vorgesetzten der Zünfte, die Wahl aber eines Oberstzunftmeisters sich selber zu. So gieng, was stürmische Eigenmacht erobert, ebenso eigenmächtiger Weise wieder verloren. Die ganze Bewegung verlief sich, nicht ohne heimliche Unzufriedenheit Mancher, die einst Anderes gehofft hatten, gleich einem allmälig sich verlierenden Waldbach im Sande. Man war am Ende froh, daß wieder Ruhe und Frieden herrschte und die wohlthätige Gewalt einer ordentlichen Obrigkeit wieder in Geltung

war. Nur einzelne wirkliche Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung und eine höhere Bedeutung und Wichtigkeit des großen Raths waren der Erfolg der ganzen Bewegung. Die Umtriebe und Wahlbestechungen hingegen dauerten weiter fort, und erst die Einführung des Looses bei den Aemterbesetzungen setzte denselben im Jahre 1740 endlich die damals nothwendigen Schranken.

# Hieronymus d'Annone.

# Hieronymus d'Annone.

Es ist kein neuer Gedanke, den Freunden älterer Zeiten und Zustände das ziemlich veraltete und unkenntliche Bild des Pfarrers Hieronymus d'Annone in seiner ursprünglichen Gestalt wieder vor Augen zu führen. Im Familienkreise seines geistlichen Sohnes und nächsten Anverwandten, welchem sein reichhaltiger schriftlicher Nachlaß in die Hände gelegt worden, wurde der Wunsch längst gehegt, und nur der Tod hat die von kundiger Hand dazu gemachten Vorarbeiten unterbrochen. Und wenn ich nun die Muße meines Alters dazu verwende, die liegen gebliebene Arbeit neu an die Hand zu nehmen: so glaube ich auch nach dem Erscheinen eines trefflichen Abrisses der Lebensgeschichte d'Annone's damit nicht etwas Ueberflüssiges und Nutzloses zu versuchen. Dieser bescheidene und demüthige Landpfarrer war eben doch ein nicht unbedeutender Mann in unserer Kirche. Es war zu seiner Zeit in Basel zu Stadt und Land allenthalben von ihm die Rede; es wurde viel über ihn gescholten und gelästert; er ward aber auch von nicht Wenigen hoch geehrt und geliebt. Ohne es zu suchen war er für die Bessern und Tieferes Suchenden zu Stadt und Land eine gewichtige Autorität. Für die mancherlei christlichen Bestrebungen, deren unsere Vaterstadt bis in unsre Zeiten sich erfreut, hat er vor mehr als hundert Jahren die ersten Anregungen gegeben.

Und es gewährt einen hohen Reiz, in die Anfangszeiten der Richtung deren hervorragender Träger er unter uns gewesen, die Zeiten der gesegneten Anfänge des Pietismus in unsrer Umgebung einen etwas genauern Einblick zu thun.

---

## 1. D'Annone's erste Jugendzeit.

Das Geschlecht welchem Pfarrer d'Annone entstammte war ein hochadeliges Geschlecht in Oberitalien, dessen ursprünglicher Stammsitz ein Schloß am Tanaro unfern Alessandria gewesen. Einer aus ihnen war im Jahrhundert der Reformation um des evangelischen Glaubens willen über die Alpen gewandert und hatte sich als ein ansehnlicher Handelsmann in Basel angesiedelt. Seine beiden Töchter hatten in die vornehme Familie der Iselin geheirathet; sein Sohn, ein Vater vieler Kinder, war ein Mitglied der Regierung. Zu dessen Zeiten gieng's aber mit dem Reichthum des d'Annonegeschlechts in unserer Vaterstadt rückwärts; seine Söhne und Großsöhne mußten sich mit ziemlich geringen Stellungen begnügen; die meisten suchten auswärts in fremden Kriegsdiensten einen ihrem frühern Stande angemessenen Unterhalt. Sie endeten zum Theil in der Fremde und als Almosengenössige im hiesigen Spital. Einer hingegen, der Sohn des Wagmeisters Peter, Nikolaus mit Namen, hätte wohl dem herabgesunkenen Geschlechte wieder zu einigem Flore verhelfen können, wenn er länger gelebt hätte. Er hatte in Augsburg und Wien die Uhrenmacherei erlernt, war ein kunstreicher Meister seines Berufes und hatte durch seine ungemein sorgfältigen und köstlichen Uhrwerke die Aufmerksamkeit hoher Potentaten auf sich gezogen. Er lebte mit seiner Ehefrau, Maria Salome, der Tochter des Gerichtsherrn Burckhardt,

in der Steinenvorstadt in dem Hause „zum schwarzen Rade" benannt, ward auch von seinen Mitbürgern zu verschiedenen Ehrenämtern und zum Rathsherrn seiner Zunft erwählt. In ihm war etwas von dem Geiste der den ersten d'Annone getrieben hatte, um der wahren Religion willen seine Heimath zu verlassen und die Welt hintansetzend Christo zu leben. Er war ein frommer und gottesfürchtiger Mann, las und forschte fleißig in der h. Schrift; zu mehr als fünf und zwanzig Malen hat er, nach der Sitte damaliger Zeit, seine Bibel von Anfang bis zu Ende durchgelesen und studiert. An Sonn- und Wochentagen zeigte er sich als einen heilsbegierigen, andächtigen Besucher der Gottesdienste; wenn am Sonntag die Glocken zur Kirche riefen, stand er ungescheut von den Zusammenkünften der Zunftvorgesetzten auf und gieng in die Abendpredigt, ein eifriger Freund der Heiligung des Sabbaths, ein Feind und Gegner aller Verfolgungen in Glaubenssachen.

Diesem trefflichen Manne wurde am 12. September 1697 von seiner lieben Ehefrau sein drittes Kind, ein Knäblein, geboren. Als er's am 16. in der Kirche zu St. Leonhard zur Taufe trug, empfieng es, seinem mütterlichen Großvater zu Ehren, den Namen Hieronymus. In das Verzeichniß seiner Kinder schrieb damals der Vater über den Neugeborenen den Segenswunsch: „Gott verleih ihm seine Gnade, daß, wie er „äußerlich mit dem Taufwasser besprengt worden, er auch also „innerlich die Kraft und Wirkung seines heiligen Geistes empfinde „und durch ihn regiert werde, auch Theil und Gemeinschaft habe „an des lieben Kindes, unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi, „Leiden, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt. Amen." Ein älterer Bruder, Nikolaus, starb, als er fünf Jahre alt war, an den Kindspocken. Er war, wie sein Vater berichtete, ein Knabe gewesen der Gott und Menschen wohlgefiel und hatte unter gar schönen gottseligen Reden sein Leben geschlossen. Der

kleine Hieronymus blieb von nun an von vier Geschwistern das einzige Söhnlein. Ueber seinem Leben waltete frühe schon eine gnädig bewahrende Hand. Eine Magd ließ ihn die Treppe hinunter fallen; er verlor davon seine Zähne samt den Wurzeln; die bedenklichen Aerzte meinten, er werde sein Leben lang zahnlos bleiben müssen; aber nach etlichen Jahren traten wieder andre an die Stelle der ausgefallenen. In einer Nacht verursachte ein schrecklicher Wolkenbruch eine gewaltige Ueberschwemmung in der Stadt; der Birsig trat aus; das Wasser stand Manns hoch im Haus an der Steinenvorstadt; man rettete die Kinder eilig in ein Gartenhäuschen obendran auf dem Kohlenberg. Sie wurden, als das Wasser wieder gefallen war, wohl bewahrt nach Hause zurückgetragen. Aber das größte Unglück traf den sechsjährigen Knaben, als er den Verlust noch wenig zu fassen im Stande war. Der treue fromme Vater ward ihm 1703 durch den Tod entrissen. Zwar dem Sterbenden geschah wohl. Er hatte noch vorher einen trostreichen Traum. Der Herr Jesus erschien ihm auf einem weißen Pferd und kündete ihm den nahenden Abschied an. Und da er ihm seine Sünden beichtete, reichte er ihm auf einem Zeddel die mit seinem Blute geschriebene Versicherung, daß seine Sünden ihm vergeben seien. Aber für seine betrübte Witwe, eine gutherzige, doch eher schwachmüthige Frau, war es ein harter Schlag, von dem sie sich nie ganz erholen konnte. Sie gerieth vielfach in enge und drückende Umstände und mußte ihre Kinder mit Kummer und Sorgen durchzubringen suchen. Als sie drei Monate nachher ihr letztes Töchterlein gebar, war der Tag, da es im Hause getauft wurde, ein Tag der Thränen und nicht der Freude. Eine gottselige Dame, die Baronesse von Planta, eine geborene Gräfin von Rosen, die im Schlosse zu Binningen wohnte, bot sich ihr aus Mitleid zur Taufpathin des Kindes an und erzeigte ihrem Hause jeder Zeit viel Zuneigung und Güte. Der Mutter Schwager,

Schulmeister Strübin in Bubendorf, nahm, um ihr die Sorgen zu erleichtern, den Knaben in seine Obhut und gute Zucht und gab ihm Unterricht im Lesen und Schreiben.

Als aber das Alter herannahte, da der junge Bursche die Schulen der Stadt besuchen mußte, und er aus seiner ländlichen Einfalt in den Umgang mit wilden Scholaren und Gespannen gerieth, zeigte sich, wie sehr ihm die ernste und feste Leitung des Vaters mangelte. Er war leichtsinnigen, lebhaften Gemüthes, dabei Ermahnungen und Vorwürfen gegenüber leicht trotzig und ungebärdig und ließ sich zu viel Bösem, davon er bisher nichts gewußt, hinreißen. Aber der fromme Sinn den der Vater dem Hause hinterlassen hatte war nicht ganz ausgestorben. Die göttliche Gnade klopfte mitunter fühlbar genug an seinem Herzen an. Der muthwillige Junge stellte mit großem Ernste die Frage, was doch zu einem andächtigen Gebete erfordert werde. Er kam von Gewissensängsten geplagt zur Mutter und klagte ihr mit heißen Thränen, er fürchte, er habe durch sein widerspenstiges Wesen die Sünde wider den heiligen Geist begangen. Es kamen, wie er denn einen scharfen und nachdenksamen Verstand hatte, allerlei Zweifel bei ihm auf, ob auch ein Gott, ob auch die christliche Religion Wahrheit sei? er erschrak über sich selbst, er seufzte und weinte bitterlich über sein gottloses Herz. Auch mangelte es nicht an ernstlichen Mahnungen göttlicher Heimsuchung. In seinem 10. Jahre beschädigte er sich bei einem unvorsichtigen Sprunge den Fuß und gestand es lange nicht aus Furcht vor der Strafe. Es drohte ein unheilbarer Schade daraus entstehen zu wollen. Zehn Jahre lang wollte es trotz allen Mitteln und Arzneien nicht besser werden. Er mußte oft längere Zeit das Schulgehen unterlassen. Das dämmte wohl in etwas seinen jugendlichen Uebermuth. Die Noth trieb ihn eigentlich in's Gebet; er setzte sich etliche Aufsätze zu seinem Gebrauch auf. Aber es war Niemand der ihm gründ-

liche Anleitung zum Herzensgebet und zur Sinnesänderung zu geben verstand und die bessern Regungen zerflatterten bald wieder.

So trat er aus der Schule. Ihm wurde bei der öffentlichen Promotion im Chore des Münsters die übliche Ehrenmünze ertheilt, und da ihm der kranke Fuß keine andre Beschäftigung erlaubte, legte er nach alter schulfüchsiger Sitte im Collegium Erasmianum die Kinderschuhe und die ungehobelten Manieren des Knabenalters ab und ward Studiosus der Philosophie. Aber man scheint es damals nicht verstanden zu haben einen rechten Trieb zum Lernen in den jungen Leuten zu wecken. Man ließ ihn, wie Viele, unbekümmert seines Weges gehen. Was er dennoch lernte, hatte er seinem angebornen guten Verstand und Gedächtniß zu danken. Seine angeborne Gemüthsart hingegen war sinnlich und wollüstig. Die Lüste der Jugend gewannen bei ihm die Oberhand; Augenlust, Fleischeslust, hoffärtiges Leben erfüllten ihn ganz; Tag und Nacht sann er nur solchen Dingen nach. Seine Gesellschaft war meist wüstem, wildem Wesen ergeben. Arge Ausbrüche der Unmäßigkeit und Völlerei giengen da im Schwange. Nur eine gewisse jugendliche Schüchternheit hielt ihn vom Aergsten und Aeußersten zurück; von heimlicher Unreinheit scheint er sich nicht frei erhalten zu haben. Es herrschte in unsrer Vaterstadt im Ganzen bei aller noch vorhandenen Rechtgläubigkeit und Gottesdienstlichkeit viel Ungebundenheit und ausgelassenes Wesen. In den sogenannten besseren, vornehmen Kreisen war viel rohes und sündliches Treiben zu finden. Die Schranken welche obrigkeitliche Verordnungen setzen sollten erwiesen sich wenig wirksam und kräftig. Die Scheu vor althergebrachter Zucht, vor dem Mißfallen der ein gewisses Maß haltenden Obern hielt unter den Studierenden die armselige Renommisterei deutscher Universitäten nur nothdürftig im Zaum. So trieb es der junge d'Annone, bis er nach gewohnter Ordnung das Laureat und die

Magisterwürde erlangte. Im Jahr 1716 trat er, um sich etwas besser zu stellen, bei einem mütterlichen Verwandten, dem Spitalpfleger Burckhardt in Liestal, als Informator seines Sohnes in Dienste. Er hatte es nur auf Vergnügen und Wohlleben und freies Wesen abgesehn, fand aber in seinem Patrone einen strengen und harten Mann, über den er oft bei sich selbst in ganz unsinniger Wuth und heftigem Zorn des Hasses ergrimmte. Nach einem Jahre nahm er, übrigens jetzt völlig von seinem Fußübel geheilt, wieder seinen Abschied.

Er entschloß sich nun, zur ersehnten Freiheit zurückkehrend, zum Studium der Theologie. Am liebsten wäre er dem Zuge zum Kriegsdienste, der seinem Geschlechte eigen war, gefolgt. Da ihn, wenn auch nicht mehr sein gebundener Fuß, so doch seine Schüchternheit und seine Armuth daran hinderten, hegte er im Stillen die Hoffnung, wenigstens dereinst Feldprediger zu werden. An seiner Wissenschaft fand er indessen wenig Geschmack; sie mochte auch, wie sie beschaffen war, einem lebhaften Geist wie dem seinigen nicht viel Anziehendes bieten; er trieb sie nachlässig genug und wandte seinen Fleiß und Eifer dem Flöten- und Citherspiel und der Dichtkunst zu, für die er viel Geschick hatte. Damit suchte er in leichtsinnigen Kreisen zu glänzen und durch lüsterne Scherze und Anspielungen sich den Ruf eines muntern Gesellschafters zu erwerben. Fechten, Tanzen, Spielen sollte ihn, wie er denn von ansehnlicher Gestalt war, als einen galanten jungen Mann, nach damaliger Welt Weise, erscheinen lassen. Der kümmerlichen Mutter, die sich über sein leichtfertiges Verhalten oft bis in die Seele betrübte, setzte er in hochmüthigem Trotze oft absichtliche Rücksichtslosigkeit und Verachtung entgegen. Zwar die mütterliche Freundin des Hauses, die treffliche Frau von Planta, welche sich seiner vielfältig annahm, welche ihn sogar einmal seines Fußes wegen mit sich in das lothringische Bad Plombieres mitgenommen hatte,

sie trachtete auf alle Weise durch erbaulichen Zuspruch, durch christliche Tractate und Schriften ihn für die Sache der Frömmigkeit und Gottseligkeit zu gewinnen. Und ganz ohne Einfluß auf seine Ueberzeugung blieben, wenn er sie von Zeit zu Zeit zu besuchen kam, ihre Gespräche nicht. Sie wußte ihm auch die nähere Bekanntschaft mit dem würdigen Gottesgelehrten, Dr. Samuel Werenfels, dem bekannten Freunde Osterwald's in Neuenburg und Turretini's in Genf, zu verschaffen. Der junge d'Annone gestand diesem den schlechten Zustand seiner Studien und fragte ihn um Rath, wie er dieselben besser einrichten könne. Der treue gottselige Diener Christi verwies ihn angelegentlich auf fleißiges Lesen der h. Schrift und ermahnte ihn, das Compendium der Theologie von Osterwald, ein neues Werk, das damals noch nicht im Drucke herausgekommen, für sich abzuschreiben und zu studieren. Eine Schrift insonderheit „über das laue Laodicäa der damaligen Zeit", die er zu lesen bekam und mehrmals durchlas, erweckte in ihm die Einsicht, zum wahren Christenthum gehöre ein rechtschaffenes Wesen; er faßte den Vorsatz, kein Miethling, sondern ein rechtschaffener Führer des heiligen Predigtamtes zu sein. Und als Professor Frey über Osterwald's Compendium ein Collegium hielt, zog ihn diese neue, auf das Praktische gerichtete Theologie eben doch besonders an, und er hätte bald Lust und Begierde zum fleißigen Studium derselben gefaßt. Aber die wilde Lebensart hatte schon allzutiefe Wurzeln in ihm geschlagen. Er brachte es nicht weiter als zum geheimen Wunsch, doch noch mit der Zeit ein rechter Prediger des Evangeliums zu werden; was er sich freilich als eine ziemlich leichte Sache, wenn er es nur einmal an die Hand nehme, vorstellte. So schob er seine Aenderung immerfort auf den morgenden Tag auf und war, wie er seine Herzensstellung später bezeichnend beschrieben hat, nichts als ein „Cras-Schreier." Im Frühjahr 1719 ward er nach bestandenem Examen mit seinen

drei Commilitonen von Antistes Hier. Burckhardt in der Kirche zu St. Martin zum Candidaten des Ministeriums ordiniert. Seine milden Lehrer haben ihm im Bewußtsein der Hoffnungen, die seine guten Gaben erweckten, um seiner schnellen, stets bereiten Antworten willen und wegen der klaren, wohldisponierten und mit Freimuth gehaltenen Probepredigt ein Ordinationszeugniß ausgestellt, das günstiger lautete als er es zu verdienen sich bewußt war.

---

## 2. Die Bekehrung.

Noch im gleichen Jahre ward der junge Candidat an den Ort versetzt der für ihn zur gesegneten Stätte seiner Wiedergeburt und Bekehrung werden sollte. Frau Judith Imthurn geb. Stocker von Schaffhausen, die Witwe des angesehenen und wackern Oberst Imthurn von Giersberg, suchte einen Hauslehrer und Erzieher für ihre beiden verwaisten Kinder, die etwas ältere Agnes und den noch sehr jungen erst fünfjährigen Junker Joh. Georg Friedrich. D'Annone meldete sich und ward angenommen. Am 4. November 1719 langte er zu Pferd bei der neuen Patronin auf ihrem Schlosse Giersberg, in der Nähe von Stammheim im Gebiete von Zürich, an. Anfangs war er über die Lage die ihn dort erwartete ziemlich bestürzt. Er hatte sich, wie es der Patrizierstand seiner Herrschaft vermuthen ließ, vorgestellt, eine galante Wohnung und Familie zu treffen, und fand nur ein altes unscheinbares Schloß und eine ganz einfache bürgerliche Einrichtung. Er mußte seine auf ein Leben des Glanzes und der Pracht gerichteten Hoffnungen gewaltig herabstimmen. Doch die herzliche und zuvorkommende Aufnahme welche er in diesem Hause fand, die Achtung womit

ihm von allen Hausgenossen begegnet ward, die lachende Aussicht in ein reizendes Reben- und Wiesengelände, die das ihm eingeräumte Zimmer gewährte, versöhnte ihn je länger je mehr mit seiner Lage und Stellung. Er nahm sich vor, hier nun fleißig zu studieren und die ihm obliegende Information mit Ernst an die Hand zu nehmen. Auch trachtete er, in der feinen Umgebung in die er gestellt worden sich ordentlich und standesgemäß zu halten, studierte auch angelegentlich eine Handleitung zu guten Sitten welche ihm in die Hand kam. Dabei diente der Umgang mit den Brüdern seiner Prinzipalin, namentlich mit ihrem trefflichen Schwager und Vogt ihrer Kinder, zur Angewöhnung einer gesitteten und nobeln Lebensart. Freilich, als dann die Familie im Januar nach Schaffhausen zog, um in ihrer Wohnung „zur schwarzen Straußenfeder“ den Winter zuzubringen, wurde er durch die Bekanntschaft mit seinen Landsleuten daselbst neuerdings wieder in eitles Weltleben hineingezogen, und er dachte, er wolle eine gründliche Veränderung und Bekehrung bis zu seiner Rückkehr nach Hause verschieben; Jedermann pflege doch auf der Wanderschaft in der Fremde des Lebens Lustbarkeiten noch zu genießen.

Während des folgenden Sommers hingegen war er wieder in der ländlichen Einsamkeit auf Schloß Giersberg. Die Herrin des Hauses mußte Krankheits halber längere Zeit in der Stadt bei ihrer würdigen Schwiegermutter verweilen. In dieser Zeit der geräuschlosen, ungestörten Stille wachten je mehr und mehr ernsthafte Gedanken bei ihm auf. Die Fragen die seine Zöglinge beim Religionsunterricht an ihn stellten führten ihn tiefer in's Nachdenken und Forschen über die göttliche Wahrheit; er spürte empfindlich genug, indem er eine für ihr Alter faßlichere Unterweisung zusammenzusetzen begann, die Mängel und die Unsicherheit seiner eigenen Erkenntniß. Dazu kam, daß er jetzt anfieng zu kränkeln. Seine bisher robuste Gesundheit begann merklich zu

leiden. Er bekam die Folgen seines früheren ausgelassenen Lebens zu fühlen. Er nahm sichtlich an Fleisch und Kräften ab. Es stellten sich starke nächtliche Schweiße bei ihm ein. In seinem Gewissen verklagt und bestraft, sah er sich als einen vom unheilbaren Uebel der Schwindsucht Ergriffenen an. Der Tod dem er schon entgegen zu gehen glaubte war ihm schrecklich; das auf ihn wartende Gericht Gottes war ihm entsetzlich. Er begann aus seinem Leichtsinn zu erwachen. Er fieng an, ernstlich Buße zu thun und Gott um Verzeihung zu bitten. Wir haben noch das ungeschminkte, erschütternde Bekenntniß aller seiner Sünden das er damals sich aufsetzte. Je mehr er aber in den Ernst der Buße hineingerieth, desto mehr sah er, wie er sein Herz nicht zu ändern, seine Lüste nimmer zu dämpfen, sich Buße, Glauben und Liebe nicht mitzutheilen vermöge. Er kam in große Noth und Anfechtung seines Gemüthes hinein. Die ehemaligen Zweifel an Gott und seinem Wort bemächtigten sich seiner; wie ein dichter Hagelschlag stürmten sie über ihn herein; sein Gemüth war wie ein Schiff das ohne Steuer auf wildem Meere sich herumtreibt. Er wußte sich nicht mehr zu rathen, und es blieb ihm oft nichts als der Angst- und Nothruf: „du allerhöchstes Wesen, erbarme dich über mich." Seine Seelenangst war nicht länger mehr vor seinen Hausgenossen zu verbergen. Er stellte sich seinen eigenen Zöglingen zum Warnungs- und Schreckbilde vor Augen. Ihre Mutter, welche wieder zu den Ihrigen zurückgekehrt war, fragte ihn theilnehmend, was denn eigentlich mit ihm wäre? Und er legte ihr ein offenes eingehendes Geständniß seiner Verirrungen ab; die edle, mitleidige, christlich gesinnte Frau, die den großen Ernst seiner Reue erkannte, vernahm es tief ergriffen, mit vielen Thränen und suchte ihm, so gut sie's vermochte, Trost zuzusprechen. Es ist noch ein ergreifendes und salbungsvolles Gebet vorhanden, welches er damals zu seinem täglichen Gebrauche sich niederschrieb.

Am 8. December predigte er in der Kirche der nahen Gemeinde zu Unter-Stammheim über den Text 2 Timoth. 2, 19: „es trete „ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt“ und legte, zum ersten Mal in seinem Leben von Herzensgrunde redend, sein öffentliches Bekehrungsgelübde ab: „daß er, die „Welt möge dazu sagen was sie wolle, in Gottes Namen dem „armseligen Weltchristenthum absagen und sich seinem Gott zum „Dienst und Eigenthum übergeben wolle.“ Die leichtfertigen Lieder die er bisher gesungen und gedichtet hatte zerriß und verbrannte er. Seine liebe Flöte und Guitarre aber, die er eine Zeit lang ganz an die Weiden gehängt, begann er jetzt zur Ehre Gottes zu verwenden. Er sammelte und dichtete Buß-, Klag- und Betlieder und sang und spielte sie etwa in der Stille zu seiner und Andrer Erbauung.

Doch, es gieng mit ihm noch durch viel Kummer und Noth. Seine Gesundheit war durch die schweren Bußkämpfe augenscheinlich angegriffen; eine gewisse Aengstlichkeit und Bedenklichkeit haftete seiner natürlichen Art immer an; hypochondrische Bangigkeiten, wozu er sein Leben lang mehr oder weniger geneigt war, hinderten ihn noch sehr an einer vollen Freudigkeit und Zuversicht seiner Seele. Es war ihm immer noch, er sei noch nicht recht ein neuer wiedergeborener Mensch. Als er am Schluß des Jahres wieder in die Stadt nach Schaffhausen gieng, weinte er blutige Thränen, daß er den künftigen Sommer wohl kaum mehr erleben, und sein geliebtes schönes Giersberg nimmermehr sehen werde. Er flehte fußfällig noch um Fristung seines Lebens, bis er ganz zum Glauben und zur Kindschaft seines Gottes gelangt sein werde. Da ward ihm ein Freund, dessen nähere Bekanntschaft ihn erst recht in die Geheimnisse des Lebens das aus Gott ist einführte. Er traf in einem Buchladen einen jungen Theologen von schlichtem, feinem, äußerst anziehendem Umgange, zu welchem er sich wundersam

hingezogen fühlte. Es war das Junker Hans Georg Ziegler zur Gems, ein junger Patrizier von ausgezeichneten Gaben, in Allem was zu menschlichem Wissen gehört ungemein bewandert, dabei, wie er denn von Kindheit auf Höheres als nur dieses gesucht, in der Erkenntniß Jesu Christi seines Heilandes tief begründet, ein gläubiger, im Wandel vor Gott weit geförderter Jünger des Herrn, auch ein hochbegabter geistlicher Dichter. Von dem Ungenügenden alles bloßen Wissens, von der Nichtigkeit aller Weltliebe durchdrungen, hatte er, tiefe Wege gehend, unter vielem Gebet, die Seligkeit der Gemeinschaft Gottes in seinem eingebornen Sohne gefunden und war, wie es sein früh zum Siegel gewähltes Pettschaft anzeigte, ein von der Erde zur himmlischen Herrlichkeit sich aufschwingendes Herz geworden, ein edler Mystiker im vollsten Sinne des Wortes, der in großer Demuth nach nichts als der in Christo erschienenen göttlichen Liebe und Heiligkeit trachtete. Er hatte sich auf den Dienst der Kirche vorbereitet. Da er aber von der Art und Weise, wie das Christenthum in der Welt aufgefaßt wurde, sich ganz unterschied und mit etlichen Gleichgesinnten, die von Frommen aus Spener's und Franke's Schule beeinflußt waren, zum Lesen des Wortes Gottes und zu gemeinsamem Gebet und Gesang sich vereinte: war er bei den geistlichen und weltlichen Behörden seiner Vaterstadt in den Geruch des damals ganz verpönten Pietismus gerathen und war mit fünf andern jüngern Geistlichen als irrgläubig aus dem Ministerium der Stadt förmlich ausgestoßen worden. Auf das hin achteten sich die engherzig Ausgestoßenen ebenfalls für berechtigt, von der Kirche sich getrennt zu halten, doch ohne darum einem richtenden und sectiererischen Geiste Raum zu geben. Ohnehin kränklich — er hatte ausgesprochene Anlage zur Schwindsucht — brachte Ziegler sein Leben in stiller Zurückgezogenheit zu, des alten kranken Vaters, des Oheims und einer Verwandten bis zu ihrem Tode pflegend,

in Privatversammlungen als beredten Redner sich erweisend und auf alle Weise als liebenswürdigen, hingebenden Freund, als Helfer, Tröster und Rathgeber, wo er nur konnte, sich thätig erzeigend. Vom rohen Pöbel verspottet und verfolgt, lebte er in großer Selbstvergessenheit und Selbstverleugnung in der heiligen Nachfolge seines sanftmüthigen Meisters. An ihn schloß sich nun D'Annone an. Er suchte ihn, wenn auch zuerst nicht ohne Furcht und Scheu vor dem Gerede der Leute, in seiner Wohnung auf. Und wie er ihm schon bei seinem ersten Besuche sein rathloses, erschrockenes Herz aufschloß, tröstete ihn Ziegler mächtiglich mit dem 33. Kapitel des Buches Hiob, welches ihm selber einst in schwerer Anfechtung seiner Seele zu großem Troste geworden war. Er ermunterte ihn, seine vielen Leiden und heißen Kämpfe nur für Zeichen der göttlichen Gnade, für heilige Mittel und Wege seiner endlichen Erlösung anzusehn. „Siehe, „das Alles thut Gott zwei- oder dreimal mit einem Jeglichen, „daß er seine Seele herumhole aus dem Verderben und erleuchte „ihn mit dem Licht des Lebendigen." Der heilsbegierige Schüler konnte nicht satt werden, dem liebreichen erfahrenen Lehrer zuzuhören. Er nahm die ihm entgegenkommende leibliche und geistliche Hilfe mit tausend Freuden auf; er ward immer mehr frei und los von der bisher noch zu sehr nur verstandesmäßig gelernten Schulweisheit seiner Erkenntniß Christi; er ward immer besser hineingeführt in die lebendige Erfahrung der Kraft seiner Erlösung. Ziegler gab ihm aus seiner reichen Bibliothek Schriften zu lesen wie Reizen's „Historie der Wiedergebornen", wie des französischen Jansenisten Quenel's „Erklärung des neuen Testaments", welche ihm sehr zum Segen und zur Befestigung dienten. Es bildete sich eine seltene, innige Freundschaft zwischen den Beiden. D'Annone hieng an Ziegler wie an seinem Bruder; er ehrte ihn als einen Vater, wenn derselbe gleich nur wenige Jahre älter als er war. Das Bild dieses seines Jona-

than blieb ihm sein Leben lang ein unvergeßliches Vorbild dessen was das Gott geheiligte Leben eines Jüngers Christi sein müsse.

Frau Oberst Imthurn nahm sich gleichfalls des Kränkelnden und Niedergedrückten treulich und großmüthig an. Sie nahm ihn zwei Mal mit sich nach Pfäfers, daß er dort durch den Gebrauch des heilkräftigen Wassers gestärkt werde. Ueberhaupt gewann er durch seine Gewissenhaftigkeit im Unterricht, durch all die Treue und Mühe die er auf seine Zöglinge verwandte, durch sein ganzes liebenswürdiges und bescheidenes Benehmen das Vertrauen seinen Patronin. Die Kinder, wenn er auch vielleicht hie und da nach altmodischer Weise etwas pedantisch lehrhaft verfuhr, hiengen ihm doch sehr an; mit herzlichem Mitleid sahen sie mitunter die heißen Thränen der Reue über seine Wangen herabrollen und wurden von den Ermahnungen womit er in sie drang, den guten Weg in dem sie unterwiesen wurden bei Zeiten einzuschlagen, jeweilen sichtlich ergriffen. Einen besondern Gönner und Beistand hatte er auch am Schwager der Frau Oberst, dem Junker Georg Joachim Imthurn. So brachte er, nur von Unpäßlichkeit und öfteren Krankheiten unterbrochen, siebenthalb Jahre in diesem unscheinbaren Wirkungskreise als Gouverneur der Jugend des friedlichen Hauswesens zu. Seine Erquickung war dabei der Umgang und Verkehr mit gleichgesinnten Freunden in der Umgegend und die Theilnahme an den erbaulichen Versammlungen im „Rosengarten“ zu Schaffhausen. In stiller Zurückgezogenheit von dem zerstreuenden leichtsinnigen Treiben der ungöttlichen Welt, hie und da, wo er dazu aufgefordert wurde, die Predigt der Buße in der Landeskirche verkündend, führte er, das Eine Nothwendige vor Allem im Auge, in immer größerer Entschiedenheit, aber auch in viel Weisheit und Nüchternheit ein recht erbauliches Leben. Freilich, es drohten ihm ebenfalls etwa von Seiten der kirchlichen Oberbehörden Ungelegenheiten und mißbeliebige

Schritte. Denn das Eindringen des Pietismus ward in unsern Schweizer Kantonen sehr ungern gesehn; man witterte gleich Schwärmerei, überspanntes und übertriebenes Wesen; man sah leicht in den besondern Andachtstunden eine neue, der orthodoxen Kirche abgeneigte und feindselige Partei. Es hieß zu Zürich, in dessen Gebiet Giersberg gehörte: der Candidat d'Annone sei ein Separatist; er sei wenigstens zu separatistischen Unruhen geneigt, ein Begünstiger solcher Unordnungen. Er mußte einmal einer förmlichen kirchlichen Visitation sich unterziehen. Aus Auftrag der Zürcher Kirchenbehörde erschienen bei ihm der Dekan von Laufen und der Pfarrer von Unterstammheim. D'Annone, kaum von einem heftigen Fieberanfalle erholt, empfieng sie noch krank im Sessel sitzend. Sie legten ihm verschiedene Anklagen und Fragen vor: warum er mit den gefährlichen Pietisten Umgang habe? warum er verdächtige Büchlein unter die Leute austheile? weswegen er den kirchlichen Gottesdienst so wenig besucht und sich geäußert habe, der Herr Pfarrer in Stammheim sage seine Predigt her, nicht anders als wie ein Schüler seine Schulaufgabe? D'Annone wußte sich aber wegen unwahrer Verleumdungen gar wohl zu rechtfertigen, seine Hochschätzung eines schriftgemäßen Gottesdienstes redlich und herzlich auszusprechen, im Uebrigen für die Sache der Glaubensfreiheit mit ziemlich scharfer Entschiedenheit einzustehen; denn solche Schritte machten damals noch größern Eindruck als heut zu Tage auf ehrerbietige Gemüther. Uebrigens unterblieb durchaus jede weitere Maßregel. Da er in jener Zeit bei einem Besuche in seiner Vaterstadt Basel zu verschiedenen Malen predigte, mußte er ebenfalls vernehmen, wie die dortige Welt sich über ihn aufhielt, daß er zu scharf predige und den Weg der Seligkeit den Leuten allzu schmal mache. Aber er erfuhr auch zu seiner Beschämung viele freudige Aufnahme von Seiten der Frommen und Heilsbegierigen und gewann manche bisher ihm durchaus Unbekannte

zu vertrauten Freunden. Auf einem Besuch den er bei seiner mütterlichen Freundin von Planta in Maasmünster machte ward er als „ihr Sohn", wie sie ihn jetzt gerne nannte, mit Gutthaten und Beweisen der Liebe förmlich überschüttet.

---

## 3. Vikariat zu Sissach.

D'Annone näherte sich jetzt schon dem 30. Jahre seines Lebens. Die alternde Mutter wünschte, den Sohn doch einmal an einer Pfarrstelle versorgt zu sehen; die Freunde, die in ihm verborgen liegenden Gaben erwägend, redeten ebenfalls zu; er selbst hatte auch im Stillen seine Gedanken an Pfrunde und Weib. Er entschloß sich, daheim zu Sissach beim alten Decan Frey, dessen Frau eine Anverwandte seiner Mutter war, ein Vikariat anzunehmen, sorgte für einen tüchtigen Nachfolger als Hauslehrer in Giersberg und nahm am 24. März 1726 unter vielen Thränen von seinen Schaffhauser Freunden beweglichen Abschied. Mit gemischten Empfindungen ritt er seines Wegs den heimathlichen Gegenden zu. In Erinnerung an die reichen Erfahrungen seines Giersberger Aufenthaltes sang er auf seinem Pferde Gott unter Thränen der Rührung seine Lob- und Danklieder; beim Blick auf die neue Laufbahn und Aufgabe, der er entgegengieng, stieg mancher schwere Seufzer von seinem einsamen Wege zum Herrn Jesu empor. Seine Ankunft in Basel erweckte unter seinen Angehörigen und Freunden große Freude. Ihm, der kein leichtes Gemüth hatte, war bang und unerquicklich zu Muthe. Am 9. April kam er zu werthen Gesinnungsgenossen, Dekan Ryhiner und seinem Sohn, nach Pratteln und am 10. traf er wohlbehalten am Orte seiner Bestimmung, in Sissach, ein. Tags darauf, auf den Palmsonntag Abend,

trat er daselbst mit einer Predigt über 2 Kor. 4, 5 sein Vikariat an.

Die entschiedene Freimüthigkeit womit er auf der Kanzel redete und die herzgewinnende Weise die er im Privatgespräch, wo ihm Anlaß geboten wurde, zu entfalten wußte, blieb nicht ohne gesegnete Wirkung. Er fand in der Gemeine und ringsum in der Umgebung empfängliche, heilsbegierige Zuhörer. Zwar fehlte es an Gegnern und Widerspruch nicht; doch es begannen auch etliche Freunde des göttlichen Worts und der Erbauung sich um ihn zu sammeln. Die Frau Pfarrerin insonderheit war ihm völlig zugeneigt. Im nahen Tenniken hatte er am dortigen Geistlichen und an einer frommen Basler Familie viel Trost und Erquickung. Freilich seine Gesundheit war noch gar nicht befestigt; es drückten der Arbeit und Mühe des Predigtamtes gegenüber schwere Sorgen seine angefochtene Seele. Eine Sauerbrunnenkur die er mit seiner Patronin im Bad Ramsach machte blieb ziemlich erfolglos. Es stellten sich bald darauf Anfälle von bedenklichen Schwachheiten ein, welche unerfahrene Leute einen plötzlichen Tod befürchten ließen, ja ihn nöthigten, für etliche Wochen mit der Mutter nach der Stadt zurückzukehren und dort auf Genesung zu warten. Auch, da er wieder ziemlich erstarkt an seinen Posten zurückkehren konnte, war für das mehr unentschlossene und bedenkliche Gemüth allerlei Aengstlichkeit und Kummerhaftigkeit vorhanden. Nur das Zureden seines bewährten väterlichen Rathgebers, Dr. Werenfels, hatte die Anstände des Gewissens wegen Leistung des Bürgereides beseitigen können; die Fragen wegen Austheilung des Abendmahls an unbußfertige Tischgenossen, wegen des Haltens von besondern Andachtsstunden machten noch allerlei zu schaffen. Er merkte, daß seine öftere Unpäßlichkeit den alten Herrn Prinzipal doch stutzig machte. Wie die Dinge dazumal in unsrer Kirche standen, war wohl zu besorgen, daß Verbrießlichkeiten

mit dem bejahrten orthodoxen, zwar wohlgesinnten, aber doch Neuerungen ungünstigen Herrn entstehen möchten. D'Annone, ängstlich bekümmert, der Welt gegen Gott nicht nachzugeben, war auch nach seiner Rückkehr nach Sissach in ernstem Kampf mit sich selber, ob er länger mit ruhigem Gewissen dem verantwortungsvollen Amt eines öffentlichen Dieners Christi sich unterziehen dürfe; eine Frage, die damals den Verboten und Gewaltsmaßregeln der Obrigkeiten gegenüber manche redliche Seele nicht so leicht zu bejahen wagte.

In dieser peinlichen Lage kamen ihm ungesucht Briefe aus seinem frühern Wirkungskreise. Der Nachfolger den er dort zurückgelassen verließ um anderweitiger Aussichten willen seine Informatorstelle. Die alte Patronin meldete, wie es mit keinem Lehrer recht gehen wolle, wie sein junger Discipel zu keinem andern als seinem ihm theuerwerthen vorigen Präceptor Lust und Vertrauen hätte, wie er, als ihm die Mutter eine Lustreise nach Zürich erlauben wollte, erwiederte, er begehre nirgendshin als nach Basel, um bei Herrn D'Annone anzuhalten, daß er wieder zu ihnen zurückkehre. Sie fragte, ob sie solches hoffen dürfte? sie machte großmüthigere Anerbietungen, damit er, bis er ihn auf Reisen begleiten könne, seine Erziehung übernehme. Auch sein Freund Ziegler schrieb nun zurathend. D'Annone bedachte, daß ihn in diesem Wirkungskreise die Kränklichkeit weniger hindern werde als im Dienste einer großen Gemeinde. Er beschloß, nicht ohne ernstes Gebet, sich der ihm ohne sein Zuthun gewordenen Aushilfe nicht länger zu widersetzen, und noch vor Antritt des Winters, im November des Jahres, nahm er von seinen Freunden in Sissach wieder Abschied. Sie konnten sich kaum darein finden, meinten, es müsse nicht sein. Sein Schüler kam ihm auf dem Weg nach Schaffhausen voller Freuden entgegengeritten.

---

## 4. Noch einmal Hofmeister in Giersberg.

So war nun d'Annone wieder in seine alte Stellung zurückgekehrt. Er wandte seinen ganzen Ernst und Eifer darauf, den ihm anvertrauten Schüler in den Kenntnissen die seinem künftigen Stande geziemten auszubilden, vor Allem aber ihn zu einem gottesfürchtigen, brauchbaren Mitglied des bürgerlichen Gemeinwesens seiner Vaterstadt und einem Erben der himmlischen Seligkeit zu erziehn. Mit welcher aufrichtigen Treue und Sorge er an seinem Zöglinge hieng, zeigte sich, als derselbe, ohnehin ein zarter Knabe, einmal gefährlich erkrankte. Da machte ihm sein ängstliches selbstquälerisches Gewissen Vorwürfe, er habe vielleicht durch früheres stürmisches Drängen, durch allzustrenge Behandlung die Krankheit auch mit verschuldet, und er betete flehentlich zu Gott, daß er des armen Knaben schonen und ihn dafür sterben lassen solle. Auch gieng es nicht immer leicht, die Grundsätze einer Erziehung zur Gottseligkeit festzuhalten. Weltlich gesinnte vornehme Anverwandte nahmen Anstoß an seinem ernsten und eingezogenen Christenthum, hätten lieber ein weltförmiges und modisches Wesen nach altgewohnter Patrizier-Art gehabt. Und selbst die eigne Patronin, von ihrem Einflusse noch bestimmt, gieng nicht immer mit dem Hofmeister ganz einig. Es kam selbst mitunter, da dieser in Dingen die er für bedenkliche Unsitte erkannte nicht nachgeben wollte, zu lebhaft bewegten Wortwechseln. Seine Demuth und Entschlossenheit aber gewann es doch immer mehr. Die Ueberzeugung der Mutter ward allgemach immer vorurtheilsfreier und entschiedener. Mit ihrer Einwilligung wurde in Giersberg eine tägliche Hausandacht eingeführt, wobei die Hausgenossen gemeinschaftlich auf den Knieen zu beten pflegten. So segensreich übrigens seine Wirksamkeit in diesem Hause, abermal noch sechs Jahre lang,

sich weiter entfaltete: es war freilich nur eine geringe und bescheidene, im Grunde keine seinen Fähigkeiten angemessene, da die Anlagen des Jünglings, wie seine ganze Gemüthsart, nicht gerade bedeutende und glänzende Erfolge erwarten ließen. Aber die noch immer leidende Gesundheit d'Annone's schien ihn in diese stillere unscheinbare Stellung zu verweisen. Er hielt sich, so wenig es die Seinen zu Hause gerne sahen, von öffentlicher Wirksamkeit absichtlich scheu und selbstlos zurück. Gieng er doch überhaupt vielfach unter dem Eindrucke, es sei ihm kein langes Leben auf dieser Erde vergönnt und er habe habe sich am meisten auf den nahen Eingang in Gottes Ewigkeit bereit zu halten.

Ein finsterer, nur über sich selber brütender, sauer sehender Heiliger war bei alledem D'Annone doch nicht. Ihm war ein offener Sinn eigen auch für das was auf dem Gebiete der Natur und des menschlichen Lebens der Achtsamkeit werth war. Er war ein Freund lehrreicher Bücher, ein aufmerksamer Forscher der Wunder Gottes in den Werken der Schöpfung. Sein ausgesprochener Trieb zur Thätigkeit, seine zuvorkommende freundliche Dienstfertigkeit, die liebenswürdigen gesellschaftlichen Gaben welche ihm eigen waren ließen ihn nicht nur auf sich und seinen nächsten Kreis sich beschränken. Wußte er einen ihm bekannten Gelehrten durch Zusendung von neuen Abhandlungen zu erfreun, konnte er einem Sammler von „figurierten Steinen" (Versteinerungen") ein schönes seltenes Stück liefern: er sparte die Mühe nicht. Vor Allem aber war er ein emsiger Freund und Pfleger christlicher Gemeinschaft. Mit den Freunden der Gottseligkeit in der Nähe und Ferne knüpfte er unermüdet brieflichen Verkehr an. Galt es einer christlichen Seele ein Wort des Trostes, der Stärkung, der Mahnung zukommen zu lassen: für Hohe und Niedere ohne Unterschied des Standes, ließ er seine gesalbten Sendschreiben hin und her im schweizerischen Vaterlande umher-

gehn, und fügte ihnen irgend eine erbauliche Schrift bei, ein neues wohlgewähltes Tractätlein, ein erquickliches Lied das er gedichtet, eine schöne Weise die er dazu gefunden oder gesetzt hatte. Es herrschte damals unter den Freunden der Gottseligkeit ein lebhafter Trieb gegenseitiger Theilnahme an dem Heil das ihnen aufgegangen war. Und auch er nahm daran Antheil. Er stand in lebendigem Briefwechsel mit den Stillen im Lande in der nähern Umgebung, in Schaffhausen, Zürich, Bern, im heimatlichen Basel und Baselbiet, vor Allem mit den beiden Dienern Gottes, dem Pfarrer Willi in Thusis, dem Gründer eines Waisenhauses, der ein feuriger Zeuge der Sache Christi war, vielleicht manchmal etwas schwärmend, aber ein treuer und redlicher Mann, und mit dem wohlbekannten Prediger des Evangeliums, dem Pfarrer Samuel Lucius in Amsoldingen, einem Mann von seltener Salbung, der von der Liebe und Gnade Jesu so herzerhebend reden konnte, daß er und seine Zuhörer es Stunden lang nicht müde wurden. Ja, er hat selbst Männern der katholischen Kirche, in denen er etwas Tieferes fand, Schriften von Madame Guyon und von Thomas a Kempis, hat auch zwei Klosterschwestern in Baden etwas das sie im Leben aus Gott fördern mochte, einzuhändigen gewußt. Denn er war über die engen Schranken der kirchlichen Parteisucht erhaben und suchte nur das Eine, das Herz das sich Christo zuwandte, zu gewinnen. In seinem Nachlasse findet sich eine reiche Sammlung von Briefen die ihm zugesandt wurden. Er hat sie mit großer Genauigkeit und Ordnungsliebe aufbewahrt. In vielen begegnen wir dem dankbaren Zeugniß der Schreiber, wie sie so manche Förderung ihres innern Menschen von ihm empfangen und aus seinen Zusendungen geschöpft hätten. Ja, ich glaube nicht zu irren, wenn ich eine Schrift die in seinem Nachlasse enthalten ist und die noch weiter hin als auf die engen Kreise der Frommen zu wirken berechnet war, vornehmlich seiner

wohl geschärften, kräftigen Feder zuschreibe. Die Freunde in Basel wünschten eine Schrift herauszugeben welche einem bessern Stand der Dinge im Gemeinwesen der Vaterstadt aufzuhelfen geeignet wäre, namentlich dem leidigen Practicieren und den Familienrücksichten bei Wahlen in die Regierung endlich einmal ein Ende machen sollte. Der alte Doctor Werenfels, der die letzten Jahre seines Lebens in der Stille verbrachte, scheute sich dabei sich zu betheiligen. Auch Ziegler in Schaffhausen zog sich zurück. D'Annone, scharf und derb gemahnt, nahm zuletzt nach längerm Sträuben die Sache in die Hand. Mit seltener, in Alles eingehender Sachkenntniß ist die Schrift verfaßt, sie trägt unverkennbar das Gepräge seines nüchternen, in der Furcht Gottes festen und sichern, die Wahrheit frei redenden Geistes. Ob freilich dieser „Patriot" je im Druck herausgegeben worden, vermögen wir nicht zu ermitteln.

Der sechzehnjährige Junker Georg Friedrich sollte jetzt auch nach üblicher Sitte anfangen, durch Reisen seine standesmäßige Bildung zu erhalten. Und es galt zuerst, im eigenen Vaterlande, der Eidgenossenschaft, näher sich umzusehn. Die Mutter wollte, daß der bewährte Freund seiner Jugend dabei die Obhut führe. Im Sommer 1730 reisten sie — der Sohn des Stadtschreibers Hegner von Winterthur zog als der Dritte mit ihnen — von Hause ab. Sie sollten zugleich einen Aufenthalt in den welschen Kantonen damit verbinden, um eine bessere Kenntniß und Uebung in der französischen Sprache zu erlangen. Den Winter über hielten sie sich in Neuenburg auf, wo es ihnen in einer vielfach noch christlich gesinnten Umgebung an gutem und förderlichem Umgang, den d'Annone zu pflegen bemüht war, nicht mangelte. Da aber die rauhe Luft der Gegend der Gesundheit d'Annone's nicht zuträglich war, siedelten sie im Frühjahr des folgenden Jahres nach Lausanne über. Dort gefiel es ihnen unter der oberflächlichen und leichtsinnigen, nur

nichtigen Zerstreuungen fröhnenden Gesellschaft weit weniger. Doch trafen sie auch hie und da Leute, welche die eingezogene, vom Verderben der jungen Welt sich fern haltende Lebensweise der Jünglinge unter der Aufsicht eines Mannes, wie d'Annone war, zu loben wußten. Sie besuchten mehrere Male, statt der eiteln das Herz leer lassenden galanten Cirkel, das Seminar das der bewährte, feurige Mann Gottes, Antoine Court, zur Vorbereitung von Arbeitern für die verfolgte „Kirche der Wüste" Frankreichs hielt, und nahmen an ihren einfachen gemeinschaftlichen Erbauungen Theil. Sie zogen sich öfter an ein stilles Plätzchen in der Nähe mit prächtiger Aussicht zurück, lasen zusammen etwas zur Erbauung und erquickten sich am Gesang eines geistlichen Liedes. Unterdessen hatten sie auch einen Ausflug nach Genf und durch verschiedene Gegenden des Waadtlandes gemacht und die vielen Schlösser der vornehmen Geschlechter bewundert. Und nachdem sie dann noch abgeredeter Maßen eine Gesundheitskur im Bade Leuk im Walliserlande vollendet: traten sie im August 1731 ihre Reise durch die deutsche Schweiz an, über die Gemmi ins Bernbiet, über Luzern in die kleinen Kantone, nach Graubünden, über Appenzell und St. Gallen nach Zürich. Der Alles wohl beachtende, Alles hell und scharf sehende Erzieher war bemüht, die beiden mit ihm reisenden jungen Herren treulich über Alles aufs Beste zu berichten. Er machte sie auf die Schönheiten der Gegend, auf die Merkwürdigkeiten des Landes, auf die Fossilien, auf Glashütten und Eisenschmelzen, auf die Salzwerke bei Bex, auf die denkwürdigen Schlachtfelder aufmerksam; er vergaß nicht, ihnen die Zeughäuser, die Haltung des Militärs, die ihn nach seiner ehemaligen jugendlichen Neigung noch immer interessierte, die Bibliotheken und die alten Denkmäler der Baukunst zu zeigen; er hatte für das was zum Wohl des Volkes, des Staates und der Kirche diente ein offenes Auge: machte er doch, ein seltenes

Beispiel der Wißbegierde in dieser Beziehung, in Graubünden einen eigenen Abstecher ins Davos, um dort einem Bundestag der drei Bündtner Bünde beizuwohnen. Seine geschickte Art, mit Jedermann lehrreichen und werthvollen Umgang zu pflegen, kam ihm allenthalben wohl zu Statten. Vor Allem aber versäumte er nicht, Jünger Christi jeglichen Standes aufzusuchen, bei denen das was mehr als irdisches Wohl und Gedeihen ist gefunden wurde. Bei Unterseen erklommen sie mit Anstrengung den Beatenberg, wo ein stiller, frommer, inniger Prediger, einem einsamen Einsiedler gleich, wohnte; bei Thun in Amsoldingen brachte er drei Tage beim theuren Lucius zu, den er schon früher einmal aufgesucht hatte, und erquickte sich an seinem herzerfrischenden Umgang; in Thusis im Bündtnerland erfreute er sich am Aufblühen des bescheidenen einfachen Waisenhauses von Pfarrer Wille. Endlich nach fünfvierteljähriger Abwesenheit kehrte er glücklich und wohlbehalten nach Giersberg zurück.

Die Absichten der Mutter giengen ausdrücklich dahin, daß d'Annone den Junker auch noch fernerhin auf die Universität begleiten und seine Studien dort überwachen möge. Doch bevor es zur Abreise kam, schied sie aus diesem Leben. Ende Hornung 1732 begann sie zu erkranken. Obwohl die Aerzte ihr Uebelbefinden nicht für bedenklich ansehen wollten, wurde sie immer leidender und schwächer. Sie erwartete mit Bestimmtheit ihr Ende und nahm Abschied von ihren Kindern. Es war ein ungemein erbauliches, aber sehr ernstes Sterbebette. D'Annone war ihr dabei vielfach zu großem Trost. Sie legte ihm das Heil ihrer Kinder ernstlich an's Herz, dankte ihm für alle an die Ihrigen gewandte Mühe und Liebe, bat ihn wiederholt um Verzeihung, daß sie mitunter ihm widersprochen und noch zu sehr an der Welt-Reputation gehangen, und empfahl ihren Sohn seinem fortwährenden Zuspruch. Am 30. März in der Nacht zwischen 4 und 5 Uhr verschied sie. Der treue Hausfreund

drückte ihr die gebrochenen Augen zu. Bald nach ihrem Hinschied achtete d'Annone wohl, daß die Zuflüsterungen und Einreden der väterlichen Anverwandten Eindruck bei dem jungen Erben des Hauses machten. Es war unter der Hand viel davon die Rede, ob er den pietistischen Hofmeister auf seine academische Reise mitnehmen solle. D'Annone fühlte sich frei von eigennützigen Berechnungen oder gereizten Empfindlichkeiten. Doch hielt er für Pflicht, dem jungen Mann was der seligen Mutter ausgesprochene Verfügung gewesen schriftlich auf das Umständlichste vorzustellen; und im December des Jahres reisten die Beiden scheinbar einig mit einander zur Academie. Als sie aber unterwegs bei einem Onkel im Pfälzischen ankehrten, eröffnete dieser — die Sache war längst schon im Stillen so abgeredet —: Junker Georg Friedrich solle mit seinen beiden Söhnen in Gießen seinen Studien obliegen; und der treue vielverdiente Lehrer ward, zum Dank für seine 13jährigen Dienste, in aller Höflichkeit und Ehre entlassen. Er ließ es sich, in Allem willenlos dem Rathe Gottes folgend, geduldig gefallen, schwieg zu Allem ganz stille, begleitete noch die jungen Herren nach Gießen und nahm in unveränderlicher Sanftmuth und Wohlmeinenheit von seinem theuren Zöglinge Abschied.

---

## 5. Die Zeit des Privatlebens.

Für d'Annone war es nichts so gar Unerwünschtes, daß er nun von der Welt ausgestoßen und auf sich allein hingestellt war. Sein Verlangen gieng jetzt auf mehr Freiheit und Stille hin. Einstweilen fand er seine Zuflucht bei Schwarzenau in der Grafschaft Sayn und Wittgenstein. Der treffliche und gründ-

lich fromme Graf Casimir, der Sohn der gottseligen verwitweten Gräfin Hedwig Sophie, hatte in seinen Landen für die Verbannten und Verfolgten aller Gegenden, für Separierte, Inspirierte, fromme Einsiedler, die ein göttliches Leben führen wollten, eine Freistätte der Duldung und der Gewissensfreiheit eröffnet und ausgezeichnete Männer jeder frommen Richtung an seinen Hof zu Berlenburg geladen. Hier war der separatistische mit scharfem Verstand ausgerüstete, weit bekannte, absonderliche Dippel, der geistbegabte, etwas unruhige Hofprediger Tuchtfeld, Dr. Carl, des Grafen Leibarzt, und der innige Mystiker, Herr Carl Hector von Marsay, der früher lange Zeit ein äußerst strenges eigentliches Einsiedlerleben geführt, sich aber jetzt in stiller Herzensdemuth und Lauterkeit immer mehr dem alten einfachen Glaubensgrunde der evangelischen Kirche wieder näherte. D'Annone ward in diesen Kreis durch Dr. Carl, den er schon kannte, näher eingeführt. Er fand im Hause des gräflichen Rathes Frensdorf, der mit seiner trefflichen Schwester und seiner Familie bei Schwarzenau in einsamer waldiger Gegend auf seinem Gute Luisenhof wohnte, die zuvorkommendste Aufnahme und zugleich einstweilige Beschäftigung als Hauslehrer der Kinder des Hauses. In brüderlichem Umgang mit den vielen trefflichen Männern der Umgegend, die ihn allesamt schätzen lernten, fand er reichen Genuß und Erfrischung, doch seine Selbständigkeit bewahrend, ohne durch eigentlichen Bruch mit der Landeskirche mit irgend Jemand zu sehr sich einzulassen. Er stand in mehrfacher Verbindung mit der frommen gräflichen Familie und ward öfter zu den Gräfinnen in der Nachbarschaft zum Thee oder Kaffee und erbaulichen Spaziergängen eingeladen. Ja, beinahe wäre er bleibend an diese für die damalige Kirche Deutschlands bedeutungsreiche Gegend gebunden worden.

Graf Casimir trug ihm die erledigte Pfarrei Birkelbach an. Er erzeigte sich dabei ungemein gnädig und zuvorkommend. Er

lud ihn zur Tafel; er ließ ihm durch seine Diener und Freunde seine Gedanken eröffnen; er schickte ihm die förmliche Ernennung, hörte alle seine Bedenken und Bedingungen freundlich und geduldig an, erneuerte zu dreien Malen seine Aufforderung und wartete beinahe vier Monate lang auf seine schließliche Entscheidung. D'Annone gerieth in schwere Angst und Gewissensnoth. Es ward ihm beinahe unmöglich, den Ruf anzunehmen. Der starke Wunsch und Trieb seines Gemüths war nach Hause gerichtet, auf ein stilles Leben der Verborgenheit und der Sammlung im Dienste Gottes, in der Nähe seiner hochbetagten Mutter. Ihm graute vor einem bleibenden Aufenthalt in der Fremde; er fürchtete die Zeiten öfter wiederkehrender Kränklichkeit, wo er ohne Stellvertreter dastehen werde. Er hatte ein tiefes Gefühl seines Ungeschickes zum Predigtamt; die Schwierigkeiten welche die herrschende Geringschätzung des Lebens aus Gott, welche die Feier des h. Abendmahls einem gewissenhaften Seelsorger bereiten konnten, machten ihm dieses Amt zur schweren, beinahe unerträglichen Last. In der Umgebung worin er jetzt war lag ihm eine Wirksamkeit unter einzelnen bedürftigen Seelen, die Theilnahme am Reich Gottes im Allgemeinen näher als der Dienst an der Landeskirche. Er wünschte eher, um dem Nächsten nützlich sein zu können, bei Dr. Carl noch Medicin zu studieren. Doch fürchtete er noch mehr, einem bestimmten Willen Gottes durch Ungehorsam sich zu widersetzen und dadurch ein Gericht auf seine Seele zu laden. Die dortigen Freunde, die Freunde zu Hause, denen er schrieb, der alte Dr. Werenfels, der eifrige Schwager Pfarrer Fischer, die alte Mutter sogar, mahnten zur Annahme. Es war eine Zeit heißen Kampfes für ihn. Er kam zu keiner Freudigkeit und Gewißheit. Zuletzt wollte er Gewissenshalber nicht länger widerstehn. Er stellte der Gemeinde vor, in welchem Sinn und unter welchen Bedingungen er sich verstehen könnte, das Amt ihres Seelsorgers

zu versehn. Da sie aber das nicht eingehen wollten, reiste er endlich im August 1733 erleichterten Herzens von Luisenhof ab und kehrte nach Hause zurück. Der Graf meinte, es stelle sich beim Herrn d'Annone immer von Neuem ein „Aber" ein. Uns will scheinen, es habe sich eben doch ein Bewußtsein in seinem Gemüthe geltend gemacht, daß, wenn irgend einer Kirche, er der seiner Heimath und seines Vaterlandes angehöre.

Von äußern Geschäften unbeirrt, konnte d'Annone jetzt in seiner Vaterstadt in der Stille sein Leben zubringen. Der Umgang mit gleichgesinnten Frommen, die Theilnahme an brüderlichen Versammlungen, die Correspondenz mit alten und neugewonnenen Freunden, etwa ein seelsorgerlicher Krankenbesuch oder ein anregender Besuch bei einem bewährten Freunde, wie Lucius in Amsoldingen, diente ihm sehr zur Ermunterung und Erfrischung. Doch mußte ihm bei seinen beschränkten Verhältnissen die Sorge schwer machen, wie er sich durchbringen sollte, ob er nicht endlich, so gerne er in der Freiheit von zerstreuender Beschäftigung seinen Pilgerweg auf Erden gegangen wäre, doch wieder irgend eine leidige Stellung in der Fremde anzunehmen werde genöthiget sein? Denn zum Schmeicheln und Practicieren um einen einträglichen Dienst war er durchaus nicht der Mann. Da schien ihm die mütterliche Vorsehung Gottes ganz unvermuthet zu dem verhelfen zu wollen was längst seines Herzens Sinn war. Frau Esther Gottfried, eine geborene Zwinger, war seit sechs Jahren Witwe, die Mutter von zwei Töchtern, von denen die eine schon verheirathet und ebenfalls bereits Mutter war. Sie war eine redliche, um ihr Seelenheil aufrichtig bekümmerte Seele. Schon längst trug sie tiefe Verehrung gegen den „Gottesmann Candidat d'Annone", wie sie ihn nannte, und da sie mehr von ängstlicher Gemüthsart war, nährte sie in sich den stillen Wunsch, unter der Leitung und Führung eines festen frommen Mannes zu stehn. Ihr ganzes liebreiches

heilsbegieriges Wesen zog den nicht viel über zwei Jahre Jüngern nicht wenig an; er fieng an zu denken, sie könnten, da sie etwas Vermögen hatte, zusammen in ungestörter Ruhe und Freiheit von Sorgen ein gottseliges Leben führen und Eines dem Andern zum Trost und zur Hilfe sein. Zwar, gewissensbedenklich, beinahe scrupulos, wie er war, gieng er in der Sache durchaus nicht leichthin zu Werke. Schrieb er doch durch seinen Freund, Herrn von Marsay, an Jungfer Frensdorf im Luisenhof — er hatte früher eine Neigung zu ihr gefaßt, war aber auf unübersteigliche Hindernisse gestoßen — und entdeckte ihr Alles ganz offenherzig und ehrlich. Im Juli 1734 auf einer Reise durchs Baselbiet besuchte er Frau Gottfried auf ihrem Landgute in Diegten. Sie empfieng ihn aufs freundlichste. Es kam die Rede auf mancherlei; sie ließ ein Wort fallen von ihrem Verlangen nach einem Führer dem sie ihrer Seele Heil getrost anvertrauen dürfte. Er blieb noch etliche Tage in Sissach, hatte aber keine Ruhe daselbst und mußte immer an dieses Wort denken. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb er ihr schlicht und aufrichtig, fragte, ob sie sich entschließen könnte, sich wiederum zu verheirathen, und wenn „Ja": ob er sich unterwinden dürfte, ihr seine eigene bedürftige, aber an Hochschätzung gegen sie reiche Person dazu vorzuschlagen? Sie möge, wenn sie dergleichen von ihm nicht erwartet, ihm seine Kühnheit zu gute halten; sollte aber der liebe himmlische Vater ihr Herz zu ihm neigen, so werde er sich auf ihren Befehl bei ihr einstellen und die Gedanken seines Herzens, das mehr als brüderliche Liebe gegen sie hege, ihr vor Dem der Herz und Nieren prüft sonder Rückhalt entdecken. Die Anfrage machte der ängstlichen Frau viel zu schaffen. Er legte die Sache, aller Sorge und Unruhe ungeachtet, willenlos in die Hand Gottes. Es kam zu näherer Besprechung. Ihre Brüder, die Herren Zwinger, sprachen sich huldreich aus und am 30. November des

Jahres ward in der Kirche zu Sissach der Ehebund eingesegnet. Mit der Geburt eigener Kinder ward er in diesem Ehestande nicht erfreut; hingegen hat er dadurch eine treffliche und sorgliche Lebensgefährtin, sie und ihre Kinder einen uneigennützigen, getreuen Vater und Großvater gefunden. Ein ganzes Pack von Liedern, die er jedesmal am Namenstage der geliebten „Esther" gedichtet, gibt Zeugniß von dem Dank und der Zuneigung die er Lebenslang ihr bewahrt hat.

Eine treu besorgte Mutter von Schaffhausen, Frau Salome Imthurn geb. Peyer, übergab nach dem Tode ihres Mannes ihren Sohn Bernhard dem bewährten Freund in seine Obhut und Pflege. Damit war verbunden, daß er zur Vollendung seiner Bildung im Sommer 1736 eine längere Reise in die Niederlande und durch Deutschland zu machen hatte, woran nach dem Wunsche des Vaters sein früherer Reisegefährte, J. Ulrich Hegner, mit Theil nahm. Diese zweite Reise diente noch weit mehr als die erste im schweizerischen Vaterland zur Förderung seines gesunden Urtheils und zur Erweiterung seines Gesichtskreises. Er lernte verschiedene berühmte und ausgezeichnete Männer kennen, einen Gerhard Tersteegen in Mühlheim an der Ruhr, einen Arzt von europäischer Berühmtheit wie Boerhave, einen Kenner und Meister der Dichtkunst wie Gottsched, einen Freilingshausen und Kallenberg in Halle, einen Theosophen wie den württenbergischen Magister Oetinger, einen Helden im Dienste Christi wie Zinzendorf, einen unermüdlichen Freund und Sachwalter des Reiches Gottes wie den würdigen Senior Urlsperger in Augsburg. Nicht leicht geblendet und nicht leicht in seinem Urtheile befangen, nüchtern und sicher, mit offenem Sinn sehen wir ihn Alles auffassen und namentlich den unparteiischen Blick auf die Hauptsache in den damaligen Bewegungen auf geistlichem Gebiete trefflich bewahren. Er scheint, wie's aus seinem Reisediarium erhellt, eine ganz besondere Gabe zu einem Reisenden

besessen zu haben. Als er aber nach Hause zurückgekehrt und seiner Verpflichtungen gegen den Zögling völlig enthoben war, zog es ihn vor Allem in die Ruhe und Einsamkeit des Landlebens. Er verweilte mit Frau und Tochter auf ihrem stillen Landgute in Diegten und begehrte da, im Buche der Natur von Gott und göttlichen Dingen lesend, ein von „Stadtgetümmel“ und Weltzerstreuung ungestörtes erbauliches Leben zu führen, dessen Einsamkeit höchstens durch den ehrenden Besuch eines Zinzendorf unterbrochen wurde oder als er den jungen Grafen von Stollberg-Wernigerode auf seinen Gängen durch Basel begleitete.

Uebrigens sollte die gewählte Muße nicht bloß und allein zu seinem eigenen Genuß und Heil verwendet werden. Machte sich doch in ihm, dem praktisch gearteten Basler, je und je auch ein starker Trieb geltend, zur Verbreitung des Reiches Christi das Seine beitragen zu dürfen. Und so finden wir ihn denn in dieser Zeit seines Privatstandes viel damit beschäftigt, die erbaulichen Schriften seines väterlichen Freundes Lucius im Drucke herauszugeben. Lucius bedurfte eines Beistandes, wie er ihm da von hilfreicher Hand geboten wurde. Seine in poetischen Bildern sich ergießende Schreibart war mitunter allzu wortreich und ermangelte des durchsichtigen Gedankenzusammenhangs. Da war nun ein Mann von kurzer, klarer, treffender Rede, dessen Stimme dem Ton „einer Silbertrommete“ glich, ganz dazu angethan, seine Ueberfülle zu mäßigen und mit erläuternden Ueberschriften, Randglossen und Inhaltsregistern dem Verständniß des Lesers nachzuhelfen. Lucius hat ihm darin volles unbegränztes Zutrauen geschenkt und es nicht genugsam rühmen können, was für einen seltenen Freund ihm Gott in seinem geliebten d'Annone habe zu Theil werden lassen. Auch einzelne kleinere Erzeugnisse seiner eigenen Feder hat der bescheidene Mann beigefügt. Hat er doch einen christlichen Katechismus für die unmündige Jugend unter dem Namen eines „Milchkindes“ für den Druck

ausgearbeitet, wohl eine Ausführung seines einstigen Versuches in Giersberg. Auch war es je und je seine Sitte, in einzelnen Blättern seine Lieder unter seine Freunde und Bekannten zu weiterer Vertheilung auszubreiten. Er hatte dafür einen ganz besondern Sinn und eine natürliche Gabe. Buß-, Klag- und Betlieder, Pilger- und Himmelslieder, die ihm in schweren und seligen Stunden aus innerstem Grund seines Herzens geflossen, solche in denen er die streitenden Parteien auf das Eine Nothwendige zurückweisen wollte oder in denen er der blinden Welt die Augen zu öffnen bemüht war, er hat sie reichlich in kleinen Flugblättern unter das Volk zu werfen gesucht. Insonderheit waren es Lieder für einzelne Stände durch die er sich den Ruf eines geistreichen und gesegneten geistlichen Dichters in unserem Volke erworben hat: vor Allem sein schwungreiches Soldatenlied, dann sein Kaufmannslied, sein Posamenterlied, sein Lied für Weiber die Wasche halten, sein geistliches Fuhrmannslied. Für solche Art der Dichtung hatte die damalige Zeit einen ausgesprochenen Sinn. Auch eine reiche Sammlung von 300 erbaulichen Gesängen der deutschen und der schweizerischen Kirche hat er dem reformierten Volk unsrer Gegend, das mit denselben weniger bekannt war, in die Hände gegeben. Und dieser „erbauliche Christenschatz“ hat eine große Aufnahme unter unserem Volke gefunden. Es kam nach seinem Tode noch eine siebente Auflage (dießmal auf 400 Lieder vermehrt) davon heraus. Ja, er hat auch insbesondere der Kirche seines Kantons in dieser Weise einen großen werthvollen Dienst erwiesen. Denn als Antistes Hans Rudolf Merian für nöthig fand, daß den Gemeinden neben den Lobwasserischen Psalmen auch ein Anhang von Gesängen für die Nebengottesdienste eingehändiget werde, vertraute er diese Aufgabe unserm d'Annone an; der wußte aus dem reichen Schatz von Liedern und Weisen, die er vorfand, und aus solchen der eigenen Zeit die er dazu nahm,

ein kleines Gesangbuch zusammenzufügen welches seit 1743 unsrer Basler Kirche von unberechenbarem Segen gewesen ist. Es war ein Büchlein von eigenthümlicher Kraft und Salbung, mit alten Liedern aus der Reformationszeit und etlichen der Neuzeit ausgerüstet, ein Buch das schon in seiner ganz eigenen lebendigen Anordnung manchem Herzen unseres Landes einen klaren tieferen Blick in den Weg des Heiles gebracht hat und das auf unserer Landschaft bis in die jüngste Zeit ein reich gesegnetes Gesangbuch geblieben ist. Daneben war indeß durch die Verbindung und Bekanntschaft mit auswärtigen Freunden der Sache Christi die Empfänglichkeit und Theilnahme für das was außerhalb des Vaterlandes vorgieng in den Gedanken d'Annone's lebhaft erwacht. Er blieb in regem Verkehr mit Senior Urlsperger in Augsburg und nahm an den Nöthen und Drangsalen der verfolgten Böhmen und Mähren, die nach preußischen und sächsischen Landen auswanderten, innigen Antheil. Unermüdlich war er thätig, die brüderliche Liebe und Unterstützung für sie, so viel er konnte, bei seinen Freunden in Anspruch zu nehmen.

---

## 6. Das Pfarramt in Waldenburg.

Endlich kam doch für d'Annone die Zeit, da er in's Pfarramt eintreten sollte. Er war nun bereits 42 Jahre alt. Seine Bedenken gegen einen Dienst an der vaterländischen Kirche waren allmälig dem Zureden seiner besten Freunde und den Mahnungen des eigenen Herzens gewichen. So wenig er sich entschließen konnte, einen eigenmächtigen Schritt dafür zu thun, so hielt er es doch für besser, zur Förderung christlicher Zucht und Ordnung

im Lande, so viel möglich, noch beizutragen, als Alles Unwürdigen anheimzugeben, die bloß um Brotes und Einkommens willen ihr Amt verwalteten. So sehr ihm vor der schweren Verantwortung die das Predigtamt auferlegte bange war: so achtete er es doch eines Dieners Christi für würdiger, im Vertrauen auf den göttlichen Beistand das Kreuz eines ernsten Seelsorgers zu tragen und Seelen für Christum zu werben, als aus Furcht vor dem zu besorgenden Widerstande die Schafe ohne einen Hirten zu lassen. Er fieng an zu merken, wie eben hinter der bisherigen Stille und Einsamkeit sich leicht eine krankhafte Muthlosigkeit verbergen könne. Er hatte in der letzten Zeit in Diegten, in Kilchberg und anderswo nicht ohne Segen bei Vacanzen Aushilfe geleistet. Man hatte eben doch mehrmals sein und seiner Gaben gedacht. Er war verschiedene Male zu einer Pfarrstelle im Loose gewesen. Und als nun im März 1739 der Pfarrer im nahen Waldenburg starb, wurde er am 18. April durch ein doppeltes Loos im Schoße des Rathes zu seinem Nachfolger gewählt. Er hatte selbst eine Ahnung davon gehabt. Frau und Tochter hatten es ziemlich erwartet. Eine theure Christin in der Stadt hatte im Gebet eine Gewißheit darüber empfangen. Ein frommer alter Mann in Diegten erklärte ihm: das habe Gott gethan; er habe nichts sonst zu thun, als sich in Gottes Willen zu fügen. Der Pfarrer Wolleb zu Tenniken sprach ihm unter Thränen Muth und Trost ein. Von allen Seiten gelangten freudige Briefe und Segenswünsche an ihn. Er konnte nicht mehr sich weigern und Nein! sagen. Ihm war, als wenn eine Centnerlast auf ihn gewälzt worden wäre.

Wenige Tage darauf ward er schon seiner künftigen Gemeinde vorgestellt. Der Antistes Hans Rudolf Merian hielt gerade, seit 30 Jahren wieder zum ersten Mal, die Kirchenvisitation auf der Landschaft. D'Annone mußte mit den Herrn Visitatoren aus der Stadt, wo er sich aufhielt, nach Liestal und

Höllstein reiten, und von da in die St. Peterskirche zu Oberdorf. Dort trat der Antistes vor den Altar und ertheilte im Angesichte der Vorgesetzten von Waldenburg, Oberdorf, Niederdorf und Titterten ihrem neugewählten Pfarrer mit Auflegung der Hände den göttlichen Segen. In sein Diegten zurückgekehrt, schrieb er mit tiefer Bewegung des Herzens in sein Tagebuch: „O Herr, wenn nicht dein Angesicht mitgeht, so führe mich nicht von dannen hinauf; denn ich möchte lieber sterben, als ein ungesalbter und ungesegneter Prediger sein!" Erst aber am 3. April des folgenden Jahres konnte er sein Amt antreten und vor der gesammten Gemeine seine Antrittspredigt halten. So lange hatte das Gnadenjahr der hinterlassenen Witwe sich hinausgezogen. Sein Text war das Wort Pauli an seinen Timotheus: „Das ist je gewißlich wahr, so Jemand ein „Bischofsamt begehret, der begehret ein köstliches Werk." (1 Tim. 3, 1.)

Er sprach über das Predigtamt das er unter ihnen zu übernehmen kam in ganz anderer Weise als es in der Welt Sitte und Gewohnheit war. Da, meinte er, bewerbe man sich angelegentlich um eine Pfarrstelle und freue sich über die Beförderung dazu als über eine gute Versorgung und ein ansehnliches Ehrenamt. Ihm sei vielmehr dabei zu Muthe wie einem Mose, der den Herrn bat: ach, sende doch einen Andern; wie einem Jeremia, welcher seufzte: ach Herr! Herr! ich tauge nicht zu predigen; wie einem Jona, der übers Meer geflohen, um dem Predigtamte zu Ninive auszuweichen. Es gehe ihm schier wie dem Gregor von Nazianz, der als er Bischof werden sollte, sich in die Wüste verbarg. Denn ihm schwebe der ganze Ernst und die schwere Rechenschaft des Amtes, dem er sich unterziehen sollte, unablässig vor Augen.

Er redete sodann von dieser Rechenschaft welche der Prediger und Pfarrer über seinen Pfarrdienst einst werde ablegen

müssen. Es werde ihm damit ein gewichtiges Lehen von Gott dem Allerhöchsten, dem König der Könige übertragen; ein treuloser und unnützer Pächter aber könne bei seinem göttlichen Lehnsherrn in die allerschwerste Ungnade sich stürzen. Er sei zum Hirten über die unsterblichen Seelen seiner Gemeinde bestellt; ein Wächter und Hüter aber durch dessen Schuld und Versäumniß etwas von seiner Herde verloren gehe, werde das Verwahrloste nicht nur mit Silber oder Gold, nein! mit seiner armen Seele ersetzen und bezahlen müssen. Und nun stellte er sich und seinen Zuhörern, den damals geltenden Anschauungen gegenüber, die wichtigen, über alle Maßen weitreichenden Verpflichtungen vor die dem Arbeiter an diesem „köstlichen Werke" obliegen: wie der Prediger des Evangeliums nicht nur obenhin etwas hinschwatzen und die Schafe der Herde mit Stroh und Spreu füttern dürfe; wie es da gelte, das Wort des Herrn fleißig, einfältig, deutlich, so lauter, so redlich, so erbaulich und ernst als immer möglich zu predigen, also daß die Zuhörer tüchtig werden die h. Schrift selber zu lesen, zu verstehen und zum Heil ihrer Seelen anzuwenden; wie namentlich die Kinderlehren nicht saumselig und liederlich dürfen gehalten werden; wie dem Lehrer der Wahrheiten des Heils obliege, die liebe Jugend sorgfältig und gründlich zu unterweisen, daß sie nicht in der Unwissenheit und Ungebundenheit dahingehe, auch Sorge zu tragen, daß Aeltern und Schulmeister dasselbe Werk an den jungen Herzen und Gewissen verrichten. So lege die Verwaltung der h. Sacramente dem Diener Christi heilige Pflichten auf; da genüge es nicht, bei der h. Taufe die jungen Lämmlein kaltsinnig mit Wasser zu taufen. Er solle bemüht sein, dem zarten Täufling auch die Gaben des h. Geistes mitzutheilen, und das Schäflein Christi dem Herrn Jesu auf seinen Armen darbringen und übergeben, Aeltern und Taufzeugen des heiligen Versprechens erinnern das sie beim Taufsteine gethan, und her-

nach, wenn die Kinder zu Verstande gekommen, die heranwachsenden Söhne und Töchter anhalten, ihr Taufgelübde aufrichtig zu bestätigen und zu erfüllen. Das h. Abendmahl dürfe er nicht nur aus Gewohnheit halten, bei demselben leichtsinnig verfahren, das Heiligthum den Hunden geben und die Perlen vor die Schweine werfen; es gezieme ihm, diese feierliche Handlung in der Gegenwart Gottes, vor dem Angesichte Jesu Christi und seiner h. Engel zu begehn und, so viel an ihm ist, mit Ernst zu verhüten, daß Keiner der Tischgenossen sich dabei das Gericht esse. Ueberhaupt lege die Sorge für den ganzen Stand der Gemeine dem Diener des Pfarramtes nichts Geringes auf. In seiner Pfarrei darf er nicht Alles drunter und drüber gehen lassen; ihm liegt ob, gute christliche Kirchenzucht zu üben, daß Alles fein ordentlich zugehe in seiner Gemeinde und ein geziemender Unterschied gemacht werde zwischen Namen- und Thatchristen, zwischen Frommen und Heuchlern oder Gottlosen. Auch sollen seine Pfarrkinder nicht gleich Schafen sein die keinen Hirten haben; er muß sich die Hausbesuche lassen angelegen sein und den Gesunden Anweisung ertheilen, wie sie in ihrem Hauswesen, ihrer Kinderzucht, ihren Berufsgeschäften, ihrem ganzen Handel und Wandel den Christenstand ehren, den Kranken und Angefochtenen aber mit Rath und That beistehn, daß sie sich in ihr Kreuz geduldig schicken lernen. Ein eifriger und andächtiger Beter für sich und seine Gemeine muß er sein, den Geist der Gnade und des Gebetes muß er haben, nicht nur auf der Kanzel, sondern auch in seinem Kämmerlein und gemeinsam mit den ihm anvertrauten Seelen den Herrn anrufen und ihm lobsingen, sich und seinen Pfarrkindern aus dem Himmel herabholen was für Seele und Leib ihnen Noth thut. Vor Allem aber darf er nimmermehr durch ein ärgerliches Leben unter der Kanzel wieder niederreißen was er etwa auf der Kanzel gebaut hat, sondern soll seiner ganzen Gemeinde mit einem guten gottseligen Beispiele voranleuchten,

daß er mit dem seligen Apostel Paulus redlich sprechen dürfe: „seid meine Nachfolger, gleichwie ich Christi."

„Solch ein köstlich, wichtig, inhaltreiches Werk," schloß der neugewählte Pfarrer von Waldenburg, „soll ich armer schwacher „Mensch jetzt an dieser großen Gemeinde auf mich nehmen. „Und was soll ich sagen? Ihr werdet euch nicht wundern, „wenn ihr seht, wie meine Seele jetzt bebet, meine Glieder „zittern, mein Angesicht bleich wird und meine Augen voller „Thränen sind. Wie viele Seelen sehe ich hier vor mir welche „ich von nun an auf meine Seele nehmen soll! O du drückende „Bürde! O zentnerschwere Last, vor der auch der Engel Schul„tern erzittern müßten! Ihr könnt es begreifen, wenn, als vor „einem Jahre mir ohne mein Wünschen und ohne mein Zu„thun dieses Werk auferlegt wurde, mir das Herz bange ge„klopft hat. Wie viel leichter und sicherer wäre es für mich „gewesen, wenn es dem Allerhöchsten gefallen hätte, mich in der „Freiheit zu lassen, damit ich mein Leben hätte im lieben „Diegten in der Stille beschließen dürfen! Doch, Gott hat es „anders geleitet. So fasse ich Muth und wage es in Gottes „Namen. Wohlan! so seht ihr nun euern Pfarrer den euch „die göttliche Vorsehung beschert hat vor euch stehn. Seid „sämmtlich, Reiche und Arme, Junge und Alte, herzlich von mir „gegrüßt. Nehmet mich aus der Hand des Herrn an, daß ich „Lieb und Leid mit euch theile, ja auf den Nothfall williglich „mein Blut und Leben für euch aufopfere." Er sprach mit Zittern und strömenden Thränen. Unter den zahlreichen Zuhörern war kaum Einer, der nicht geweint hätte.

Eine Führung des Predigtamtes in solchem Sinne war nun allerdings eine ungewohnte, ganz neue Sache in dieser Gemeinde. Das ganz schlicht und einfach, aber mit Kraft und Salbung gepredigte Evangelium von einer lebendigen Bekehrung zu Christo drang den Leuten mächtig ins Herz. Es

erwachte unter Manchen ein Verlangen, den Weg des Heils besser kennen zu lernen. Des Schulmeisters Frau sah die Hausandacht die der Pfarrer je und je mit seinen Hausgenossen hielt, und bat mit Thränen, daß sie doch auch kommen und ihren Mann mitbringen dürfe. Das nächste Mal fragte sie noch für Einige um Erlaubniß. Immer Mehrere baten sich angelegentlich den Zutritt aus. Der Pfarrer mußte, um Ordnung in die Sache zu bringen, Montag und Donnerstag Abends die Männer, Dienstags und Freitags die Weiber im Pfarrhause um sich sammeln. Er las und erklärte einen Abschnitt des neuen Testaments und schloß mit einem Gebet; es wurde etwa auch ein geistlicher Liedervers gesungen. Es war eine Freude, wie Alles dabei so still und ordentlich zugieng. Keine Seele wurde übrigens dazu eingeladen. Es ward ausdrücklich bemerkt, Niemand solle deswegen seine Haus- und Berufsgeschäfte versäumen. Die Ausbleibenden, erklärte der Pfarrer, sollen ihm eben so lieb sein als die welche sich einstellen, wenn sie nur sich christlich betragen und den Predigten, Kinderlehren und den Betstunden in der Woche fleißig beiwohnen. Auch suchte er, so viel die obrigkeitliche Kirchen- und Landesordnung dazu Hand bot, christliche Ordnung und Zucht in der Gemeine wieder einzuführen. Jahre lang war diese nicht vorgelesen, geschweige denn beobachtet worden; er las sie drei Mal hinter einander von der Kanzel der Gemeine vor und erläuterte sie. Die Meisten hatten auch als Freunde eines ehrbaren und sittsamen Gemeinwesens ihre Freude daran und ließen sich's wohlgefallen. Bald kamen Leute aus andern Dörfern, namentlich vom benachbarten Bennwyl, die neue Predigt, die das Herz so bewegte, auch zu vernehmen. Alte Bekannte aus Diegten, von Sissach her, von Bubendorf kamen Sonntags nach Kirche und Kinderlehre zum alten Freunde, sich Rath und Trost zu holen; wiewohl er dazu nicht allzusehr ihnen Anlaß gab, da er noch oft

nach vollendeter Berufsarbeit in 10 bis 12 Häusern seine schuldigen Hausbesuche hielt und dann an die welche es begehrten eine erbauliche Ansprache richtete. Freilich, lange gieng das so ungestört und ungehindert nicht. Es regte sich auch Widrigkeit unter den Uebelgesinnten. Die Wirthe sahen diese Wendung der Dinge nicht gerne; einen besondern Gegner hatte d'Annone an Sixt, einem Vetter des Landvogtes, der arge Reden über ihn ausstieß. Landvogt Wagner, ein roher, grober, gewaltthätiger Mann, Pfarrer Ramspeck von Läufelfingen, ein wenig achtungswürdiger Mensch, dem Alles was an Pietismus gränzte zuwider war, äußerten sich höchst mißfällig über das Alles. Sie kamen beide ins Städtlein und stellten im Hause Sixt's, in der Gemeinde d'Annone's, hinter seinem Rücken Leute herbeirufend und verhörend, eine förmliche Untersuchung über ihn an. Es hieß: er verdamme die welche seine Versammlungen nicht besuchen, ein Mann der das Pfarrhaus frequentiere habe gesagt, Alle die das nicht thun seien des Teufels; er führe Neuerungen ein; er werbe, locke und ziehe Leute aus andern Gemeinen an sich. So besonnen und ruhig d'Annone in Allem verfuhr, so fern er sich von allem Singulären, das er niemals gesucht, zu halten wußte, so behutsam und respectvoll er dem Landvogt gegenüber alle schuldige Rücksicht und Ehrerbietung zu beobachten suchte, so demüthig und sanftmüthig er aus Achtung gegen das Kapitel der Geistlichkeit zu den bedrohlichen Auslassungen Ramspecks stille schwieg: es kam doch, ehe zwei Monate verflossen waren, zur Klage über ihn vor dem Antistes; der Landvogt trachtete, ihn bei Seinen Gnädigen Herren verdächtig zu machen. Der Pietismus war damals bei Vielen aus dem geistlichen und weltlichen Stande übel angeschrieben. Man besorgte, nicht immer ganz mit Unrecht, eine Hinneigung zur Lossagung von der bisherigen Ordnung der Kirche. Ein Schreiben des Kirchenvorstehers an den Dekan verlangte, daß d'Annone

Bericht über Alles ertheile. Er reichte seinem trefflichen Gönner Hans Rudolf Merian einen meisterhaften Bericht ein, voller Weisheit und Umsicht, aber auch voller Freimüthigkeit eines guten Gewissens und voll Eifers um das was das Heil der ihm anvertrauten Seelen betraf. Und die Sache ward dadurch zur rechten Zeit noch beigelegt.

Der Eifer d'Annone's muthete seinen Kräften fast allzu viel zu. Seine Gesundheit fieng an, die Folgen der überspannten Arbeit zu spüren. Im Januar 1742 ward ihm auf der Kanzel so übel, daß er abbrechen und die Kinderlehre einstellen mußte. Es waren gleich bedenkliche Anzeichen vorhanden. Mitten in der Nacht erwachte der Kranke von heftigem Fluß und Husten, und indeß die Frau eilig ein Licht machen wollte, lag er schon in einer Ohnmacht mit starken Gichtern und Röcheln. Man rief den Schulmeister herbei, der mit einigen frommen Seelen noch in Fürbitte für den geliebten Kranken beisammen war. Nur mühsam kam er auf deren Gebet hin wieder zum Bewußtsein. Nicht lange darauf rief der Kranke abermals: „Ach, es kommt wieder; Herr Jesu, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" und streckte, gleich Einem der sterben will, seine Glieder aus; der kalte Todesschweiß schien auf ihm zu liegen. In großer Bangigkeit und Schwachheit lag er nun mehrere Tage da. Und wiewohl er allmählig sich wieder erholte, war sein Kopf so blöde, daß er auch das laute Reden der Umstehenden nicht zu ertragen vermochte. Er war für lange Zeit etwas zu thun und zu denken untüchtig und mußte sich durch einen gläubigen Candidaten vertreten lassen. Dabei war er in seinem Gemüthe viel und schwer angefochten; er fühlte sich, bei dem Unvermögen seines angegriffenen Hauptes zum Denken, durchaus unfähig eine Predigt zu halten, konnte höchstens etwa in Buß- und Klageliedern seinem bekümmerten Herzen Luft schaffen. Er lernte unter schwerer Uebung seines Glaubens immer mehr, was mehr

ist als in seligen Gefühlen sich zu ergehn, sein Kreuz in Geduld und in Gehorsam tragen. Erst im Mai wagte er's, einmal nach Niederdorf zu der ihm nahestehenden Jungfrau Passavant zu fahren und am Pfingsttag fuhr er das erste Mal wieder in seine Kirche zu Oberdorf. Die beiden Herren Zwinger, seine Aerzte, verordneten eine Erholungskur in Säckingen, wo ihm ein Besuch seiner Schwägerin, seines Vikars Müller und seines lieben Waldenburger Schulmeisters Bové große Erquickung bereitete. Da ihm aber die Säckinger Luft und Gesellschaft nicht mehr zuschlagen wollte, ritt er zur Vollendung der Kur zu seinem Schwager Fischer nach Aristorf und gelangte über den Furlenberg zu Fuß gehend am 23. Juli wieder nach Hause. Doch als er unter oft wiederkehrenden schwächern Rückfällen sich allmälig besser befand und ihn Jedermann wieder für genesen erachtete, brach die Krankheit von neuem aus; im April 1743 lag er der Maßen darnieder, daß man besorgte, er werde nimmermehr aufkommen. Im Juni machte er, seine Kräfte zu versuchen, eine kleine Bergreise auf den Bilstein und Kellenberg und hielt das erste Mal die Samstagsbetstunde in der Kirche zu Oberdorf, am 4. August in der kleinen Kirche zu Titterten eine Predigt und endlich am 25. August nach langem Stillschweigen mit bewegtem Herzen seine erste öffentliche Sonntagspredigt über den Danktext: „Gelobet sei der Herr täglich; Gott „legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Wir haben „einen Gott der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode „errettet.“ (Psalm 68, 20. 21.) Am 14. September hatte er den Besuch des alten Vater Lucius, der sich in einer Sänfte zu ihm bringen ließ, am Sonntag die Morgenpredigt für ihn hielt, Abends im Pfarrhause an die Männer und die Frauen noch besondere Erbauungsreden richtete, aber auch verlangte, daß d'Annone vor ihm predige, was dieser denn auch, da er weder Kraft noch Zeit zum Studieren hatte, aus dem Stegreife that.

Lucius hatte große Freude an der Haltung und Stimmung der zahlreichen Zuhörer.

Dem angegriffenen und reizbaren Gemüthe ward übrigens vom feindselig gesinnten Landvogte nicht leicht gemacht seine Bürde zu tragen. Schon früher hatte er d'Annone bei Seinen Gnädigen Herrn verklagt, er berücksichtige nicht was die Kirchen- und Landesordnung über Fahrnißganten vorschreibe, er lasse im Kirchengebet die schuldigen Ehrentitel „ehrsam und weise" weg, und hatte den kränklichen Mann zu beschwerlichen Rechtfertigungen genöthigt. Es kam noch zu einem schärferen Zwist und Streit zwischen ihnen. Des Landvogts Sohn hatte sich — das ganze Land war von dem bösen Geschrei erfüllt — bei einer Hochzeit in Zysen auf's schnödeste an einer Tochter von Diegten vergangen und ihr eigentlich himmelschreiende Gewalt angethan. Die Aeltern klagten, der Sohn leugnete, Landvogt Wagner wies die Aeltern nach seiner Weise mit verächtlichen Scheltworten ab. Als nun auf Pfingsten der junge Herr Leonhard in der Vorbereitung auf das h. Abendmahl sich einfand, schrieb ihm d'Annone ganz freundlich und ernst und bat ihn, bis nach Austrag der Sache ferne zu bleiben. Sei das Geschrei wahr — er wolle es nicht untersuchen, sein Gewissen werde ihm den besten Ausschlag darüber geben —: so wäre es ja greulich gehandelt, dem großen Heiland bei solcher heiligen Handlung unter die Augen zu treten. „Da gehören," so erklärte er, „zuvor Bußthränen, Gnadenhunger, Lebensänderung dazu." Sei das Geschrei nicht wahr, so müsse, damit die Gemeine kein Aergerniß nehme und den Lästerern das Maul gestopft werde, seine Unschuld dargethan sein. Sonst sagten die Leute, er habe ein freches und verstocktes Herz und der Pfarrer thue sein Amt nicht. „Einmal," äußerte er sich, „mein lieber Herr Leonhard, stehet „und geht Seine Sache nicht dem Himmel zu; der Weg den Er wandelt ist gar zu breit." Er bitte ihn im Namen des Herrn,

daß er sich des Abendmahles enthalte; er möge ihm Gelegenheit geben, des Weiteren mündlich mit ihm zu sprechen; noch stehe ohne Zweifel die Gnadenthüre ihm offen, es sei aber hohe Zeit, der Welt und Sünde den Rücken zu kehren und dem Heiland zu Füßen zu fallen. Und als der Sohn, auf seine völlige Unschuld trotzend, bei seinem Entschlusse zum Tisch des Herrn zu gehen beharrte, schrieb der bekümmerte Seelsorger denselben Tag noch dem Vater: er möge den Sohn zurückhalten; es scheine derselbe so unschuldig nicht zu sein, als er vorgebe; der Vater möge die Sache in der Stille mit dem Sohn ausmachen; Gott möge ihm ins Herz geben, wie er sich zum Heil seines Kindes verhalten solle. Solchen Freimuth und Gewissensernst verstand aber der Herr Landvogt nicht. Er faßte einen grimmigen Haß und Groll gegen den unerträglichen pietistischen Pfarrer und suchte sich in gemeiner Weise an ihm zu rächen. Er sah bald darauf, wie d'Annone's Schwägerin und seine Anhängerin Jungfer Passavant in der Kirche eine Kleidung trugen, die streng genommen von den Luxusgesetzen verboten war. Da fuhr er sie nach dem Gottesdienst vor den gegenwärtigen Kirchenleuten grob, wie Schelmen und Diebe an und stellte sie gleich Bösewichtern an den Pranger, büßte sie auch aufs strengste mit Geldstrafen. Dem armen gekränkten Manne wollte das doch zu schwer fallen; dieser Gegner wollte ihn zuletzt noch vom Amt treiben oder ihn um sein Bischen Leben mit aller Gewalt bringen. Mit herzlicher Theilnahme suchte sein väterlicher Gönner seine Verzagtheit zu stillen und den Herrn Amtsbürgermeister zu einer Weisung an den rohen Vogt zu bewegen, daß er von nun an manierlicher mit dem Pfarrer umgehe.

Die schweren Sorgen und Erfahrungen der eigentlichen Berufsarbeit waren aber nicht das Einzige was Zeit, Kraft und Gemüth des vielbesorgten Mannes in Anspruch nahm. Die letzte Pflege der hochbetagten kindisch gewordenen Mutter, die er in

sein Haus aufnahm, war eine theure, doch nicht immer eine leichte Pflicht der Dankbarkeit für ihn und seine Frau. Ein viel schwererer Druck und Kummer, womit im plötzlichen räthselhaften Verschwinden seines zweiten Schwiegersohnes Bischof seine Familie heimgesucht wurde, erneute die inneren Anfechtungen seines kranken Gemüths in bedeutendem Maße. Sehr eingehende Schreiben seines Gönners und Freundes, des Grafen von Stolberg, die ihm eine Berufung des Fürsten von Anhalt-Köthen als Superintendenten daselbst dringend ans Herz legten, trafen ihn freilich so krank, daß er das ganz außer Acht setzen mußte. Daneben brachten ihm die Besuche von Freunden aus Basel, aus Deutschland und der Schweiz, insonderheit die seines ehemaligen Schaffhauser Zöglings, des Junkers von Imthurn, der ungeachtet jener nicht ganz rücksichtsvollen Trennung ihm seine Zuneigung und Anhänglichkeit immer bewahrte, zwar manche Erquickung, doch auch manche Mühe und Beschwerde von Seiten derer die seines trost- und salbungsreichen Umgangs zu genießen kamen. Namentlich gaben ihm die oft bei ihm ankehrenden Sendlinge der Zinzendorfischen Brüdergemeine und die Bewegungen welche die herrnhutische Richtung in der Vaterstadt verursachte nicht wenig zu denken und zu schaffen. Einerseits begrüßte er mit Freuden die staunenswerthen Erwartungen welche Zinzendorf's hinreißende Erscheinung beinahe allenthalben hervorrief; er hat an diesem Erwachen aus dem Schlafe allgemeiner Gleichgiltigkeit, an dieser neuen innigen Liebe zum Heilande seine große Freude gehabt und sich in einer eigens verfaßten, sorgfältig auf Alles eingehenden Schrift für das Recht und das Bedürfniß der in Basel entstehenden Verbindungen durchaus billigend ausgesprochen. Er hat auch zum Anschluß seiner ehemaligen Pflegetochter, Agnes von Imthurn, an die mährische Gemeinde mit seinem beistimmenden Urtheile zuerst nicht zurückgehalten. Andrerseits aber behielt er sich doch jederzeit seine selbständige

Stellung, besorgte eben doch je mehr und mehr, der Parteigeist möchte sich der aufgewachten begeisterten Stimmung bemächtigen und die Gemüther könnten unvermerkt von dem Einen Nothwendigen, dem ernsten Wandel in Christo, in eine Anhänglichkeit an menschliche Namen und menschliche Besonderheiten hineingerathen. Und in dieser zurückhaltenden Stellung ward er sehr bestärkt, als in der Gemeinde zu Herrnhag in der Wetterau für eine Zeit eine ungesunde schwärmerische, mit den Wunden Christi und seiner Seitenhöhle spielende und tändelnde Richtung die Oberhand behielt. Vor Allem gieng ihm nahe, als manche junge fromme Theologen von dem Treiben in Herrnhag sich einnehmen und aus dem Dienst ihrer Kirche wegziehen ließen. Ein vielversprechender und begabter junger Mann, Candidat Peter Raillard, der Sohn des Deputaten, dessen Freund und geistlicher Vater d'Annone war, machte sich im Jahr 1742 unter Vorgeben eines göttlichen Rufs den er in seinem Innern verspürt plötzlich auf und davon, ließ Vater und Mutter, Großvater und treue christlich gesinnte Verwandte im Stiche und begab sich nach Herrnhag und Marienborn, um dort zum Dienst an der mährischen Gemeinde sich vorzubereiten. Das bewog den für seine vaterländische Kirche patriotisch fühlenden Mann, auf das Gesuch des Vaters hin dem jugendlichen Schwarmgeist seine ernsten wohlgegründeten Einwendungen gegen den übereilten Schritt redlich zu eröffnen und ihm die hintangesetzte Pflicht gegen seinen hoch zu schätzenden Vater zu Gemüthe zu führen. Ja, er wandte sich an den ihm wohlbekannten Bischof von Marienborn, Polykarpus Müller, und suchte ihn in ächt brüderlicher Weise zu überzeugen, daß der junge Raillard hätte zu Hause bleiben sollen und daß er wohlthun würde, wenn er wieder zurückkäme. Er könne es weder mit den Grundsätzen des Christenthums noch mit den eigenen Versicherungen der mährischen Gemeinde zusammenreimen, wenn sie Leute die in ihrer heimathlichen Kirche

im Segen stehn durch beigebrachte Gewissensscrupel und Verdächtigungen der Diener des Evangeliums irre machten, sie durch mündliche und schriftliche Einladungen aus ihrer von Gott ihnen angewiesenen Laufbahn wegriefen und sie, wenn sie in eigenmächtiger Begeisterung wegliefen, mit beiden Händen aufnähmen, als hätten sie große Heldenthaten gethan. So möge die Gemeine bei ihnen einen neuen Zuwachs erhalten, aber die Landeskirche leide darunter Noth und es werde bei derselben immer finsterer. „O mein theurer, ehrwürdiger Bruder!" fügt der durch und durch redliche Freund der Brüdergemeine bei, „Sie „nehmen mir doch meine Freiheit nicht übel? Ich bin kein Feind „Ihrer Gemeinde, der Herr weiß es; und ob ich schon, wie „verlauten will, als ein solcher bei Ihnen schriftlich und münd„lich angegeben werde, so ist es doch nicht wahr. Auch bin ich „kein blinder Eiferer für meine Sache. Ich erkenne und be„seufze das Verderben unserer Kirche und würde herzlich gerne „Vieles niederreißen und aufbauen helfen. Seht unsre Nach„giebigkeit nicht nur als Welt- und Eigensinn oder Kreuzesflucht „an, sondern als Lasten die wir aus Noth und Liebe zu den „Seelen tragen. Liebe Brüder, gehet offenherzig heraus, pro„biert es, saget uns euren Sinn, was wir nach eurer Einsicht „abzulegen und was dagegen einzuführen trachten sollen. Wäre „das einer Gemeinde, die sich des Heilands ganz zu sein verlobt „hat nicht geziemend? Ist kein redlicher uneigennütziger Bruder „vorhanden, der die Sache persönlich schlichte und spreche: Lieber, „laß nicht Streit sein zwischen mir und dir?" Diese weise und liebreiche Rede fand aber damals wenig Anklang; der Bischof der Gemeine redete von des Vater Deputat politischer Weltklugheit und von Eingenommenheit gegen die verrufenen Herrnhuter; der junge Maillard, in aller Liebe gegen seinen einstigen Freund, von einem Mangel an dem rechten Geist der Erleuchtung und ließ ihn merken, wie er mit seiner Annahme eines Pfarrdienstes

an der zerfallenen Landeskirche eben nicht einverstanden gewesen. Und d'Annone schwieg in stiller Liebe und Geduld.

---

## 7. Das Pfarramt in Muttenz.

Schon seit einiger Zeit trug d'Annone sich mit dem Gedanken, an eine andere Pfarrei sich zu melden. Waldenburg war mit seinen vielen Gemeinden für einen der festen Gesundheit immerhin ermangelnden Mann in die Länge allzu beschwerlich, der Trauerfall der die Tochter Bischof, die Witwe eines Buchhändlers, betroffen machte eine größere Nähe des in diesem Fache geschäftskundigen Stiefvaters sehr wünschbar. Er meldete sich für die an Einkünften allerdings geringere Stelle in Muttenz und ward am 17. September 1746 dahin berufen. Bei seiner bedenklichen und leicht kummerhaft gewissenhaften Art verursachte ihm dieser Wechsel manche Angst und Noth; doch ward ihm durch trostreiche Sprüche der h. Schrift und durch die Wahl eines ihm gleichgesinnten Nachfolgers der Schritt bedeutend erleichtert. Am 6. August 1747 hielt er vor dicht gefüllter Kirche und vor einer Menge von Leuten aus den umliegenden Pfarreien, die im Kirchhofe standen, die Abschiedspredigt. Er zog dabei der großen Hitze wegen den schweren Pfarr-Rock aus und legte ihn bei Seite; sonst hätte er's nicht vollbringen können. Sein Herz und seine Augen badeten in Thränen; unter den Zuhörern war viel lautes Weinen und Schluchzen. Am 27. August stellte ihn Antistes Merian der Gemeine Muttenz vor, von dem Segen den seine Wirksamkeit in Waldenburg gehabt redend, und segnete ihn mit aufgelegten Händen ein. Am Bettag hielt er mit beklommenem Herzen seine Antrittspredigt. Die

Meisten aus der neuen Gemeine erzeigten sich zuerst ziemlich scheu gegen ihn; sie hatten sich ein rechtes Schreckensbild von ihm als einem finstern Pietisten entworfen; er hoffte indeß, dieses Bild werde sich nach und nach schon aufheitern.

Diese Erwartung wurde nicht getäuscht. Es blieben auch in Muttenz die gesegneten Wirkungen der treuen Bemühungen des demüthigen, aus eigener Herzensüberzeugung redenden Zeugen der Wahrheit nicht aus. Bald kamen auch hier — die Sache war da nichts ganz Unerhörtes mehr — Empfängliche und Heilsbegierige um eine nähere Anleitung in besondern Versammlungen bittend ein. Und als sich zeigte, daß die fleißigen und arbeitsamen Leute von Muttenz des Werktages an der Arbeit gehindert wurden, so wurden hie und da in besondern Häusern auf den Sonntag Stunden, in die sich Männer und Weiber theilten, eingerichtet. Während die Weltkinder dem Spiel, dem Wein und andern Zerstreuungen nachliefen, sammelten sich diese „Stillen im Lande" in kleinen Zusammenkünften, wiederholten was sie des Morgens in der Kirche gehört, sangen einige geistliche Lieder und schlossen mit gemeinschaftlichem Gebet. Der Pfarrer besuchte zuweilen bald diese, bald jene Versammlung; wachte, daß nirgends etwas aus eigenem Geist und Gutdünken sich einmischte, ließ sich über Alles was da vorgieng von Vertrauten Bericht ertheilen. Er hatte auch die Genugthuung, daß sich seines Wissens nie etwas für Land und Kirche Bedenkliches oder Besorgliches, keine Separation, keine Schwärmerei, nichts Rebellisches unter diesen seinen Leuten gezeigt hätte. Wenn auch der Boden, wo eine mehr irdisch betriebsame Bevölkerung war, sich für die Sache der Erweckungspredigt etwas weniger günstig als in der frühern Gemeinde erwies: in Manchem, im Ganzen schien es doch allmälig zu gelingen, ein erbauliches und anständiges Wesen unter den Gemeindegenossen einzuführen. Auch an unverhofften Erweisungen der göttlichen Gnade mangelte es nicht

immer. Ein toller Lästerer der Sache der Gottseligkeit wurde krank und meinte, er müsse sterben. Er hatte in der Nacht einen Traum oder eine außerordentliche Erscheinung: darin sah er sich vor Christo und einer Versammlung hoher Herren auf dem armen Sünder-Stühlein sitzen; der Heiland hatte einen Rodel in der Hand, darauf alle seine Sünden geschrieben standen. Auf seiner und seiner Frauen Bitte hin strich er ihm einen Posten nach dem andern durch. Und als Alles durchgestrichen war, wurde sein Herz mit unaussprechlicher Freude erfüllt. Am Morgen rief er Mutter und Geschwister herbei und erzählte ihnen Alles, ließ auch den Pfarrer holen, gab seiner Predigt, über die er oftmals gelästert, in Allem Recht und sagte: „Ich „hätte nicht gedacht, daß Ihr mir noch so lieb werden solltet." Der Pfarrer sah ihn an und fragte: „Habt Ihr mich denn jetzt lieb?" Worauf der Kranke ihm alle Liebe und allen Gehorsam gegen Gott und sein Wort fortan zu beweisen versprach. Er hat es auch, nachdem er wieder genesen, nach dem ihm gewordenen Licht treulich gehalten.

Die Hauptwirkung des Muttenzer Pfarramtes erzeigte sich aber unter den Bewohnern der Stadt. Dazu vor Allem sollte die Nähe dieses gottgesalbten Mannes nicht Wenigen dienen. Wiewohl er es nicht gesucht und lieber gehabt hätte, wenn seine Persönlichkeit nicht so hervorgehoben worden wäre: es fanden sich bald immer zahlreichere Zuhörer aus der Stadt bei seinen Predigten ein. Wenn schönes Wetter war, kamen am Sonntag Kutschen mit Zuhörern aus den höheren Ständen, kamen zahlreiche Fußgänger nach Muttenz zur Kirche; man mußte aus den benachbarten Häusern Stühle herbeiholen. Mancher den zuerst nur Neugierde herbeitrieb, der meist nur Wunders halber gekommen war, wurde wider seinen Willen von dem gesalbten Redner mächtig ergriffen. Es war, so lange die beiden Kantonstheile zusammengehörten, Gebrauch, daß jeder Landprediger

des Jahres einmal eine Predigt in der Stadt halten mußte. Wenn der Pfarrer von Muttenz seine Jahrespredigt hielt, war die Münsterkirche gedrängt voll, daß Niemand mehr Platz fand und in den Gängen die Zuhörer standen. Zwei Töchter Sarasin, Katharina und Maria, pflegten, um seines Umganges zu genießen, sich auf ihrem Landgute in Muttenz den ganzen Sommer über aufzuhalten. Ihre Mutter, eine geborene Fatet, war seine besondere Anhängerin und Gönnerin. Er war einst bei ihr mit zwei verheiratheten Töchtern zum Besuch im Bad Meltingen. Mitten im wilden Weltgewühl der Badegäste hielten sie dort mit Andern, die das Gute liebten, ihre stillen Erbauungsstunden. Von Seiten des katholischen Pfarrers daselbst wurde allerlei thörichtes Gerede über ihn verbreitet. Großes allgemeines Aufsehen erregte aber in der ganzen Stadt die Bekehrung des jungen Herrn Hans Franz Sarasin, des ältesten Sohnes des Hauses. Er hatte sich an einer Schlittenfahrt erkältet. Eine tödtliche Krankheit brach aus. Sein Gewissen, wie er denn ein leichtsinniges Leben geführt hatte, wachte mit Macht auf. Er lag in großer Angst und Bangigkeit, klagte, daß er des rechten Weges verfehlt, daß er der frommen Kinder Gottes gespottet, in der Fremde aus einer Sünde und Eitelkeit in die andre hineingerannt sei. „O Ewigkeit, du Donnerwort," rief er aus, „Sterben ist kein Kinderspiel!" Sein Wärter, der ihn mahnte, seine Zuflucht zum Heilande zu nehmen, mußte sich vor seinem Bett auf die Kniee werfen und ihm um Gnade bitten helfen. Am frühen Morgen des andern Tages ließ er alle seine Geschwister und Schwäger herbeirufen, bat die frommen Schwestern um Verzeihung, daß er ihrer oft gelacht habe, und ermahnte sie Alle, an ihm, so lange es noch Zeit sei, ein Beispiel zu nehmen. Darauf fiel er in eine Verzückung, lag erstarrt da, daß man ihn schon für erstorben hielt, erwachte aber wieder und rühmte, wie Gott ihm einen Gnadenblick habe erscheinen lassen und ihm

Vergebung seiner Sünden verheißen habe. „Nun fürchte er sich nicht mehr vor dem Tode; nun wolle er gerne sterben.“ Als darauf die Bangigkeiten sich wieder einstellten, begehrte er mit großem Ernst, man möge doch den Freund des Hauses, den Pfarrer von Muttenz, herbeirufen. Dem legte er ein tiefgehendes Bekenntniß aller seiner Sünden ab und versprach ihm mit aufgehobenen Händen, wo er länger leben sollte, künftighin ein rechter Christ zu sein. Doch hieß es immer wieder: „Für den „Leib ist wohl nichts weiter zu hoffen; wenn nur die Seele „gerettet wird!“ So brachte er noch die Hälfte der Nacht zu, ward dann stille und lag, die Hände gefaltet, da, bis er zuletzt in bewußtlosen Zustand verfiel und unter dem Gebete der Seinigen den Geist aufgab. Die Personalien wurden von Pfarrer d'Annone aufgesetzt. Ein überaus liebliches und rührendes Gegenstück dazu bildet das Ende eines ledigen Handlungsdieners von Basel, des J. J. Racine. Er kam oft nach Muttenz zur Kirche, wo er, immer ein stiller und ehrsamer Mensch, durch den Eindruck den ihm die dort vernommene Predigt gemacht den Frieden eines lebendigen Glaubens gefunden hatte. An einem Sonntag kam er, wie oft, her und hörte mit überaus freudigem Angesicht der Predigt zu, die vom gnadenreichen Anblicke Jesu Christi handelte. In der Herberge über Tisch war er davon ganz erfüllt und wiederholte dieselbe, erbaulichen Zuspruch damit verbindend; die mit zu Tische saßen hörten bewegt zu. Ehe es zur Kinderlehre läutete, gieng er abermals zur Kirche und fand dort einige junge Leute, die sich im Gesange übten; er gesellte sich ermunternd zu ihnen und sang mit ihnen, wie er denn ein trefflicher Sänger war, getrosten Muthes ihre geistlichen Lieder. Der Kinderlehre — es war darin vom Kleeblatt des wahren Glaubens die Rede — hörte er mit sichtbarer Freude, mit ganz besonderer Beistimmung und Munterkeit des Gemüthes zu, betete andächtig beim Kirchen-

gebete mit und stimmte in das gottesdienstliche Lied ein. Beim letzten Worte aber fiel ihm das Psalmbuch aus den Händen; er sank bewußtlos nieder; die Umstehenden eilten herzu, ihn zu halten, und während der Pfarrer den Segen sprach, gab er im Frieden den Geist auf. Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Das war der Eindruck den dieses Friedensende auf Alle machte.

Es läßt sich wohl denken: solchen auffallenden Kundgebungen eines andern als des altgewohnten Christenthums gegenüber blieb der Widerspruch der Gegner nicht aus. Der Pfarrer von Muttenz mußte sich daran gewöhnen, daß alle Monate, ja fast alle Wochen wieder ein neues verkleinerndes, oft selbst ehrenrühriges Gerücht über ihn umgeboten wurde. Zwar vom Landvogt hatte er jetzt nicht mehr wie einst in Waldenburg zu leiden. Er fand namentlich am neuen Obervogt in Mönchenstein, Herrn Emmanuel Fäsch, nicht nur einen ihm wohlgewogenen Freund, sondern auch, als der Herr mit schwerer Geisteskrankheit seiner Frau in seinem Hause einkehrte, an ihm einen Trostbedürftigen, der ihm mit herzlichem Vertrauen sich aufschloß. Als es in einem General-Kapitel zu Basel, das zur Wahl von zwei Dekanen der Landschaft gehalten wurde, scharfe Blitze wider den im Austritt befindlichen Pfarrer von Muttenz gab: hat sich Landvogt Fäsch tapfer und gründlich für ihn gewehrt, hat ihm auch später, da er wieder in der Stadt war, zum Zeichen seiner Anhänglichkeit zwei Bilder d'Annonischer Ahnen, die er besaß, zum Geschenke gemacht. Hingegen stand ihm in seinem ehemaligen Freund und Studiengenossen, Dr. Huber, in seiner eigenen Gemeinde unvermuthet ein heftiger Gegner auf. Derselbe hatte ein schönes Gut in Muttenz. Als d'Annone hinkam, erneuerten sie ihre Bekanntschaft und Huber war ihm seiner Bildung und Gelehrsamkeit wegen oft eine angenehme Gesellschaft. Wie er aber ein empfind-

licher Mann war, da er sah, daß d'Annone in seinem Pfarrhause einen größern Zulauf als er auf seinem Landsitze hatte: ward er eifersüchtig und wandte sich von ihm. Er suchte das Dorf wider ihn aufzubringen, zog die jungen Bursche an sich und gab ihnen zum Trinken und zu allerlei Ausgelassenheiten Anlaß. Uebrigens bekam der Muttenzer Pfarrer auch von den Herren Collegen an den Kapiteln manchmal den Neid und Unwillen über den Zulauf den er aus andern Gemeinden hatte empfindlich zu fühlen, also daß er den Sitzungen sich etwa, wo er Entschuldigungen dazu fand, sich zu entziehen suchte; was ihm freilich übel ausgedeutet ward. Vor Allem aber war ihm die Stimmung seiner Herren Häupter und Obern nicht gerade günstig: sie sahen mit Mißtrauen auf die pietistischen Bewegungen und witterten darin immer Separationsgelüste und Auflehnungen gegen die herrschende Ordnung und die obrigkeitliche Gewalt. Schon auf seiner ersten Pfarrei hatte er im Kirchengebet bei der Fürbitte „für die ehrsamen und weisen Herren Häupter und Räthe, Richter und Amtleute der christlichen Stadt und Landschaft Basel" die beiden Ehrentitel „ehrsam und weise" weggelassen als dem Ton eines Gebets zu Gott für sündige Menschen nicht angemessen. Er ermangelte sonst nie, in aller Ehrerbietung die gehörigen Titulaturen zu gebrauchen; nur im Gebet wollte ihm sein Gewissen also zu reden verwehren. Er war schon damals darüber vom Antistes zurechtgewiesen worden, war übrigens bisher diesen Titeln dadurch ausgewichen, daß er bei der Schwäche seines Kopfes überhaupt das lange Gebet nach der Predigt nicht hielt und dafür ein Gebet aus dem Herzen an seine Stelle setzte. Jetzt mußte ihm, von den Herren Regenten dazu aufgefordert, sein wohlwollender Gönner abermals zureden, er möge diese unnöthige, mehr Schaden als Nutzen stiftende übergroße und ängstliche Gewissenhaftigkeit fahren lassen und sich zum Gebrauch der wenig anstößigen Titulatur

verstehn. Er that es auch, obwohl ungern, und gab nach, um fruchtlose Weitläufigkeiten zu vermeiden. Noch mehr Ungelegenheit und Noth verursachte ihm indeß der Besuch der Muttenzer Predigten von Zuhörern aus der Stadt. Man sah in dieser Menge von Gästen die nach Muttenz hinausströmten eine ärgerliche Störung der bisherigen übungsgemäßen Ordnung, eine Parteianhänglichkeit die zu bedenklichen Unruhen führen könnte. So sehr Pfarrer d'Annone je und je dem lieblosen und richtenden Eifer der eigentlichen Separatisten abgeneigt gewesen: so war er doch ein freimüthiger Vertheidiger des Rechtes der Gewissensfreiheit und wollte sich die Erlaubniß, Heilsbegierigen das Wort des Heils und der Wahrheit zu verkünden nicht verbieten lassen. Er trat, in einer Schrift, „von den Kennzeichen der wahren Christen“ und in gedruckten Gedichten Rechenschaft gebend, in der Sache förmlich auf. Den Herren aber erschien der Prediger in Muttenz doch immer als ein verborgener Separatist, wenigstens als ein Beförderer des Separatismus, des mit dem altorthodoxen zerfallenen Christenthums. Es hatten nicht nur entschiedene Separatisten seinen Umgang gesucht; es hatten sich Leute die früher seine Predigten fleißig besuchten, und darunter Leute aus hochangesehenen Ständen, zur Separation und Trennung von der Kirche gewendet. Es kam sogar für eine Zeit lang dazu, daß am Sonntag denen die nach Muttenz hinaus wollten die Thore von Obrigkeit wegen geschlossen wurden. Und ein obrigkeitliches Mandat untersagte den Leuten das unanständige Geläuf in andere als ihre eigenen Kirchen. D'Annone hatte schwere Anfechtungen in seinem Gemüthe, dem Befehl, das Mandat von der Kanzel zu verlesen, in schuldigem Gehorsame nachzukommen. Er that es nur, indem er vorher gestand, es sei dasselbe nicht ganz nach seinem Wunsch ausgefallen; er wolle es aber als gehorsamer Bürger und Pfarrer lesen und, so gut es Gottes Wort und Gewissen erlaube, ihm nachzukommen trachten.

Uebrigens können wir uns die Wirksamkeit eines Mannes wie d'Annone nicht bloß und allein auf die Amtsgeschäfte beschränkt vorstellen. Seiner ganzen für gesellschaftliche Anlässe offenen, humoristischen Art, seiner allezeit fertigen Dichtergabe lag es nahe, bei Hochzeiten, bei Sterbefällen, bei Beförderungen geehrter Freunde zu Ehrenstellen und Aemtern ein Wort der Theilnahme und des heilsamen Zuspruchs den Betreffenden zukommen zu lassen. Er hat dem von ihm hochgeschätzten Licentiaten Bruckner, dem berühmten Verfasser der Merkwürdigkeiten unserer Landschaft, der in Muttenz einen Landsitz hatte, zu seiner Ernennung als Registrator in Versen gratuliert. Er hat in dem jungen Kupferstecher, Christian von Mechel, der bei ihm in seinen Predigten sichtbaren Segen gefunden, den Entschluß geweckt, seine schöne Gabe zur Ausarbeitung eines Bildes des gekreuzigten Heilandes zur Erbauung Vieler zu verwenden. Er dichtete, als der theure Vater Lucius gestorben war, der blinden Welt zur Erinnerung und Mahnung, ein „Denkmal der Ehren", das er öffentlich dem Druck übergab. Er feierte mit tiefbewegtem Herzen das Andenken seines langjährigen trauten Freundes Fatet, der ob seines raschen, oft strengen Urtheils vielfach verkannt wurde, den er aber als einen aufrichtigen Patrioten und Ehrenmann hoch hielt. Mit ehemaligen Freunden aus alter Zeit blieb er in fortwährendem brieflichen Verkehr. Seinem früheren Zögling, Junker Imthurn, der ihm jährlich ein Fäßlein seines guten Weines schickte, blieb er Zeit seines Lebens ein treuer Freund und Berather, dessen Kinder er auf fürbittendem Herzen trug; hat er ihm doch, als ihm sein schönes Giersberg abbrannte, eine dichterische Schilderung des ehemaligen und neugebauten Schlosses zum bleibenden Andenken ins Zimmer gehängt. Mit Freunden in Deutschland, mit den Frensdorfischen in Luisenhof, mit dem innig an ihm hangenden Grafen von Stolberg-Wernigerode unterhielt er die

einst angeknüpfte Verbindung; er schickte ihm seine Lieder, versandte an ihn die merkwürdigsten Versteinerungen seiner Umgegend, hat auch einmal, als Wernigerode abbrannte, unter seinen Basler Freunden und Bekannten eine stattliche Collecte zum Wiederaufbau für ihn zusammengebracht. Das Schicksal katholischer Gesinnungsgenossen aus dem Kanton Luzern gieng ihm tief zu Herzen. Ein Luzerner Fuhrmann, Schmiedlin, war durch Bekanntschaft mit der Schrift und mit den Stillen im Lande zu Basel und Bern erweckt und erleuchtet worden. Er hatte mitten in völlig katholischen Landen ein Häuflein von 30 bis 40 Anhängern und Gleichgesinnten gewonnen, welche, ohne von ihrer Landeskirche abzufallen, ein stilles frommes andächtiges Leben führten. Schmiedlin ward von seiner Regierung ins Gefängniß gesetzt, ihm wurde der Prozeß gemacht, er ward zum Feuertode verurtheilt und öffentlich erdrosselt und verbrannt. Seine Anhänger, seine Frau und seine Kinder wurden Landes verwiesen. D'Annone nahm sich ihrer mit großer Theilnahme an, hielt ihnen zu dreien Malen unter allgemeiner Bewegung Erbauungsstunden, besuchte sie auch in Weil, wo sie ein Unterkommen gefunden, und freute sich ihres einfachen redlichen Wandels. Die Judenmission, die damals von Halle aus einen ersten Anfang nahm, fand in ihm einen eifrigen Beförderer. Der ausgezeichnete Judenmissionar, Stephan Schulz, fand vor und nach seiner Reise ins Morgenland bei ihm herzliche Theilnahme; er blieb mit Dr. Callenberg, dem Führer der Sache, und mit der Heidenmission, die von Halle aus nach Ostindien reichte, in lebhafter Verbindung. Vor Allem aber war sein Augenmerk auf die Heimath, zu Stadt und Land gerichtet. Sein Haus ward ein Zufluchtsort für viel trost- und stärkungsbedürftige Landleute. Von weitem her kamen sie zu ihm, zum Theil Schaarenweise, sich belehren, zurechthelfen und trösten zu lassen. Er hatte dazu eine besondere volksmäßige Gabe. Es wird noch

immer erzählt, wie er einmal eine Dienstmagd, welche die fixe Idee gefaßt hatte, in's Land der Zufriedenheit auswandern zu wollen, darüber belehrte: sie brauche darum nicht nach Frankreich oder Amerika zu reisen, sie könne daheim, wenn sie Ungeduld und Neid wegschaffe und dafür Glaube, Liebe und Demuth beim Herrn Jesus sich hole, ins Land der Zufriedenheit gelangen; und wie er einem Verwandten, der, seit er in seiner Predigt ein neues Leben gefunden, nun von seinen weltlichen Aemtern zurücktreten wollte, den Rath ertheilte: es würde übel mit der Welt stehn, wenn die Freunde Christi von ihren Aemtern abtreten wollten, er solle einfach dem Kaiser geben was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist. Insonderheit machten aber die Parteiungen unter den Christen in Basel ihm nicht wenig zu schaffen. Die Separatisten, ohnehin mißtrauisch und ungebärdig, von den Behörden mit Gefängniß, Zuchthaus und Landesverweisung belegt, zeigten sich nicht immer sanftmüthig; Bader Miville gab eine so stachlichte Schmähschrift wider Kirche und Obrigkeit heraus, daß auch d'Annone von ihrer Vertheidigung abstehen mußte. Da stiftete er im Anfang des Jahres 1756 eine Gesellschaft von guten Freunden die sich nach allgemeiner Christenpflicht, Gottes Ehre und der Mitmenschen Heil zu befördern, zusammen thaten, und ohne in Staats- und Kirchensachen sich mischen, ohne eine neue Religion oder Sekte aufbringen zu wollen, in brüderlicher Liebe einander zur ewigen Himmelsbürgerschaft beförderlich zu sein suchten. Es war ein erster Grund zu einer Tractatgesellschaft, zu einem protestantischen Hilfsverein für nothleidende angefochtene Mitchristen, zur Unterstützung der Heidenmission, zur Gründung einer christlichen Bibliothek, was er dabei im Auge hatte. Er war dabei ihr treuer Correspondent mit Augsburg und Halle und bereitete, ohne es zu wissen, den Boden für die Mutter unserer christlichen Gesellschaften, die deutsche Christenthumsgesellschaft.

Am 8. Mai 1760 starb nach längern Nöthen an Leib und Seele seine liebe Ehefrau. Sie war zuletzt geistesschwach und kindisch geworden, und er hatte flehentlich bitten müssen, daß der „Meister“ sie bald zu sich in seinen Himmel aufnehmen möge. In einem zarten innigen Lied sagte er der „lieben Mama“ mit heißen Thränen gute Nacht und freute sich, sie bald, wenn auch sein Lauf vollbracht sein werde, herzlich küssen zu dürfen. Die längst bewährte Freundin des Hauses, Jungfer Fröulerin, versah ihm an ihrer Stelle sein Hauswesen und pflegte sein treulich. Von da an nahm während der folgenden 10 Jahre seine allmälige Abschwächung und Kraftlosigkeit sichtbar zu; seine Gemüths- und Geisteskräfte schwanden immer mehr; er fühlte sich zu einer größeren Arbeit immer mehr unfähig; nur noch zur Seltenheit vermochte er, eine öffentliche Predigt zu halten, und er mußte so viel möglich sich mit guten Vikarien für die eigentlichen Amtsfunctionen zu behelfen suchen. Doch auch so war's noch immer der Stand seiner Gemeine und seines Landes was ihm am Herzen lag. Die Gnädigen Herren gaben ihm selbst Anlaß, seine Einsicht und Erfahrung zum Wohle derselben noch einmal vor ihnen laut werden zu lassen. Nicht zwar wie die meisten der andern Pfarrämter hatte er über zunehmende Völlerei in Muttenz zu klagen. Aber freimüthig und mit großem Ernst hat er von der wachsenden Zahl der „Uebelhauser“ in seiner Gemeine geredet, das üble Beispiel das die Städter durch ihre Jagdpartieen, durch ihre Badbelustigungen am Sonntage gaben, die vielen Militärübungen welche dem Pfarrer die Hausbesuche verwehrten, den Luxus und die Kleiderpracht, die üppigen Hochzeiten die den Wohlstand untergruben geschildert, auch auf die Fahrlässigkeit der Unterbeamten, die Gewissenlosigkeit vieler Landvögte, das Ausbleiben einer kräftigen Handhabung der nöthigen Ordnung von Seiten der Regierung aufmerksam gemacht und sich als einen weisen Freund alter Zucht und einfacher Sitten

erwiesen; also daß Antistes Merian sein besonderes Wohlgefallen darüber bezeugte. Auch den Herren Deputaten hat er über die kirchlichen Zinse und Steuern auf Verlangen einen gründlichen historischen Bericht ertheilt, mit altgewohnter Sachkenntniß die eingeschlichenen Mißbräuche gerügt und den Listen der Bauern gegenüber das Recht nicht verhehlt und verborgen. Hingegen hat er auch hier wie je und je den Sinn bewährt, daß er lieber erlittenes Unrecht in der Stille verschmerzen, lieber Rock und Mantel sich wollte nehmen lassen, als daß er in einen der Liebe zu den Pfarrkindern entgegenstehenden Rechtshandel sich hineinziehen ließ. Dafür spricht er bei Anlaß einer freiwilligen Steuer die jährlich für arme Schulkinder gesammelt wurde, seiner Zeit weit vorauseilend, den Gedanken aus, es möchte eine Waisenanstalt für Landeskinder gegründet werden und er bietet seiner Seits einen Beitrag von 100 Pfund dazu an. Den geistlichen Zustand seiner Gemeine aber hat er bei zunehmender Schwäche und Unfähigkeit zum Schreiben, Lesen und Studieren unablässig auf dem Herzen getragen und viel für sie gebetet, dabei oft bedauert, daß er mehr von Heilsbegierigen aus der Stadt, als aus Muttenz besucht werde. Unter seinen Vikaren trat ihm besonders nahe sein geistlicher Sohn, der nachherige Pfarrer zu St. Peter, des Verfassers Großvater, welcher das ihrer Großmutter so liebe Estherlein Lachenal heimführte; es ist noch ein Trostbrief d'Annone's vorhanden, den er freilich nicht mehr mit eigener Hand zu vollenden vermochte, voll kräftigen gewaltigen Ernstes über den Verlust eines Kindes, welcher der Großtochter widerfahren war.

Vierzehn Tage vor seinem Ende nahm seine letzte Krankheit ihren Anfang. Er mußte sich, wie oft schon, tief angegriffen und abgemattet zu Bette legen. Alles wurde angewendet. Es wollte sich keine Besserung zeigen. Man besorgte eine beschwerliche Wassersucht. Er wünschte sehnlich aufgelöst zu

werden und bei Christo zu sein; doch war ihm der Wille Gottes, so bitter er auch sein sollte, das Liebste. Am Tag vor dem Sterben bezeugte er noch: „es sei ihm in seinem Christen„thum und Amt allezeit ein redlicher Ernst gewesen; der Herr „wisse das wohl; vor Ihm sei alle seine Begierde und sein „Seufzen nicht verborgen. Er habe nichts womit er sich rühmen „könnte; sein ganzer Trost sei der, daß wir einen so guten „Heiland haben, den wir zwar nicht sehen und doch lieb haben „und an welchen wir glauben, bei ihm hoffe er Barmherzigkeit „zu erlangen." Er lag wie ein Kind im Schoße des Heilandes und schlief am 10. October 1770 in Gegenwart seiner Freunde, Mittags zwischen 3 und 4 Uhr, sanft und friedlich ein. Sein Großsohn hielt ihm die Leichenrede. Seine Hülle ruht an der äußeren Kirchmauer neben der westlichen Thür.

Druck von Felix Schneider in Basel.

